3 1761 07392307 0

Tagebuch-Blätter.

II.

Tagebuch-Blätter.

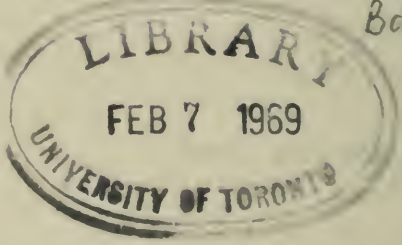
Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

PT
2284
H2Z52
1861
Bd. 2



Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

London 1851 1

I. Die Reise 3

II. Londoner Straßenleben 30

III. Der Krystallpalast 46

IV. Vauxhall 61

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien . . . 71

Ungarn im Jahre 1857 89

I. Die Kaiserreise.

1. Der Empfang in Buda-Pesth 91

2. Der große Empfang. Das Theater paré . . 111

3. Besuch im neuen Winterhafen und auf der Alt-Ofener Schiffswerfte 117

4. Die Beleuchtung von Ofen und Pesth . . . 125

5. Die Bälle. Der Besuch im Stadtwäldchen . 136

6. Der Besuch des Kaisers in Waitzen 141

7. Jaszbereny 145

Seite
8. Nach Szegedin 162
9. Nach Gyula 178
II. Auf der Theiß 188
III. Ein Volksfest in Großwardein 198
IV. Der Csárdás 215
Die Feste in Rußland im Jahre 1846 231

Tagebuch-Blätter.

London 1851.

I.

Die Reise.

Ich fuhr von Stuttgart Abends mit dem letzten Zuge nach Heilbronn, doch war dieser Zug, der von Ulm herkam, bei Amstetten aufgehalten worden, oder hatte sich vielmehr selbst aufgehalten, indem er auf einen Extrazug wartete, der ihm von Geißlingen entgegen kommen sollte; dieser Extrazug aber, ebenso höflich wie der gewöhnliche, wartete seinerseits unten im Thale, und nachdem beide auf diese Art zu Nutz und Frommen sämmtlicher Reisenden eine Stunde gewartet, löste sich das Mißverständniß auf, und beide sausten mißmuthig ihrer Wege, wir aber fuhren deßhalb eine Stunde später von Stuttgart ab, und ich fürchtete sehr in Heilbronn den Heidelberger Eilwagen nicht mehr anzutreffen; doch Dank der segensreichen Einrichtung der Telegraphen: die Eisenbahnbehörde hatte der Postverwaltung einen elektrischen Befehl zugeschleudert, mit dem abgehenden Eilwagen auf den letzten Zug zu warten.

So fuhren wir getröstet in die Nacht hinaus, und der Convoi stöhnte aufwärts nach Feuerbach. In tiefem nächtlichem Schatten lag die Gegend, ein Gemälde grau in grau, hie und da mit helleren Linien und Punkten; eine Landstraße, ein Feld-

weg, ein weißsteinernes Gebäude, Hofers marmorne Pferde, die gespenstig aus dem Dunkel hervorleuchteten; ein schon reisendes Kornfeld, ein Acker voll Mohnblumen, welche sinnend die weißen Blumenköpfe auf den schlanken Stängeln wiegten. Rings um uns war Ruhe und Frieden; am Himmel zogen schwarze zerrissene Wolken, die ausgebrannten Hülsen eines himmlischen Feuerwerks, welches ein Gewitter uns heute Abend zum besten gegeben; Leuchtkäfer flogen neben uns in Gras und Feldern, und von der Locomotive glühende Funken, die es jenen gleichthun wollten, aber in nächster Secunde erloschen und erstarben. Knirschend und heulend fuhr der Zug in den großen Tunnel auf der Höhe des Berges ein, und hinter uns blieben Feld und Wald, Wolkenzug und wirkliche Leuchtkäfer; an ernsten, finstern Mauern, von den zitternden Wagenlampen nur momentan erhellt, huschten wir vorbei; Kohlenrauch füllte das Gewölbe; über ihm lagern sich die weißen Massen des ausströmenden Dampfes, der Zug geht langsamer, die Locomotive pfeift, wir fahren drüben in eine andere Landschaft hinein. Doch sendet der Himmel einen feinen Regen herab, und da er wie ein grauer Schleier rings die Gegend bedeckt, so thun wir besser im Innern unseres Wagens der Reisegesellschaft einen Blick zu schenken.

Eine Nachtfahrt gleicht der andern in ihrer Staffage vollkommen. Zubereitungen zum Schlafen werden gemacht durch um den Kopf gebundene Schnupftücher, untergestemmte Arme, ruhig einnickende Köpfe, hie und da hören wir einen tiefen Seufzer, ein starkes Räuspern, dann und wann ein leises Gespräch. Hierin machte aber eine Gesellschaft, aus mehreren Herren und Damen bestehend, eine sehr bemerkenswerthe Ausnahme; sie sprachen viel und laut mit blaßgefärbtem weichem norddeutschem Dialekt —

ich glaube es war ächtes Berlinerblau — und Einer aus dieser Gesellschaft machte den Spaßmacher mit dem besten Erfolg: er konnte thun, was er wollte, sich mit einem leisen Geschnarch zum Schlafen anschicken oder laut etwas hinausrufen, die andern lachten darüber; er konnte mit vielem Geräusch eine Geschichte erzählen oder schweigend ein Stück Torte essen, die andern folgten seinen Bewegungen, und jedesmal krönte ein lautes Gelächter seine Anstrengungen. Ich konnte nicht erfahren, weß Glaubens und Standes er sei, aber er mußte viel in der Welt herumreisen und sich häufig in Wirthshäusern aufhalten, denn er kannte sämmtliche Oberkellner, von denen er sprach, beim Namen, und seine Anekdoten erinnerten sehr an die Table-d'Hôte. Das württembergische „Fertig" und „Fort" der Eisenbahn-Beamten ahmte er aufs täuschendste nach, ebenso die belgischen Hornsignale zu demselben Zweck; von Stuttgart behauptete er, das Theater sei dort unter dem Affen, dagegen erinnere er sich mit wahrem Entzücken an Frankfurt und an die famöse Oper, die er dort gehört, „Lucia von Lammermayer."

Wie aber in der Welt alles ein Ende nimmt, so auch die Fahrt nach Heilbronn, und damit das kolossale Vergnügen der eben erwähnten Gesellschaft. Bei der Ablieferung des Gepäcks gab es noch einen gelinden Wortwechsel zwischen Post- und Eisenbahn-Beamten, indem erstere mit vollem Recht behaupteten, da die Post nun einmal so ungebührlich lange auf den Zug habe warten müssen, sei es nicht mehr als billig, daß die Effecten der Weiterreisenden vor allen andern zuerst besorgt würden, hier aber sei es Mode, daß die Post bereits bis zuletzt warten müsse, und dieselbe, seit dem 1. Julius Kinder Eines Vaters, würde sich bemühen, daß den Packbeamten des hiesigen Bahnhofs für dieß

Vergehen nächstens eins unter den Zopf gespuckt würde. (Ich gebe diese Strafandrohung wörtlich wieder.)

Die Richtung der Eilwagen von hier nach Heidelberg ist eine zweifache: am Tage, wo der Reisende nicht schläft und im Stande ist, sich an der schönen Aussicht zu erfreuen, fährt man direct nach Sinsheim, eine schöne ebene Chaussee, aber durch eine flache, ganz uninteressante Gegend; des Nachts aber geht der Eilwagen einen fürchterlich holperichten Weg über Wimpfen und Rappenau; der Reisende kann nicht schlafen, weil er unbarmherzig zusammengestoßen wird, könnte aber die herrlichen Neckar-Ufer sehr genau sehen, wenn es nicht zufälligerweise Nacht wäre. Die Eilwagen an sich sind ganz gut eingerichtet, zwei Plätze auf einer Bank, und gehen recht bequem und angenehm, auch die Conducteure sind gefällig, die Pferde größtentheils ordentlich; aber ein großer Uebelstand der deutschen Posten im allgemeinen, der süddeutschen insbesondere, ist der unendliche Aufenthalt auf den Stationen; nur damit wird so viele Zeit verloren, und hauptsächlich deßhalb sind unsere Eilwagen keine Eilwagen. Ist irgendwo eine Expedition, wo nur Pakete, Briefe ꝛc. abgegeben werden, so scheint dem Conducteur die Zeit so reichlich zugemessen, daß er sich gar nicht zu beeilen braucht. Sollen die Pferde gewechselt werden, und hat auch der ankommende Postillon aus Leibeskräften geblasen: stille und einsam liegen lange Zeit die Stallgebäude; endlich glänzt ein trübes Licht in die Nacht hinaus, die Thore öffnen sich schläfrig, es wird ebenso schläfrig eingespannt, mit großer Umständlichkeit die Zugstränge probirt, der Postillon zieht langsam seine Uniform an, wirft einzeln auf den Wagen hinauf die Peitsche, seinen Mantel, einen großen Sack mit Hafer zum Abfüttern, einen Sattel zum Nachhausereiten, und endlich

klettert er selbst nach. Das dauert aber alles eine gute Viertelstunde länger als nothwendig, und vier Viertelstunden machen eine ganze aus, deren Hälfte sogar uns in Heidelberg sehr gut zu statten gekommen wäre, denn wir erreichten mit genauer Noth vor Abfahrt des Zuges den Bahnhof; ich verbrannte mir mit einer heißen Tasse Kaffee Mund und Magen und kam, mit dem fürchterlichsten Sodbrennen behaftet, mißmuthig nach Frankfurt, um von da sogleich nach Castel, Mainz gegenüber, zu eilen, von wo die Dampfboote der Kölnischen Gesellschaft in neuester Zeit abfahren.

Es ist dies eine sehr zweckmäßige Einrichtung und erspart dem Reisenden den langen Weg über die Mainzer Brücke, inclusive Brückengeld und Trägerlohn, was man früher alles zu entrichten hatte; seit diesem Jahre correspondiren auch Eisenbahnen und Dampfboote recht brav, und wenn man Abends um 9 Uhr, wie ich, von Stuttgart wegfährt, erreicht man Köln den andern Abend um dieselbe Zeit, also in 24 Stunden.

Da lag der Kölnische Dampfer mit seinem weiß und grünen Schiffskörper, dem schwarzen Schornstein und den Flaggen in weiß und roth, den Farben der guten Stadt Köln. An den Schornsteinen erkennt man schon von weitem die verschiedenen Gesellschaften, welche den Rhein befahren; die Kölner sind ganz schwarz, die Düsseldorfer haben weiß und schwarze Streifen, und die Holländer sind halb schwarz und halb weiß; die Schleppdampfer sind dagegen kenntlich an ihrem langsamen Fahren, an den dunklen Farben des ganzen Schiffs, an den schwarzen Rauchmassen, worein es beständig gehüllt ist, und an den Schiffen, die es mit sich zieht. Die Einrichtung von Personal-Karten, welche man auf den Rhein-Dampfschiffen eingeführt hat, ist dem Reisen-

den sehr zu empfehlen; man nimmt zugleich ein Billet für die Rückfahrt mit, nach jedem beliebigen Ort, und zahlt dafür die Hälfte des Preises. Hierdurch kostet z. B. die Fahrt von Mannheim nach Köln und zurück auf der ersten Klasse (Vorcajüte) nicht mehr als 15 fl. 14 kr., von Mainz nach Köln und zurück 10 fl. und einige Kreuzer.

Unser Dampfer — wir hatten die Ehre mit dem Landsmann „Schiller" zu fahren — war nicht übermäßig besetzt, überhaupt der Verkehr auf dem Rhein in diesem Jahr gegen alle Erwartung noch nicht sehr zahlreich. Doch war deßhalb unser Dampfer nicht leer zu nennen, und da das Wetter ziemlich ordentlich war, auch ein Segeltuch als Zelt über das Verdeck gespannt wurde, so fand sich bald dort oben die Gesellschaft ein, wie man sie beständig mit kleinen Variationen auf Rheinfahrten zu sehen das Vergnügen hat. Lange Karten mit dem Laufe des Stromes liegen oben ausgebreitet, und wo man bei einer alten Ruine einigermaßen zweifelhaft ist, wird der Kellner citirt um die richtige Auskunft zu geben. Handlungs-Reisende behaupten das Rauchcabinet, trinken Moselwein und spielen Piquet; frische junge Ehepaare schauen stillächelnd in die Fluthen des Rheins, und obgleich sie vor den Augen der Welt so thun, als beschäftigten sie sich mit den lieblichen Sagen der Ruinen, an denen sie vorbeischwimmen, haben sie doch in Wahrheit viel wichtigeres zu denken und zu besprechen. Der Conducteur, gewöhnlich ein eleganter junger Mann, schreitet munter auf dem Verdeck hin und her und prägt seinem Gedächtniß so viel als möglich die Physiognomien der Mitreisenden ein, damit er später einen neuen Passagier behufs Abforderung des Fahrbillets augenblicklich erkenne. Der Capitän, meist ein untersetzter, sehr stämmiger Mann,

wandelt aus dem Rauchzimmer in die Küche, von da in seine Cajüte, sieht hie und da angelegentlich in den Maschinenraum und raucht sehr viel aus seiner langen Pfeife, die er aber in einen Winkel stellt, wenn er das Verdeck betritt.

Durch die unseligen Schnellfahrten ist die Poesie des Fahrens auf dem Dampfer verschwunden. Früher, wo man von Köln nach Mannheim drei Tage unterwegs war, bildete man eine einzige große Familie, deren Haupt der Capitän, und deren rathgebender älterer Bruder oder Freund der Conducteur war; damals hatte die kölnische Gesellschaft noch keine Concurrenz, und der schwarze Schornstein, sowie die rothweiße Fahne „herrschten allein auf den Meeren"; es kam auf eine Stunde mehr oder weniger nicht an, und Capitän und Conducteur hatten Lust — zur Kurzweil und zum Vergnügen der Passagiere — allerlei Schnurren aufführen zu lassen. In jener glücklichen Zeit sahen die Schiffsjungen zuweilen sich veranlaßt, einander schwarze Gesichter zu malen, und jeder lachte über den andern, den er allein geschwärzt glaubte; da konnte man den Steuermann ernsthaft an seinem Ruder stehen sehen, und eine unsichtbare Hand hatte ihm große papierne Sporen an die Füße geheftet; ja in jener harmlosen Jugendzeit konnte es vorkommen, daß ein Engländer, der am Steuerruder fischen wollte, plötzlich einen getrockneten Häring aus dem Wasser zog, den ihm ein Matrose ungesehen daran geheftet.

Aber das ist alles dahin. Das Boot fährt keuchend und schnaubend seines Weges und peitscht unermüdlich mit den großen Schaufelrädern das Wasser den ganzen Tag fort, gleich fleißig, gleich geduldig; nur hie und da, wo plötzlich angehalten wird, heult es grollend auf und speit zischend weißen Dampf zu beiden

Seiten der Räder in die grünen Fluthen. Da schwimmen wir nach und nach bei den bekannten Burgen und Städten vorbei; der Mäusethurm beschäftigt sehr die Phantasie der Reisenden; dann der neuerbaute Rheinstein, die Pfalz mitten im Rhein, Oberwesel mit seinen zackigen ausgebröckelten Mauern und der schönen Kirchen-Ruine, die man erhaben über dem Städtchen so frei vor Augen hat, die Katz, die Maus, vorher noch die Loreley mit dem Profil Ludwig Philipps und dem alten Invaliden auf dem andern Ufer, der mit dem Knall seines Gewehres das Echo in der Felswand, und mit den melancholischen Tönen seines Horns die Erinnerungen an frühere Zeiten weckt, in denen man ebenfalls hier vorbeigefahren.

In Koblenz kamen viele neue Passagiere an Bord, und von nun an vermehrten sich dieselben auf jeder Station, namentlich in Königsweiler, wo bei unserer Anfahrt die Ufer schwarz mit Menschen bedeckt erschienen. Hier zog es denn auch in wahrer Procession auf das Boot; eine ganze Legion Studenten aus Bonn, die sich einen vergnügten Tag gemacht hatten und in Masse in ihren grellen buntfarbigen Kopfbedeckungen wie ein wandelndes Tulpenfeld aussahen. Sie betraten theils schäkernd und lustig, theils ernst und gravitätisch das Boot. Ach, mir war, als seien das dieselben Gesichter, die gleichen Schmarren und Risse darin, dieselben Bärte und Mützen, die gleichen buntfarbigen Bänder und langen Pfeifen, die gleiche Redeweise und selbst die gleichen großen Hunde, die ich schon vor langen Jahren gesehen und gekannt hatte. Zugleich mit ihnen, oder vielmehr gleich nach ihnen, betraten ein paar Dutzend Handwerks-Gesellen und Lehrlinge das Boot, die gleichfalls am Fuß des Drachenfelsens den Sonntag gefeiert hatten. Sie waren im ganzen viel

lustiger als die Musensöhne, trugen ebenfalls Pfeifen mit langen farbigen Troddeln, und während jene auf dem Hinterdeck dicht geschaart standen, gruppirten sich diese auf Kisten und Fässern des Vorderdecks und sangen allerlei bekannte verbotene Lieder, z. B. „Was ist des Deutschen Vaterland?" In Bonn flutheten diese Gesellschaften wieder vom Verdeck hinweg, und das Schiff blieb bis Köln ziemlich leer.

Mit dem Drachenfels hören die malerischen Ufer des Rheins plötzlich auf. Auf der linken Seite begleitet uns der Godesberg in seiner wohlbekannten Form noch eine Zeitlang, bald scheint er bei langen Baumreihen vorbeizuschweben, die hinter ihm liegen, bald wandeln Häuser, Brücken, kleine Wäldchen, Anhöhen mit Getreide bewachsen vor ihm vorbei und bedecken ihn vor unsern Blicken. So schwimmen wir langsam zwischen den flacher werdenden Ufern dahin; dort links liegt Schloß Brühl, das wir aber nicht sehen; endlich macht der Rhein vor Köln die letzte Biegung. Der Boynthurm wird sichtbar, und über der Häusermenge der heiligen Colonia und ihren unzähligen Kirchen ragt massenhaft der Dom hervor, fast in derselben Silhouette wie vor zwanzig Jahren, obgleich in jüngster Zeit so unendlich viel an ihm neugebaut wurde; links das riesenhafte Stück des Thurms mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Domkrahnen, rechts die Masse des Chors, und der Raum zwischen beiden ist immer noch nicht ausgefüllt.

Es dunkelt schon, während wir uns Köln nähern; die Rheinseite, wo wir anlegen, ist mit Menschen bedeckt, die unsere Ankunft erwarten; von den großen Gasthöfen dort glänzen Lichter in allen Etagen, und die Namen derselben, in ungeheuren Eisenbuchstaben auf den Dächern angebracht, sind eben noch sichtbar.

Auf der Rheinbrücke brennen bereits die Gaslichter und bilden eine glänzende Linie von Köln nach Deutz. In letzterer Stadt, vor den großen Hôtels zum Marienbildchen, jetzt Belle Vue, und Prinz Karl, sind dichtbelaubte Gärten, aus welchen Lichterglanz hervorzittert, und die vollständigen Klänge der Regiments-Musiken, die dort lustig aufspielen, schallen über den breiten Strom zu uns herüber. Hier fließt der Rhein ruhig, aber auf seinem gewaltigen Rücken trägt er spielend die vielen Dampfboote, die großen Holländerschiffe, den ganzen Mastenwald, bei dem wir jetzt vorbeifahren. Unser Schiff macht einen großen Bogen, um aufwärts an seine Landungsbrücke zu kommen; der Kapitän steht auf dem Radkasten, der Schiffsjunge, nachdem er sich vorher seine Nase geschneuzt, läutet heftig und anhaltend, die Passagiere rennen in ängstlicher Hast durcheinander; der vermißt eine Hutschachtel, jener einen Nachtsack; hier entsteht ein gelinder Streit wegen Berührung meines Koffers mit den Hühneraugen des Nachbars, und dieser Streit wird endlich geschlichtet durch den unsanften Stoß des Bootes ans Ufer, so daß sich alles sanft in die Arme fällt, auch wir Streitenden.

Die Gangborde poltern auf das Schiff, wie Harpyien stürzen sich die Kölner Lastträger auf unser Gepäck, ergreifen Koffer und Kisten, ja den Passagier selbst, wenn er ihnen im Weg steht, und schlagen alle Einwendungen, alle Gegenreden mit den Worten nieder: „Ich bin angestellter Lastträger und habe Nr. 24. Wohin soll Ihr Gepäck?“ In den königlichen Hof! Und schon ist er aus dem Schiff hinaus mit der ganzen Bagage. Man kann ihm aber vertrauen, diesem angestellten numerirten Lastträger; man bezeichne ihm nur genau seine Effecten und sage ihm deutlich den Namen des Hôtels, so findet man alles in der

Flur des Gasthofs wieder. Ich folgte meiner Nr. 24 mitten durch die gaffenden Gesichter am Ufer, die mich beim Schein zweier Gaslaternen anstarrten, als müßte ich der längst Erwartete sein, und befand mich bald im Hôtel Royal, im Hause des Hrn. Dietzmann, einem der comfortabelsten Gasthöfe der ganzen Christenheit. — —

Um von Köln nach London zu gelangen, gibt es, außer dem Wasserweg über Rotterdam, zwei Routen zu Lande: über Ostende oder über Calais. Wer von der Seekrankheit nicht sehr zu leiden hat, thut besser wenn er über Ostende geht; man fährt von Köln in etwa zwölf Stunden dahin, und ist, wenn man Abends um 8 Uhr dort anlangt, durch die ewig zitternde Bewegung des Wagens so gerädert, daß man froh ist, die Eisenbahn verlassen und sich auf dem Schiff, wenn auch auf einer harten Bank, ausstrecken zu können. Dagegen dauert die Ueberfahrt nach Dover ungefähr fünf Stunden. Für manchen eine sehr unangenehme Geschichte. Calais erreicht man mit der Eisenbahn erst in der Früh um zwei Uhr, hat von da aber nur eine Ueberfahrt von anderthalb bis zwei Stunden. Die Preise auf beiden sind sich so ziemlich gleich. Ueber Calais kann man von Köln aus den Platz gleich hin und zurück nach und von London nehmen; auf der ersten Classe glaube ich zu 36 Thalern. Ueber Ostende kann man dagegen nicht für die Rückfahrt bezahlen, weßhalb man besser thut, den Platz auf der Eisenbahn und dem Schiffe selbst zu nehmen, da man alsdann nicht gezwungen ist, auf einer bestimmten Classe zu fahren. Doch ist jedem, der es eben möglich machen kann, anzurathen, auf den belgischen Eisenbahnen und den Seeschiffen den ersten Platz zu nehmen.

Von Köln fuhren ein Freund und ich, Morgens um 7 Uhr,

als ökonomische Leute auf der zweiten Classe. Dieselbe ist im Vergleich mit unsern süddeutschen und den preußischen Staatseisenbahnen sehr gering, dagegen aber, im Verhältniß zu den eben genannten, außerordentlich theuer. Unser Zug war ein sogenannter Schnellzug, ging aber trotzdem nicht viel rascher als der gewöhnliche. Der rheinischen Eisenbahn erwächst zum guten Glück eine gewaltige Concurrenz in der Bahn von Düsseldorf nach Aachen, die im Herbst 1852 fertig werden soll.

Das Wetter begünstigte uns heute Morgen, die Sonne schien warm, und die Wolken, welche hie und da den Himmel bedeckten, machten durch ihren Schatten die einförmige flache Gegend lebendig. Fruchtfelder und Wiesen standen prächtig, oftmals Strecken so weit das Auge reichte in goldgelber Farbe, eingesäumt mit dem saftigsten Grün. Sausend und klappernd ging es durch den langen Königsdorfer Tunnel, bei Düren vorüber, nach Eschweiler, wo die gewaltigen Eisenfabriken und Schmelzöfen sind. Hier hat die Gegend ein trauriges, ausgebranntes Ansehen; im schwarzen Kohlengrunde, der von der Eisenbahn anfängt und die Höhen hinansteigt, welche die Aussicht begränzen, liegen die staubigen Häuser mit den breiten dunkeln Dächern; über ihnen empor ragen riesenhafte geschwärzte Schornsteine, welche dunkle Rauchmassen ausqualmen, während weißer Dampf stoßweise und zischend aus den engen Röhren emporfährt, dort wo die Maschinen keuchen und rasseln. Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern, mit glänzenden Augen und weißen Zähnen, wie die Neger, schauen aus den Thüren und Fenstern und scheinen dem Salamander-Geschlecht anzugehören. In Rauch und Feuer stand ihre Wiege, in Qualm und Flammen wuchsen sie auf, und enden so ihr Leben; zu ihren Füßen liegt Staub und Asche, über ihren Köpfen

steigt Qualm empor, züngeln die Flammen, ihre Gesellschaft bei Tag und bei Nacht. Und immer weiter greift dieß Terrain des Feuers um sich, immer weiter entstehen neue Schmelzöfen, Hammer- und Streckwerke. Dort hinten auf den Anhöhen, wo heute noch grüner Wald ist, sieht man schon gelichtete Stellen, erblickt man schon Dampfschornsteine und Rauchwolken, und es wird nicht manches Frühjahr mehr anstehen, dann sprießen auch dort keine Gräser und Blumen mehr, sondern es ruht alles, ohne Lebenszeichen, todt unter der erkalteten Asche.

Doch schon pfeift die Locomotive wieder — vorbei, vorbei! Die Schnelligkeit des Dampfes führt uns bald abermals in freundliche, lachende Gefilde; Waldschatten umfängt uns, frische Wasser murmeln unter uns dahin; die Wände des Einschnitts, durch den wir fahren, sind bedeckt mit grünen Kräutern, mit heranwachsenden Akazien, mit stacheligem Ginster und seinen gelben Blumen. Doch während der Blick noch hinüberschweift in das Thal neben dem Schienenwege, wo hochstämmige Eichen ihre knorrigen Aeste ausstrecken, werden die Baumreihen schon wieder lichter und lichter; eben erst in tiefem, schattenreichem Einschnitt, fahren wir jetzt auf einem hohen Damm in die Ebene hinaus. So weit das Auge reicht, wiederum gelbe Fruchtfelder und grüne Wiesen, kleine Buschpartien, aus welchen schlanke Kirchthürme auftauchen, dort ein prächtiges Schloß, hier eine alte Ruine, und während wir fast die vor uns liegenden Höhen wieder erreicht haben, kommt quer durch das Feld uns entgegen eine Procession — ein sogenannter Bittgang um gutes Erntewetter.

Wie lieblich flattern die rothen und blauen Kirchenfahnen in dem hohen gelben Korn! Wie glänzt das große goldene

Kreuz an der Spitze des Zuges! Wie reizend schlängelt der Zug sich buntfarbig durch das Feld dahin, die Geistlichen in ihren weißen und gestickten Gewändern, die den rothen Traghimmel umgeben, unter welchem der alte Priester, unbedeckten Hauptes, mit dem Allerheiligsten geht, voraus die rothgekleideten Chorknaben mit Weihrauchfaß und Klingel, und hintennach der lange Zug von Bauern mit ihren Weibern und Kindern, den dunklen Kattunmantel an. Das weiße Tuch, das sie um den Kopf tragen, flattert im Winde, und als wir nahe bei ihnen waren, hörten wir, wie es von hundert Lippen murmelte: „Heilige Maria Mutter Gottes bitt' für uns!" Aber nur einen Augenblick, denn die Locomotive, die uns dahinreißt, pfeift höhnend dazwischen.

Hinter uns lassen wir das liebliche Bild der Procession, das uns so lebhaft an die Tage der Kindheit erinnert; hinter uns bleibt der fromme Glaube, und wir stürmen davon, immer weiter durch das Leben; hinter uns bleibt die lachende Ebene, der Friede, die Ruhe, welche auf den Klängen der Kirchenglocken in unser Herz dringen; eine finstere Schlucht nimmt uns auf, deren Seitenwände phantastisch verschlungene Wurzeln fassen und manche hohe und mächtige Bäume tragen. Schwärzer wird die Erde rings herum, Kohlenstaub liegt zwischen den Schienen; wir rasseln durch einen finstern Tunnel; lustiger scheint die Locomotive zu arbeiten, denn sie nähert sich abermals einem Platz, wo viele ihres Geschlechts zwischen dicken Mauern seufzen und von der schwachen Menschenhand durch den Druck eines kleinen Hebels gezwungen werden, mit gewaltiger Kraft Wasser zu heben und Eisen zu strecken. Dann bleibt auch Stollberg hinter uns und vor uns im Thale liegt Aachen, die alte Kaiserstadt. Der

Dom mit seiner grauen Kuppel tritt vor unser Auge, dahinter der sogenannte Loosberg, daneben das Kloster der heiligen Cäcilie, auf den Anhöhen alte Thürme durch dicke Stadtmauern verbunden, die dem hügeligen Terrain auf und ab folgen. Wo wir jetzt fahren, in der Nähe der Stadt, war vor nicht langen Jahren noch dichter Wald, und da drinnen lagen die alten Schlösser aus der Zeit Karls des Großen: Frankenburg, Schönforst, bekannt durch den Ring der Fastrada. Es waren heimliche, liebliche Plätzchen, diese beiden alten Schlösser mit ihren zerbröckelten Zinnen und epheuumwachsenen Thürmen, rings mit Wasser umgeben, die Spielplätze meiner Kindheit. Jetzt fährt die Eisenbahn dicht bei der Frankenburg vorüber; man hat ihr den grünen Waldschleier von dem altersgrauen Gesicht gezogen, und da dieses alsdann zu durchfurcht und zerrissen erschien, hat man an ihr einen unglücklichen Restaurationsversuch gemacht und dadurch die alte liebe Ruine schmählich mißhandelt.

Aachen lassen wir hinter uns mit seinen vielen Kirchen und seinen heißen Quellen. Unser Zug wird von einer stehenden Maschine aufwärts gen Herbesthal gezogen, und wie wir emporsteigen, treten alle Theile der Stadt mit dem benachbarten Burtscheid nochmals vor unser Auge; dann verlassen wir wieder für eine Zeit lang die Landschaft mit Kornfeldern, Obstbäumen, Wiesen und Gärten, und jagen dafür durch eine Waldregion auf einem der interessantesten Eisenbahnwege, die es wohl in der Welt gibt. Kaum haben wir einen Tunnel durchflogen und donnern über eine Brücke, so hören wir schon wieder an den eigenthümlich schütternden Schlägen der Maschine, daß wir uns einem neuen gewölbten Durchgange nähern. Nicht hundert Schritte

lang konnte hier die Bahn geführt werden ohne Hindernisse zu überwinden. Jetzt fahren wir durch einen hohen Einschnitt, gleich darauf auf einem ebenso hohen Damm, dann wieder über eine Brücke und durch einen Tunnel. Bald wendet sich die Bahn links, bald rechts; immer näher treten die Berge zusammen, klare Wasser stürzen unter dem Bahndamme daher, sie treiben Mühlen und Fabriken; bei jeder Biegung durch das enge Thal sehen wir schöne Villen und palastähnliche Gebäude, Wollspinnereien und Tuchfabriken; auch hier hohe Schornsteine, auch hier Feuer und Dampf.

Auf unserer linken Seite liegt Limburg auf der Höhe; wir lassen nach einer langweiligen Kofferviſitation Verviers hinter uns und rasseln, abermals bald rechts, bald links biegend, durch die Thalschlucht dahin, abermals über Brücken und durch Tunnels und durch Tunnels und über Brücken, bei hohen Felswänden vorbei und über helle rauschende Wasser. Das Auge ist geblendet und verwirrt; kaum schweift es einen Augenblick in ein liebliches Seitenthal, so reißt die Maschine auch schon, rasselnd und stöhnend, den Zug durch einen neuen Tunnel, und ehe man noch Zeit hat sich in jener Finsterniß zurecht zu finden, bricht man schon wieder eilend hervor aus Tageslicht, um wieder nur für Augenblicke die Gegend im Sonnenglanz anschauen zu können. Man ist ordentlich froh, daß man endlich Lüttich erreicht, daß man hinter Aus durch die weiten Ebenen Belgiens fährt, wo man an unendlich ausgedehnten Kornfeldern, an Wiesen ohne Ende Gelegenheit findet, das ermüdete Auge ausruhen zu lassen.

Wenn man aber, wie wir, auf der zweiten Classe fährt, so ist man dagegen durchaus nicht im Stande, auf diesen belgischen Eisenbahnen auch den ermüdeten Körper einigermaßen wieder

herzustellen; es sind scheußliche Menschenqual-Anstalten, diese belgischen Wagen zweiter Classe, und man begreift in der That nicht, wie ein Land, wie Belgien, dem der durchreisende Fremde so viel für Unterhaltung seiner Schienenwege zahlt, dafür so undankbar, ja engherzig sein kann, um Leute, denen es gerade nicht convenirt, die theuern Preise der ersten Classe zu bezahlen, von der Mitte aus lebendig zu rädern. Die Wagen zweiter Classe hier sind alte rappelige Holzkasten mit kleinen schlechtgepolsterten Kindersitzen, an der Rücklehne ein zwei Zoll breiter Streifen vermoderten Seegrases, mit abgenutztem Tuch überzogen, das die vermessene Idee hat ein Polster vorstellen zu wollen. Dabei schließt kein Fenster, die Bahn staubt über alle Begriffe, und wenn man ein paar Stunden gefahren ist, so könnte man sich für ausgewechselt halten, denn mit dunkelfarbigen Kleidern in diesen Marterkasten gestiegen, bemerkt man sich plötzlich in einem hellgrauen Anzuge. Leider bin ich keine Großmacht, sonst würde Ich Belgien für diese Menschenquälerei den Krieg erklären, oder Ich ließe auf Meinen Eisenbahnen Zweite-Classewagen nach belgischem Muster mit einem künstlichen Staub-Apparat bauen und alle durchreisenden Belgier darin fahren, so lange fahren, bis sie feierlich gelobten, zu Hause auf eine andere Einrichtung zu dringen, und das würden sie schon nach der ersten Station thun.

Im übrigen ist Belgien gewiß ein sehr schönes und angenehmes Land, und namentlich Brüssel eine sehr liebenswürdige Stadt, und hat sehr schöne Gasthöfe und schattige Spaziergänge. Man speist im Hôtel de Flandre außerordentlich gut, und das fiel mir namentlich in Mecheln ein, wo man ein fürchterlich schlechtes Rostbeef bekam und Kaffee gar nicht vorhanden war. Als wir weiter fuhren, brannte die Sonne außerordentlich warm, die

Gegend wurde immer flacher, die Wagen fuhren auf den Schienen wie toll hin und her, und es staubte immer stärker und dichter. In unserm Wagen saßen sechs geistliche Herren auf einer Bank neben einander, und alle sechs hielten Gebetbücher so ruhig wie möglich vor ihre Augen. Wenn man sie so im eifrigen Gebet begriffen sah, so konnte man glauben, sie büßten dadurch, aber am meisten durch die Fahrt selbst, einiges von ihren Sünden ab. Doch waren sie für Büßende sehr unduldsam, und als ich mir eine Cigarre ansteckte, husteten alle Sechs erst leise, dann immer lauter, und endlich bemühten sie den Conducteur, der mir ankündigen mußte, daß das Rauchen — in einem jämmerlich stoßenden rappelnden belgischen Zweiter-Classe-Wagen mit Staub-Apparat — verboten sei.

Die Zeit schlich uns sehr langsam vorüber; endlich erreichten wir Gent mit seinem großartigen, aber unschönen Bahnhofe; das Dach ist von Eisenguß und sieht aus wie von Brüsseler Spitze gemacht. Später kamen wir nach Brügge und bemerkten hinter dieser Stadt, daß wir uns dem Meere näherten. Der Boden, bis jetzt schwarz und fruchtbar, wurde sandig und weiß; lange Reihen kahler Hügel liefen weit ins Land hinein, die Vegetation ward dürftiger, endlich sahen wir auch Schiffe, aber nicht auf dem Meere, sondern auf einem Canal, über welchen die Eisenbahn fuhr. Gegen halb 9 Uhr kamen wir nach Ostende, müde und matt, bestaubt und hungrig. Sämmtliche Hausknechte des deutschen Hofes bemühten sich eine halbe Stunde lang, den belgischen Eisenbahnstaub von uns zu entfernen, und eine Schüssel vortrefflicher Seefische sollte uns in den Stand setzen, den Schrecken der nun folgenden Meerfahrt einigermaßen Stand halten zu können.

So eine Seereise ist etwas angenehmes und erfrischendes, so sagen alle Leute, die nicht seekrank werden, und ich bin, Gott sei Dank! einer von diesen Glücklichen. Der Freund dagegen, der mit mir die Reise nach London machte, betrachtete mit Grauen die schwankenden Mastspitzen im Hafen, und hatte schon am Land eine fürchterliche Ahnung von großem Uebelsein, das ihn auf der See befallen würde, und von Opfern, die er dem Poseidon bringen müßte. Das Wetter war aber auch nicht sehr günstig; es hatte den Tag vorher im Canal ziemlich gestürmt, und die See zeigte heute jene trügerische in der Tiefe bewegte Glätte, welche der Schiffer „hohle See" zu nennen pflegt. Gegen 10 Uhr gingen wir an Bord. Der Dampfer lag am sogenannten Dyck im innern Hafen ruhig vor Anker. Der Himmel versprach eine klare Nacht, ich glaube auch, wir hatten einigen Mondschein. Da das Schiff erst nach Ankunft des letzten Bahnzuges von Köln gegen 11 Uhr absegeln sollte, so hofften wir in der Cajüte noch einigen Platz zu finden, täuschten uns aber sehr, denn auf Sophas und Stühlen lagen schon eine Menge Passagiere in trauriger Selbsterkenntniß lang ausgestreckt. Auch die Damen-Cajüte hatte schon ihr Theil, obgleich sich die meisten Passagiere des zarten Geschlechts auf dem Verdeck befanden. Da saßen sie neben einander auf Bänken und hatten unterschiedliche Ideen von einer schrecklichen Nacht; denn der Capitän und der Steward versicherten auf Befragen: es sei gerade keine hohe See, aber einige Bewegung könnte es doch geben. Dazu machten die Kellner ihre schauerlichen Vorrichtungen, schraubten die Luken in den Cajüten fest zu, und richteten eine große Anzahl weißer Waschschüsseln her, um sie nöthigenfalls gleich bei der Hand zu haben.

Endlich kam der letzte Bahnzug und brachte noch eine Menge

Passagiere für uns mit, die theils zu Wagen, theils zu Fuß eilfertig daherkamen. Da wir tief unter dem Kai lagen, so sahen wir über uns die Silhouetten der Ankommenden, die sich am helleren Nachthimmel scharf abzeichneten; Wagen und Pferde, Männer mit Koffern, Nachtsäcken und Hutschachteln, wie sie sich bemühten einer dem andern vorzukommen, und das war äußerst ergötzlich anzusehen. Bald darauf wurde das Compaßhäuschen erleuchtet; der Steuermann trat an seinen Platz, der Capitän ebenfalls, das Schiff wurde vom Ufer losgemacht, und wir fuhren dem Ausgang des Hafens zu, der durch zwei Leuchtthürme bezeichnet ist.

Es ist bei so einer ersten Seereise, wie wenn jemand anfängt reiten zu lernen. So lange das Pferd zwischen den Mauern der Reitbahn einen anständigen Schritt oder einen stillen soliden Trab geht, fühlt man sich ganz behaglich; aber wie man ins Freie kommt, der Gaul den Kopf in die Höhe nimmt, sich zuerst vornen hebt, dann hinten, sich schüttelt und wild in die Zügel beißt, so bricht dem jungen Reiter ein gelinder Angstschweiß aus. Gerade so erging es den meisten Mitreisenden in der heutigen Nacht. So lange wir zwischen den Hafendämmen fuhren, entlockte der klare Himmel, das glänzende stille Wasser den Passagieren manchen Ausruf der Freude und des Erstaunens. Aber kaum hatten wir die beiden Leuchtthürme passirt, so fing das Schiff an zu courbettiren wie ein unartiges Roß. Jetzt hob es sich vorn empor, neigte sich zuerst auf die linke Seite, dann auf die rechte, tauchte nach einigen Secunden das Bugspriet fast ins Wasser, um sich hinten hoch empor zu heben. Wir hatten, wie gesagt, hohle See, und der Dampfer machte die so bekannte sehr unangenehme schraubenförmige Bewegung. Bei allem Jammer

und Elend ist es für den Gesunden wirklich komisch anzusehen, wie sich die Physiognomien der unglücklichen Seereisenden verändern. Bei denen, die sogleich und heftig gepackt werden, bedeckt sich das Gesicht mit einer erschreckenden Blässe. Die Nase wird lang und spitz, die Augen starr und gläsern, und das krampfhafte Lächeln eines ohnmächtigen Widerstandes spielt mit den zusammengekniffenen Lippen. Häufig ergeht es so jungen Helden, die unmäßig gelacht über die ersten der Opfernden, die sich über den Schiffsrand hinübergebeugt. Jetzt kommt auch ihre Zeit; das Schiff capriolt fort und fort, ein trostloser Blick rings herum zeigt ihnen nichts als Himmel und Wasser — keine Hülfe, keine Rettung; darum ebenfalls fort an den Schiffsrand!

Das Meer führte sich in der That heute Nacht sehr ungezogen auf; man mußte äußerst breitspurig gehen, um auf den Füßen bleiben und den unglücklichen Opfern der Seekrankheit beiderlei Geschlechts ausweichen zu können, die sich einem ohne Ansehen der Person in die Arme warfen und sich beim geringsten Anstoß auf eine unangenehme Art erleichterten. Das Schiff schaukelte hin und her; von unten herauf ächzte und stöhnte es; geschäftig liefen die Kellner auf und ab, und in der Damen-Cajüte, in welche ich einen schüchternen Blick hinein warf, hätte es grausenhaft ausgesehen, wenn nicht die drei Französinnen, die dort halbtodt lagen, so gar allerliebst und niedlich gewesen wären und in ihrem traurigen, gänzlich aufgelösten Zustande nicht das innigste Mitleid erregt hätten. Einer von den dreien half ich mit sehr vieler Gefahr aufs Verdeck. Sie hatte eine ältliche Dame, ihre Mutter, glaube ich, bei sich, welche, wie mir der Steward, ein Flamänder, am andern Morgen erzählte,

ihn mitten in der Nacht um aller Heiligen willen beschworen hatte, sie aussteigen zu lassen.

Es ist sehr angenehm nicht seekrank zu werden, doch wird ein gesund Gebliebener als ein vollkommen rechtloses Wesen betrachtet und zu allerlei Dienstleistungen aufgefordert, als wenn sich das von selbst verstände. Hat man sich auf dem Deck auf eine Bank gesetzt, so kann man darauf schwören, daß einem gleich darauf ein Kranker wie ein Sack auf den Leib fällt, um einen im wahren Sinn des Worts wegzudrängen. Hat man in der dunstigen heißen Cajüte einen erbärmlichen Stuhl erbeutet, so kann man darauf schwören, daß ihn der Kellner gleich darauf für irgend einen jungen Menschen, der über und über beseekrankheitet hereingeschleppt wird, in Anspruch nimmt. Alles das ist im Grunde nicht mehr als billig, und man spaziert resignirt auf dem Verdeck auf und ab. Auf einer Bank inmitten desselben sitzen vier erkrankte Damen; sie haben nicht den Muth aufzustehen, um den Schiffsrand zu erreichen, denn sie fürchten, nicht mit Unrecht, von der heftigen Bewegung über einander geworfen zu werden. Die erste streckte flehend ihre Hand nach mir aus, worauf ich sie natürlich an die Brüstung führte, und ebenso nach vollbrachtem Geschäft, während welchem sie mich krampfhaft festhielt, nach ihrer Bank zurück. Dann begehrte die zweite den gleichen Liebesdienst von mir, darauf die dritte und endlich die vierte. Während all der Zeit spritzte das Wasser, mehr als nothwendig war, über das Verdeck hin. Mein unglücklicher Freund, der in der Nähe des Radkastens lag, befand sich inmitten einer kleinen Ueberschwemmung, leistete aber trotzdem das Uebermögliche. Es waren außer mir nur wenig Passagiere zurechnungsfähig, und wenn ich mich so zuweilen an das Compaß-

häuschen stellte, so sah das Schiff gar zu traurig aus. Da lagen sie rings herum über die Brüstung gebeugt, und schauten so angelegentlich in das schäumende Wasser, daß man hätte glauben sollen, da unten in der Tiefe passire etwas ganz außerordentlich merkwürdiges.

Endlich erbleichten die Sterne am Himmel, so viele nämlich deren sichtbar waren, und der junge Tag kam herauf, in eine grau schmutzige Wolkenblouse gehüllt. Vor uns lagen dunstige Nebel, und hie und da erblickte man durch sie einen weißen Streifen — die Küste von Alt-England. Auch Lichter wurden sichtbar, zuerst zwei von den Leuchtthürmen, der Eingang in den Hafen von Dover, dann mehrere aus der Stadt selbst. Schiffe mit vielen Segeln flogen bei uns vorbei, still und gespensterhaft in der Morgendämmerung, dunkel und schattengleich wie riesige See-Ungeheuer mit ausgespannten Flügeln.

Bald wurde die Bewegung des Schiffes etwas ruhiger; unsere armen Kranken athmeten freier auf, und gegen halb 5 Uhr legte sich das Schiff an eine hohe Mauer außerhalb des Hafens, und uns wurde bedeutet auszusteigen. Alle unsere Effecten mußten hier zurückbleiben, sogar kleine harmlose Nachtsäcke; wir sollten das alles später in dem Mauthgebäude wieder finden. Ich muß hier bemerken, daß, als wir gestern Abend Ostende verließen, der Steward jeden Reisenden ersuchte, ihm seinen Namen deutlich anzugeben. Ich mache jeden darauf aufmerksam, dies pünktlich und gewissenhaft zu thun und sich so bald wie möglich in dieser Liste eintragen zu lassen. Wir erfuhren den Nutzen davon später bei Verabreichung unserer Effecten, wo der, so zuerst eingetragen war, auch zuerst befördert wurde.

Da standen wir denn auf Englands Küste an einem ziemlich

trüben Morgen und wandelten dem innern Hafen zu, auf einem Kai, der zu beiden Seiten mit ungeheuern Quadern bedeckt war. Einige des Ortes kundige Engländer zeigten uns den ziemlich weiten Weg nach dem Mauthgebäude, sowie nach einer kleinen Taverne dicht daneben, die den stolzen Namen Grun-Hôtel trug. Schüchtern traten wir in den schmalen langen Hausgang desselben, der uns in eine Hinterstube führte, wo wir uns aber aufs angenehmste überrascht fanden durch einen reichlich und vorzüglich besetzten Frühstückstisch. Da war Kaffee und Thee in großen Kannen, hiezu Tassen wie Suppenschüsseln, und Zuckerstücke wie kleine Quadersteine. Auf großen Schüsseln war Brod und Butter, sowie ein unermeßliches Rostbeef, welchem neben dem gelben vorzüglichen Chester-Käse à Discretion zugesprochen wurde. Die leeren Mägen der Schiffsgesellschaft waren aber nicht allzusehr discret, und so verschwand das Aufgetragene mit unbegreiflicher Geschwindigkeit.

Durch dieses Frühstück vollkommen gestärkt, konnten wir uns getrost dem schwierigen Geschäfte der Erlangung unserer Effecten hingeben. Und das ist hier keine Kleinigkeit. In dem engen Gange des Mauthgebäudes standen wir, unserer fünfzig bis sechzig, dicht zusammengepreßt, und mußten warten bis nach jener Schiffsliste, die ich vorhin erwähnte, aus einer schmalen Seitenthür unsere Namen aufgerufen wurden. Da galt es nun, sich hindurch zu drängen, und man mußte seine Ellbogen oft tüchtig mitarbeiten lassen, um ohne Zurücklassung seines Ueberrocks vorkommen zu können. War man einmal in dem Zimmer, so ging das Durchsuchen der Effecten leichter von statten; man machte nicht viele Schwierigkeiten und ließ sich nur einen Schilling per Stück bezahlen, um alles an die Eisenbahn nach London zu trans-

portiren. Auch eine Copie des Reisepasses mußte man in einem andern Zimmer nehmen lassen, die aber später nicht abgefordert wurde.

Es war ein Expreß-Train, der uns von Dover nach London um den Preis von 22 Schilling führte. Nur Wagen erster Classe waren angehängt, und hier bemerkte ich zum erstenmal, daß man sich in einem großen Staat mit ebenso zweckmäßigen als einfachen Einrichtungen befand. Jeder mußte für sich selbst sorgen und nachsehen, daß das Gepäck richtig aufgeladen wurde; von einem Nachwägen desselben, von Aufkleben von Nummern war nicht die Rede. Der Bahnzug stand auf den Schienen, ein einziger Beamter dabei, sowie ein Packknecht, der sich erkundigte, wohin man reise. Nach London! Augenblicklich klebt er einen Zettel mit dem gleichen Namen auf den Koffer und schiebt ihn in den Packwagen. Jeder sucht sich seinen Platz im Wagen selbst; man wird nicht bis zur letzten Minute in einen Wartsaal eingesperrt, man wird nicht von Bahnhof-Inspektoren und allen möglichen Beamten beaufsichtigt, es werden keine dreimaligen Zeichen gegeben, die Stunde der Abfahrt ist ja bekannt; der Reisende steigt in den Wagen, und wenn die Uhr schlägt, setzt sich der Zug in Bewegung.

Ich freute mich ungemein, meine Bekanntschaft mit den englischen Eisenbahnen durch die Fahrt auf einem Expreß-Train zu eröffnen, und fand mich in meinen Erwartungen hierüber keineswegs getäuscht. Natürlich ging es aus dem Bahnhof von Dover erst langsam, doch vermehrte sich die Geschwindigkeit schon in den nächsten Minuten auffallend; die Locomotive, schwer und hastig keuchend, zog scharf an, die Räder drehten sich immer rascher, und endlich flogen wir im wahren Sinn des Wortes da-

hin. Links hatten wir das Meer, rechts anfänglich Festungsmauern, dann weiße Felswände, die sich oft mit gewaltigen Kuppen quer über die Bahn ausstreckten und durch Tunnels durchbrochen waren, zuweilen auch Steingallerien bildend, gegen das Meer zu geöffnet; doch war die Bewegung so rasch, daß dabei Bogen und Pfeiler in einander verschwammen, und man nichts unterscheiden konnte, als eine Reihe lichter Punkte. Mit unbeschreiblichem Gerassel fuhr der Zug in diese Tunnels ein und flog nach wenigen Secunden wieder heulend hinaus.

Endlich verloren wir das Meer aus dem Gesicht, rechts wurde die Gegend ebenfalls flacher, und statt der sandigen Meeresufer und der weißen Felsen lachten uns von allen Seiten die frischesten Wiesen im saftigsten Grün, schön eingehägt, entgegen. Bäume, Häuser, Wege, Brücken flogen rechts und links, scheinbar in engern und weitern Kreisen, an uns vorbei. Das Terrain unmittelbar neben der Bahn verschwamm in einem Gemisch von Gebüsch, Gras, Steinen, Blumen, und verwandelte sich auf diese Art in einen endlosen vielfarbigen Streifen. Bei den Stationen, wo wir, ohne anzuhalten, vorübersausten, ging es mit den Häusern, Wirthshausschildern, den Locomotiven und Wagen, die dort standen, und den Zuschauern, die uns so vorüberfliegen sahen, nicht anders. Erschreckt fuhr man hie und da mit dem Kopf zurück, wenn uns ein anderer Zug mit der gleichen Geschwindigkeit begegnete. Das dauerte freilich nur eine Secunde; aber dröhnender, gellender, knirschender und rasselnder habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört.

Je mehr wir uns London näherten, um so weniger hielt der Zug an und flog durch diese längern Stationen um so geschwinder. Endlich bemerkte ich, zum Fenster hinaussehend, daß

der Bahndamm, auf welchem wir fuhren, eine große Curve nach links machte, und zugleich sah ich, daß derselbe, statt wie bisher aus Erde, aus lauter Bogen bestand, ungefähr wie die Lagunenbrücke in Venedig. Dann wurde er auch fast viermal so breit als bisher, Geleise waren oft acht bis zehn neben einander; die uns begegnenden Züge mehrten sich auf eine auffallende Art, oft zwei, drei, vier jagten in kurzen Distanzen bei uns vorbei; mit uns fuhren wieder andere, die jene kreuzten, und unzählbare Wagen aller Classen sah man in langen Reihen dazwischen stehen.

Zu unseren Seiten und vor uns erschienen jetzt Häuser, zuerst einzeln, dann in Gruppen von sechs, acht, alle von gleicher Bauart, mit den gleichen Dächern und Schornsteinen, wahre Häuserfamilien. Diese mehrten sich und wurden immer dichter; zuweilen sah man auch dazwischen ein einzelnes größeres Gebäude oder den langen Schornstein einer Dampfmaschine; wir hatten London erreicht, ohne von der Riesenstadt mehr zu sehen als ich eben gesagt. Die Gebäude waren fast alle von der gleichen Höhe, und durchgehends von Kohlenstaub und Rauch grau gefärbt. Vor uns lag ein wahres Meer ähnlicher Gebäude mit den gleichen Dächern, den gleichen Schornsteinen, und je weiter wir fuhren, jemehr tauchten nun noch rechts und links neue Massen derselben auf. Darüber schwebte ein grauer dunstiger Himmel, Nebel, Kohlenstaub oder beides, nur unterbrochen von ungeheuern Dampfschornsteinen und deren Rauch, welcher von allen in gleicher Richtung schief aufstieg und einen langen dunklen Streifen bildete, bis dieser, am Ende lichter werdend, in dem allgemeinen Grau verschwand.

Jetzt hatten wir von Dover hieher 88 englische Meilen in zwei Stunden zurückgelegt und gelangten in den Bahnhof; der

Zug hielt, das Gepäck wurde aufs Trottoir hingelegt, wo jeder sich das Seinige nach Belieben heraussuchen konnte. Eine lange Reihe Cabs fuhr langsam vorwärts, bis jeder seine Ladung, seinen Passagier nebst Effekten hatte, und rasselten dann in die Straßen Londons ein. Wir fuhren nach Stamford-Street, wohin uns ein Bekannter gewiesen hatte.

II.

Londoner Straßenleben.

Wenn ich früher mit wahrer Begeisterung von dem unendlichen Getreibe, dem vielbewegten Straßenleben der schönen und lieben Stadt Paris sprach, so sagte mir häufig ein Bekannter: gehen Sie einmal, namentlich während der Saison, nach London, und Sie werden finden, daß das Leben und Treiben der Pariser Straßen gegen die von London still und einförmig ist, ja Paris selbst gegenüber von London — eine Landstadt! — Darüber hatte ich gelacht. Was konnte lebendiger sein wie die Boulevards von Paris? Wo konnten sich mehr Wagen folgen und kreuzen als in der Rue Rivoli, in der Rue St. Honoré? Wo konnte es lustiger und lebhafter sein als sonntäglich auf den Kais von Paris? Und doch hatte mein Bekannter recht mit seinem Vergleich zwischen dem Straßenleben der beiden Weltstädte! Das sah ich bei meinem Eintritt in Londons Straßen und während der Dauer meiner Anwesenheit staunend, aufs höchste verwundert mehr und mehr ein.

Um mit einemmal in den wild dahinfließenden Strom des

Londoner Straßenlebens zu kommen, muß man, wie wir, vom rechtem Themse-Ufer über die London- oder die noch viel stillere Blackfriars-Brücke in die City gelangen. Nehmen wir zu einer kleinen Beschreibung die Fleetstreet, den Strand Piccadilly, was freilich wohl die Hauptstraßen Londons sind, wo allerdings der größte Verkehr, das bewegteste Leben herrscht. Die Straßen sind ziemlich breit, die Häuser im allgemeinen nicht so hoch als die Pariser, fast alle von Backsteinen gebaut und alle im Lauf der Zeit von dem vielen Kohlenstaub dunkelgrau gefärbt. Es ist keine Fabel, keine Uebertreibung, wenn man von einer grauen dunstigen Wolke spricht, die fast immer auf den Dächern Londons ruht. Sehr bemerkenswerth, ja überraschend ist in dieser Beziehung der Anblick der Stadt von der Mitte der Blackfriars-Brücke. Wenn auch die Luft um uns herum klar zu sein, nichts zu enthalten scheint, so sieht man auf wenige hundert Schritte Entfernung schon einen feinen grauen Dunst, der sich auf der Themse, auf den Häuserreihen lagert. Durch diesen Dunst erscheinen die weiterhin liegenden Gebäude schon undeutlicher, und das geht, sich allmählig verstärkend, so fort, bis am scheinbaren Horizont eine dichte grauliche Wolkenschicht auf dem Häusermeer zu ruhen scheint.

Mir waren die unzähligen Dampfschornsteine, welche diese Massen von Kohlenstaub ausqualmen, in dieser Beziehung prächtige Nebelmesser. Der Rauch der Schornsteine, welche mir am nächsten standen, erschien tiefdunkel gefärbt an dem hellen Himmel, dann aber weiterhin näherten sich die beiden Farben auffallend, der Himmel schien immer dunkler, der Rauch immer heller zu werden, so daß derselbe weit hinaus vor unsern Blicken sich kaum noch auf der allgemeinen Dunstmasse abzeichnete. Die

prächtige Paulskirche mit ihrer riesenhaften Kuppel rechts, sowie die Westminster-Brücke mit dem neuen Parlamentshause in seiner reichen Bauart, mit seinen unzähligen Zacken und Spitzen sah ich, obgleich sie von meinem Standpunkt nicht sehr weit entfernt waren, selten oder nie in scharfen Contouren. Beständig schwebte etwas nebelhaftes über diesen beiden Bauwerken, beständig sahen sie wie leicht verschleiert aus; namentlich die schöne Kirche von weißem Sandstein gebaut, der aber hie und da fast schwarz gefärbt erscheint, sah zuweilen wie verwittert aus, oder als lägen Schneemassen zwischen ihren Pfeilern und Bogen. Wenn es auch komisch und übertrieben ist, was jener Franzose neulich behauptete, daß der Regen in London diese Mischung von Wasser und Kohlenstaub tintenartig herabflöße, so ist es dagegen wahr, daß es auch bei klarem Wetter keinen größeren Feind von seiner Wäsche gibt als die Londoner Luft. Wenn man außerordentlich sauber seine Wohnung verläßt, so hat man nicht zwei Stunden die Straßen durchkreuzt, und schon fühlt man Hemdkragen und Gesicht mit einem feinen schwarzen Staub bedeckt, der sich allerdings bei darauffolgendem Regen zu einer schwärzlichen Flüssigkeit constituirt. Daher ist auch der Luxus, den die Engländer, und am Ende jeder reinliche Mensch hier in London mit Wäsche treibt, kein wirklicher Luxus. Gilt es doch für das Feinste und Reichste, wenn eine Herrschaft ihren Kutschern und Bedienten weiße Tuchlivreen gibt, die man übrigens häufig genug in London sieht.

Die Straßen nun, von denen ich oben sprach, und durch welche uns fast täglich unser Weg führte, hatten zu beiden Seiten in den unteren Stockwerken der Häuser Laden an Laden. Auch sind breite Trottoirs da und merkwürdige Sachen genug

in den Gewölben aufgestellt, um mit Muße vor ihnen flaniren zu können. Aber die dichtgedrängten Schaaren von Spaziergängern, von Geschäftsleuten aller Art, von Fremden, von Neugierigen und Speculanten jeden Alters, jeden Geschlechts reißen uns unaufhaltsam mit sich fort; man würde den Versuch, hier als Klippe vor einem Laden dem allgemeinem Strom Trotz bieten zu wollen, mit einer baldigen Niederlage theuer bezahlen. Hier spaziert niemand gemüthlich auf und ab wie in den Straßen von Paris, oder betrachtet, wie dort, staunend die aufgestellten Herrlichkeiten; hier rennt jeder mit wilder Hast vorwärts, seinem Ziel entgegen, mit den Blicken weit voraus, um zu berechnen, wo er durch die Menschenmenge vor sich hier oder da am schnellsten durchkommen kann. Man geht nicht auf diesen Londoner Trottoirs, man rennt, man läuft; man will ja nur eine kurze Strecke auf ihnen zurücklegen, um von einem Hause ins andere oder in eine benachbarte Straße zu eilen, oder in einen Omnibus zu steigen, oder ein Cab anzurufen. Weitere Strecken zu Fuß zurückzulegen, fällt ja keinem Engländer ein; Zeit ist Geld! pflegt er zu sagen, und diese gewinnt er im schnellen Cab, ja schon im langsameren Omnibus.

Dasselbe Leben, das nun auf den Trottoirs herrscht, finden wir in größerem Maßstab auf der Straße selbst. Hier bewegen sich gewöhnlich vier Reihen von Wagen aller Art auf und ab; im Schritt, im Trab, wie es gerade der Raum vor ihnen erlaubt. Das solide Grundelement dieser vier Wagenreihen und die am meisten vorhandene Gattung ist der Omnibus, ein schwerer, breiter Kasten, im Innern für zwölf Personen eingerichtet; es sitzen dort gewöhnlich Damen; auf das Verdeck kommen ebenso viele

Herren. Der Omnibus-Kutscher sieht in den meisten Fällen aus wie ein alter, etwas schäbig gekleideter Gentleman. Er hat den runden Hut ein wenig nach hinten auf dem Kopfe, zwei ungeheure Vatermörder rahmen sein ernstes, würdevolles, sanft geröthetes Gesicht ein. Sein Rock ist gewöhnlich unter dem Kinn zugeknöpft, an seinen Händen fehlen nie die unentbehrlichen Handschuhe; er führt Zügel und Peitsche gemessen, stolz, mit einer gewandten Nachlässigkeit, die ihn als Meister seines Fachs bekundet. So sitzt er, die Füße fest auf seinem Tritt aufgestemmt, fast stehend, vorne auf dem Bock, und hat rechts und links neben sich zwei Passagiere, die, so elegant sie auch sein mögen, gegen sein würdevolles Aussehen stark abstechen, da sie wegen zu hoher Bank die Füße kaum aufstemmen können, und so hin und her schlottern, und da namentlich die beiden äußern auf der im Verhältniß zum Wagenkasten zu breiten Bank so weit nach außen sitzen, daß sie fast mit dem ganzen Körper in der Luft baumeln.

Werfen wir uns in dieß Getreibe von Wagen, suchen wir auf einem Omnibus einen Platz zu erlangen, fahren wir z. B. zur großen Ausstellung. Ein Omnibus folgt dem andern, fast alle mit der Aufschrift: „Great Exhibition;“ die Deichsel und Pferdeköpfe des zweiten am Wagenkasten des Voranfahrenden; in langen Reihen einer nach dem andern. Lange späht man vergebens — alles ist besetzt. Endlich erblickt man irgendeinen leeren Platz neben dem Kutscher, man schreit, der Omnibus hält mitten in der Straße. Aber rechts und links fluthen die andern Wagen, über diesen Aufenthalt ärgerlich, um so eiliger bei ihm vorüber, immer vorwärts. Man ist in der That einigemal nahe daran überfahren zu werden, ehe man den rettenden Omnibus

erreicht. Jetzt steht man neben ihm und sieht den Kutscher und seinen Platz oben in schwindlicher Höhe. Der Conducteur winkt, man soll eilig hinaufklettern; ich schwinge mich auf den untersten Tritt, der Kutscher wirft mir einen alten Riemen zu, an dem ich mich halten kann, ich benehme mich einigermaßen ungeschickt, ich muß gestehen, aus etwas Angst, denn kaum bin ich halb droben, so fährt der Omnibus hinter uns, der eine Zeitlang gewartet, so nahe bei uns vorüber, daß ich schon fürchte, er nimmt mir ein halbes Bein mit. Dabei trete ich einem, der schon droben sitzt, auf die Hühneraugen, gelange endlich auf meinen Platz, und der Omnibus wankt weiter. Der Kutscher, der eine Cigarre in dem Munde hat, greift an seinen Hut und fragt, ob mich das Rauchen genire. Ich zünde mir dagegen an seinem Feuer auch eine an, und betrachte mir mit Muße das unerhörte Schauspiel, das ich nun von meinem hohen Standpunkt aus ziemlich genau übersehen kann.

Wir fahren gerade Piccadilly hinauf, und fast bis zur Hyde-Park-Corner kann ich die Straße übersehen mit ihrem wunderbaren Leben. Sie ist im wahren Sinne bedeckt mit Wagen, Equipagen, Fuhrwerken aller Art. In langen, ziemlich geraden Linien fahren die unzähligen Omnibus mit einer ganzen Bevölkerung auf dem Verdeck; herrschaftliche Equipagen und schwerere Cabs ziehen an ihnen rechts und links in Reihen vorbei und kreuzen sich unaufhörlich mit den begegnenden. Leichtere Cabs mit sehr guten Pferden, die eilig sind, schlängeln sich mit unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit durch die Wagenreihen; bald sieht man sie rechts auf der Straße, bald links, bald treiben sie ihr Pferd zur äußersten Anstrengung an, um noch schnell durch eine Lücke, die ihnen zwei Fuhrwerke offen gelassen, zu

schlüpfen; oft pariren sie plötzlich vor einem unerwarteten Hinderniß hinter einem der kolossalen Omnibus, der auf einmal anhält, oder vor einem andern Wagen, der plötzlich in ihr Fahrwasser einbiegt. Um ganz dasselbe Leben, dasselbe Getreibe, das so mit uns dahinzieht, kommt uns auch entgegen: Wagen, Omnibus, einer hinter dem andern, oft zehn bis zwanzig der letztern, einer dem andern folgend.

Auf der ganzen Straße sieht man keinen Platz leer, und nicht so groß, daß ein Mensch dort stehen könnte. Auch Reiter eilen mit dem allgemeinen Strom vorwärts; meist im schnellen Trabe lenken sie ihr Pferd mit großer Gewandtheit durch all die Hindernisse, die mit ihnen ziehen, die ihnen begegnen. Außer dem Rasseln der Wagen, das an sich schon bedeutend genug, hört man von den Omnibusführern und den Kutschern das immerwährende Geschrei: Bank! Bank! — Cab! Cab! Doch wird das erste Wort, welches bedeutet, der Omnibus fahre nach der königlichen Bank, mit seltenen Ausnahmen nur Bäck! Bäck! ausgesprochen. Die Fußgänger auf dem Trottoir sind glücklicherweise jeder fatalen Berührung mit den Equipagen enthoben; doch da letztere ihr Recht, auf dem Mittelweg so schnell wie möglich zu fahren, im vollsten Umfange behaupten, so ist es für den Fußgänger an manchen Stellen wahrhaft gefährlich, quer durch die Wagenreihen auf die andere Seite der Straße überzugehen. Man muß sich dabei sehr in Acht nehmen, um nicht überfahren zu werden, oft einem Wagen eine Strecke folgen, bis man in der Nebenreihe eine Oeffnung findet, durch welche man hindurchschlüpfen kann. Für Damen und Kinder ist diese Passage oft ganz unmöglich, und ich habe an der Ecke von Piccadilly schon Damen über eine halbe Stunde warten sehen, bis endlich ein herankom-

mender Constabler galant genug war sie hinüber zu führen. Ja eines Tages sah ich vor meinem Cab eine Familie: Vater, Mutter, einen Sohn von vielleicht vierzehn Jahren, die völlig in Verzweiflung gerieth, da der Knabe mitten im Wege beim Anblick der von allen Seiten heranrasselnden Wagen die Besinnung verlor, und wie in Krämpfen zusammenstürzte und laut hinausschrie, bis ihn der Vater auf seinem Rücken hinwegtrug.

Diese allgemeine Wagenfluth in den Straßen nun hat an sich schon etwas bewegtes, vielfarbiges. Die verschiedenen Equipagen in den verschiedenartigsten Bauarten, bald groß, bald klein, neben dem auf allen Seiten mit Anzeigen bedeckten Omnibus die reiche herrschaftliche glänzende Equipage, der Kutscher in goldbesetztem Frack, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, auf dem Kopf eine weiße Perrücke, darüber den dreieckigen Hut, in vollem Trabe dahinfahrend, alles andere hinter sich lassend, vielleicht allein überholt durch einen Cabführer mit seinem zweiräderigen sonderbaren Fuhrwerk, das er von seinem luftigen Sitz aus lenkt, der hinten an der Decke seines Fahrzeuges angebracht ist, so daß er über dasselbe hinwegsehen kann. Er hat die beiden Vorderthüren seines Wagens geöffnet, und zwei Herren sieht man darin sitzen, ganz unbefangen plaudernd, während sie von dem schnellen Pferd durch die wirren Massen dahingerissen werden. Die soliden schwereren Miethwagen und Fiaker, ein- und zweispännig, fahren dazwischen ihren ruhigen Trab fort, und scheinen sich um nichts in der Welt zu bekümmern. Hie und da stockt die Linie plötzlich einen Augenblick, wenn vielleicht ein gar zu kecker Reiter sich dicht vor einem Pferdekopf durchdrängt, oder wenn einige Damen mit ihren Cavalieren sehr ins Gedränge kommen. — So eilt die ganze Masse: Reiter, Rad an Rad,

Wagen an Wagen unaufhaltsam vorwärts, rasselnd und klappernd, lärmend und schreiend, eine einzige, eng zusammengekeilte Menge, brausend wie ein wilder Strom, der, zwischen Felswänden eingeengt, von den nachfolgenden Wassern unaufhaltsam vorwärts getrieben wird.

In diesem bewegten Leben nun sehen wir Erscheinungen, die, für uns unbekannt, unsere Aufmerksamkeit doppelt fesseln. Neben uns fährt eine neue Art von Omnibus; seine Sitze sind rings um den Wagen außen angebracht, so daß jeder Passagier ein kleines Cabinet für sich hat; aber im ganzen sieht dieses Fuhrwerk aus wie der Transportwagen einer Menagerie. Man gafft die darin Sitzenden lachend an, und wer damit fährt, erregt, wie auch der Omnibus selbst, in den vielbewegten Straßen Londons ein gewisses Aufsehen. Vor uns biegt ein anderer Wagen ein, eigentlich nur ein Karren, von einem kleinen Pferde gezogen, voll der schönsten reifen Ananas: da liegen sie zu Tausenden über einander, strömen ihren süßen aromatischen Duft aus, und sie kosten, wie der Führer des Karrens mit lauter Stimme versichert, ein bis zwei Schilling das Stück, je nach ihrer Größe. Dort hinten wankt uns ein merkwürdiges Fahrzeug entgegen: ein hoher Kasten mit weißem Papier überzogen, und auf demselben mit ellenlangen Buchstaben Ankündigungen der verschiedensten Art; neben feinster Sodaseife ein Panorama vom heiligen Land. Dicht vor den Köpfen unserer Pferde rasselt ein kleiner Wagen, auf welchem ein großes Faß liegt. Der Zweck desselben wird uns im nächsten Augenblick klar, denn sowie der Fuhrmann desselben an eine Stelle der Straße kommt, die anfängt trocken und staubig zu werden, so dreht er an einer hinten befindlichen Maschinerie, und in ansehnlicher Breite spritzt

das Wasser hinten herab und benetzt die Straße. Man sieht diese Wasserfässer sehr häufig, und sie sind von großem Nutzen. Ich bemerkte das an einem Sonntag Morgen, wo sie, wie fast alles übrige, feiern, und wo sie ihren Todfeind, den aufwirbelnden Staub, von den Straßen, sehr zum Schaden unserer Augen und Lungen, Besitz nehmen ließen.

Auf den Trottoirs sieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe schwarzgekleideter Männer. Sie schreiten vorwärts in langsamem Schritt, als begleiteten sie jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernst zu Boden gesenkt; oft ziehen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber jeder hat auf seiner Brust sowie auf seinem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht, daß z. B. in Vauxhall nächstens ein großes schottisches Fest stattfinden werde. Es sind wandelnde Anzeigen, diese armen Teufel; sie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch so viele Straßen wie ihnen möglich ist, aber sie erreichen ihren Zweck, oder vielmehr der, welcher sie gemiethet, denn sie erregen Aufsehen. Man bleibt stehen, wenn dieser sonderbare Zug bei einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachsieht, so liest man auch unwillkürlich die Anzeige auf ihrem Rücken. Einen einzelnen Menschen mit ähnlichen weißen Schildern sah ich in der Gegend der Bank häufig, und er machte mir beständig einen traurigen peinlichen Eindruck. Es war ein alter, sehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen sah, und auf seinen Schildern stand zu lesen, daß in der und der Straße ein gutes Speisehaus sei, wo man für zwei und einen halben Schilling köstlich zu Mittag esse.

Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Musik; man drängt sich durch und bemerkt eine Gesellschaft von Negern in weißen phantastischen Costümen, die seltsame Tänze aufführen zu einer noch seltsameren Musik, bestehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man aber näher, so sieht man, daß diese Neger durchaus nicht die so kenntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes, glattes Haar, sogar Bärte, und einem schaute unter der wolligen Negerperrücke hellblondes Haar hervor. Es ist dieß eine Speculation, wie so vieles in London. Vor langen Jahren trieb sich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beschäftigung umher, und da diese nach und nach ausstarben, so setzten die heutigen gefärbten Wüstensöhne jenes lucrative Geschäft fort. — Schweift der Blick über die Masse der Fußgänger an den Häusern hin, so erblickt man auch dort Sachen genug, die das Auge fesseln. Hier ist ein merkwürdiger dining-room, der einen ungeheuren Hummer repräsentirt; dort steht ein Indianer, das Tigerfell von den Schultern hängend, glänzende Federn auf dem Kopf, meist das Aushängeschild eines orientalischen Panorama, und an dem Hause fast gegenüber von Green-Park, wo sich die chinesische Familie sehen läßt, sind kolossale Bilder angebracht, welche in getreuester Abbildung diese chinesischen Ladies zeigen mit ihren unendlich aufwärts geschweiften Augenbrauen und unförmlichen kleinen Füßen.

Die Bevölkerung Londons, die Menge menschlicher Wesen, die man sieht, wie sie sich amüsiren, wie sie nach Verdienst rennen, wie sie auf alle Arten ihr tägliches Brod zu verdienen suchen, ihr kleines Einkommen, und die man wieder sieht, wie sie dasselbe auf ebenso verschiedenerlei Arten wieder verausgaben,

verthun, verjubeln, diese Volksmenge ist erschreckend, unglaublich, ungeheuer. Man mag die Riesenstadt von einem Ende zum andern durchstreifen, man sieht überall zahlreiche Menschengruppen, auch in den entferntesten Stadttheilen sind die Straßen belebt. Man mag an öffentliche Orte gehen, wo es Sehenswürdigkeiten gibt, und auf Spaziergänge, in die Parks, in die Locale, wo zum Tanz aufgespielt wird — überall Tausende von Menschen. Einen Begriff von dem, was hier in London ein nächtlicher Zusammenlauf des Volkes sagen will, bekam ich in den Tagen meines Hierseins in der Nacht, wo die Königin das Bankett in Guildhall mit ihrer Gegenwart beehrte. Schon am Abend vorher sah man zahlreiche Gruppen auf den Straßen, welche die Gasröhren bewunderten, die, zu zierlichen V und A verschlungen, zahlreich an den Häusern prangten, oder die großen Sterne hie und da, und die Anstalt zu Transparenten und dergl. mehr. Aber als nun am Abende des Festes selbst die Straßen der City in dem Glanze von tausend und aber tausend Lichtern strahlten, als die Königin gegen 8 Uhr Buckingham-Palast verließ und sich inmitten der Reitergarde nach Guildhall begab, da kam aus allen Häusern, aus allen Gassen und Gäßchen eine unzählbare Menschenmenge; da wimmelte es von dunklen Gestalten, die einander fortschoben, sich an einander drückten und drängten, mit den Armen in der gewaltigen Menschenfluth rudernd; die lachenden Gesichter aufwärts gekehrt nach dem Glanz der unzählbaren Flämmchen, die, zu allerlei Gebilden zusammengefügt, in Sternen, Säulen, Portalen, langen Guirlanden aus dem Dunkel des Abends hervorleuchteten. Die meisten Straßen hier herum waren für Fuhrwerke abgesperrt, und wo noch in dem unendlichen Gewimmel eine Gasse für Omnibus

und derartiges zum Verkehr Nothwendige offen geblieben war, da mußten all die Wagen im kürzesten Schritt fahren, denn vor den Pferden, zwischen den Rädern, überall purzelte und drängte die schaulustige Menge, alles wollte die Königin sehen und ihr reiches Gefolge.

Aber nicht nur in der Nähe von Guildhall war dieß Getreibe auf den Straßen, standen die Menschen Kopf an Kopf gedrängt, nein, auch weite Strecken davon war das Gedränge ebenso groß, und am äußersten Ende langer Straßen, die hieher führten, stellte man sich auf die Fußspitzen, um einen Schimmer der Beleuchtung zu haschen und ein schwaches Hurrah zu vernehmen. Das Gedränge war wahrhaft fürchterlich; man wurde hin und her geworfen, wie von den Wogen des Meeres. Gutgekleidete Leute schrieen laut auf vor Angst und Alteration, und Weiber der ärmeren Classe sah ich ohnmächtig zusammensinken und nur unter den größten Anstrengungen unzertreten entfernen. Das dauerte so bis Nachts halb zwei Uhr, und als wir darauf müd und halb zerdrückt nach Hause schlenderten, hatten wir noch das Glück, dem Zuge der Königin zu begegnen, als sie von der Guildhall durch die Fleetstreet nach Hause zurückkehrte. Die Straße war taghell erleuchtet von illuminirten Fenstern und Portalen, sowie von einer Menge von Fackeln, deren rothe Flammen scharf contrastirten mit dem blauen Lichte des Gases. Die Horse-Garde, schöne Leute auf ausgesuchten Pferden, die sehr gut aussehen würden, wenn ihr Anzug einfacher, nicht so außerordentlich überladen wäre, machte Spalier und war kaum im Stande, mit ihren schweren Pferden eine schmale Gasse offen zu halten. Bald kam die Königin angefahren, tausendfaches Hurrah! Hurrah! brauste immer näher, weiße und farbige Tücher wehten

aus den Fenstern, die dicht mit Zuschauern besetzt waren, die Volksmenge gerieth in Bewegung, die Pferde der Garden traten vor und zurück, so daß die Funken aus dem Pflaster flogen. Bald kamen fünf bis sechs Hofgallawagen, die Livreen der Kutscher und Bedienten waren so mit Gold besetzt, daß man vom rothen Tuch fast nichts mehr sah, alles in Schuhen und Strümpfen, auf dem Kopfe die weiße Perrücke und den dreieckigen Hut. Dann kam Ihre Majestät selbst, an ihrer Seite der Prinz Albert; die Königin trug, wenn ich nicht irre, ein weißes, golddurchwirktes Atlaskleid, auf dem Kopf ein Diamanten-Diadem, das in dem Glanz der Tausende von Lichtern funkelte und strahlte. — Man sieht, ich habe mir hierfür den Styl der englischen Berichterstatter angewöhnt.

Etwas was mir aber in der That auffiel, war der Kutscher des königlichen Wagens. Dieß war ein alter, ziemlich starker Mann mit schneeweißem und, wie ich glaube, natürlichem Haar; aber auf demselben hatte er statt des Hutes wie alle übrigen, eine schwarze Sammetmütze in der Form wie Ludwig XI. von Frankreich sie zu tragen pflegte. Die Königin, die wegen des Gedränges nur im Schritt fahren konnte, grüßte freundlich, das Volk schrie in Einem fort Hurrah! Hurrah! und war augenscheinlich erfreut, seine Königin zu sehen. Hiezu die späte Nachtstunde, das harmonische Läuten sämmtlicher Glocken der City — das Ganze machte einen prächtigen, ergreifenden Eindruck.

Zu den Straßen Londons kann man unbedingt auch die Themse rechnen. Wenn der Verkehr auf derselben, bei der gewaltigen Breite des schönen Stromes, auch beim ersten Anblick, namentlich, wenn man von einer der Hauptstraßen zu den Brücken geht, nicht so außerordentlich lebhaft zu sein scheint, so ist er es

doch bei näherem Betrachten; ja das Leben und Treiben auf der Themse ist im Verhältniß noch viel gewaltiger, noch viel reger als selbst auf den Hauptstraßen Londons. Eine Fahrt von der Westminsterbrücke bis nach Greenwich ist außerordentlich schön und belohnend. Die Ufer der Themse sind an sich todt und still gegen die Ufer der Seine in Paris, da die hiesigen keine Kaien haben, da hier die gewaltigsten Gebäude aller Art, wie z. B. das Parlamentshaus, Somersethaus, mit ihren riesenhaften Massen, von der Seite des Flusses, und ohne das Gewühl und Treiben der Menschen still und einsam vor unsern Augen liegen. Dagegen belebt der Schiffsverkehr auf der Themse den Fluß auf eine unglaubliche Art. Zur Zeit der Fluth trägt er bekanntlich die größten Schiffe aufwärts bis fast zur Londonbrücke, und da fängt auch der Mastenwald an wahrhaft imposant zu werden. Oberhalb dieser Brücke sind es die unzähligen Dampfboote, welche den lebhaftesten Verkehr unterhalten, und dem Fluß selbst ein bewegtes lustiges Ansehen geben.

An allen Brücken sind auf der linken Seite des Flusses Landungsplätze für diese kleinen Dampfboote; dabei befindet sich ein Büreau, und man löst sich eine Karte nach dem Ort, wohin man will, zu zwei, vier, sechs Pence. Jeden Augenblick schießt eines dieser kleinen Schiffe daher, doch muß man genau fragen, ob das Boot, das gerade anlegt, auch nach dem Ort fährt, wohin man will. Im andern Fall wartet man noch eine kleine Weile, ein zweites Schiff schießt durch die Brücke, peitscht mit seinen Schaufelrädern wieder eine kleine Strecke zurück, bis das erste Boot weggefahren ist. Aufwärts kommen ebenfalls zwei, drei, vier, und oftmals bleiben mehrere vor der Landungsbrücke liegen, bis dieselbe frei ist, oder landen zu mehreren neben

einander, wo alsdann die Fluth der Passagiere, die von Minute zu Minute anwächst, sich auf alle Schiffe vertheilt. Bald darauf fahren die Boote wieder auseinander, theils aufwärts, theils abwärts; pfeilgeschwind schießen sie dahin, alle mit einer Menge Passagiere beladen. Sie haben oft eigenthümliche Namen, die kleinen Dampfboote; bald führen sie den der Gesellschaft, der sie angehören, und sind numerirt, wie z. B. Waterman 1. 2. 3. 4. u. s. w., oder das Schiff führt seinen eigenen Namen, darunter ganz komische, wie z. B. City-Stolz, Sonnenblume, Bienenkorb. Elegant und reinlich sind diese Wassermänner gerade nicht, im Gegentheil ziemlich schmierig, was aber auch nicht anders zu erwarten ist, da die beständig wechselnde Menge von Passagieren mit schmutzigen Stiefeln auf dem Verdeck herumwandelt, und dasselbe nur verläßt, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Auch scheint der englische Gewerbsmann die Fahrtzeit auf den Themsebooten gerne zum Frühstücken zu benutzen, denn überall sieht man mitgebrachte Vorräthe verspeisen, und daher ist das Verdeck oftmals übersäet mit Papier, Bindfadenstücken, Orangenschaalen und dergleichen mehr. Seit dem Jahr 1820, wo es bloß vier Dampfboote auf der Themse gab, haben sich dieselben bis auf zweiundsiebenzig vermehrt, welche täglich den Strom auf- und abwärts einhundertzweiunddreißig Fahrten machen.

III.

Der Krystallpalast.

An einem der nächsten Tage nach unserer Ankunft in London eilten wir Morgens nach Fleetstreet, um Plätze auf einem der vielen Omnibus zu finden, die, wie die Aufschrift in großen Buchstaben besagt, nach der Great-Exhibition fahren. Aber vergeblich war während einer halben Stunde unser Schauen, unser Winken. Alles war besetzt, und so schlenderten wir denn langsam durch Fleetstreet, durch den Strand nach Piccadilly, immer dem Menschen- und Wagenstrom nach, der sich dort hinaus ergoß. Obgleich es eine Art Wagestück ist, von Blackfriars-Bridge nach Hyde-Park zu Fuß zu wandeln, unternahmen wir es doch gern, um auf diesem zwei Stunden langen Weg wiederum ein gutes Stück der Riesenstadt zu sehen. Langsamer kamen wir freilich vorwärts, als die unzähligen Cabs und Omnibus, die mit uns des gleichen Weges zogen, und am Ende von Piccadilly machten wir noch einen kleinen Umweg, um durch den prächtigen Hyde-Park zum Ausstellungsgebäude zu gelangen. Wir wollten uns vom Anblick desselben, wenn es plötzlich vor unsere Augen träte, überraschen lassen. Endlich kamen wir auch in die Nähe, denn schon sahen wir rechts, dem Ende vom Green-Park fast gegenüber, die, man kann es nicht leugnen, ziemlich geschmacklose Reiterstatue des Herzogs von Wellington. Der alte Herr ist angethan mit einem steifleinenen Mäntelchen, er sitzt auf einem langbeinigen Engländer und hebt den Arm steif und gleichgültig in die Höhe, während der Gaul mit seinem Schweife, vielleicht bedeutungsvoller, das gleiche Manöver vornimmt.

Jetzt hatten wir Hyde-Park erreicht und betraten ihn in wahrer Aufregung. Man fragt sich: ist der Anblick des Ausstellungsgebäudes wirklich ein so großartiger, riesenhafter, daß er den Erwartungen entspricht, die man, angeregt durch Beschreibungen und Abbildungen aller Art, sich davon gemacht hat? Man späht um sich, während man durch den Park dahin geht, man glaubt, der Krystallpalast müsse plötzlich, gewaltig dem überraschten Auge sichtbar werden; aber er hat sich hinter den Bäumen versteckt, man muß seine Neugierde noch einen Augenblick zügeln. Dorthin über die gelben Sandwege, über den grünen Rasen ziehen von allen Seiten Besucher in langen Linien, die sich in der Nähe des sogenannten Serpentine River, eines großen Teichs, zu einem einzigen buntfarbigen Strome vereinigen, der zwischen den mächtigen Bäumen verschwindet, die das Ausstellungsgebäude in nächster Nähe umgeben. Ueber die Wipfel dieser riesenhaften Ulmen sehen wir es jetzt emporragen, aber nur die Spitze des Daches. Wir sehen über das grüne Laubwerk hinweg hunderte von kleinen Fahnen im Winde flattern, in den Farben aller Nationen, die ihre Schätze dort niedergelegt. Endlich bemerken wir ein Stück des Daches selbst, eine zierliche Filigranarbeit; und wie nun die Sonne einen Augenblick zwischen den Wolken hervortritt, glänzt und funkelt es dort drüben, als seien wir im Märchen an den Ort gelangt, wo sich den gierigen Blicken des Wanderers plötzlich der verheißene Zauberpalast zeigt.

Jetzt fallen auch wir in die allgemeine Fluth der Neugierigen; wir ziehen mit der brausenden Menge unter den Bäumen, die uns noch immer mit ihren knorrigen, trotzigen Leibern die Aussicht verdecken. Endlich mündet der Weg auf einen freien Platz; wir sehen rechts die Fluth von Wagen, die mit uns

demselben Ziele zugeeilt, in langen Reihen halten; vor uns breiten sich die Menschenmassen auf einem weiten Rasenplatze aus. Dort stehen unter vereinzelten Bäumen Zelte, Buden, zahllose Gruppen von Männern, Weibern und Kindern; viele Partien haben sich auf den Boden gelagert und nehmen ein frugales Frühstück ein; Constabler stehen dazwischen, Soldaten aller Arten mit der Dienstmütze ohne Waffen, und Grenadiere mit hohen Bärenmützen in den rothen, reich mit Gold besetzten Röcken, deren Wachtstube sich in dem weit gespannten Zelt unter einer Gruppe von Bäumen befindet.

Aber die Menge eilt vorwärts und wir mit ihr, hastig, immer schnelleren Schrittes. Jeder will zuerst das Ziel erreichen, das längst erwartete, das jetzt mit einemmale, aus Eisen und Glas gezaubert, märchenhaft vor unsern Augen steht. Ich wüßte keine Vergleichung für diesen Anblick: er ist unbeschreiblich groß und schön; die tausende von Säulchen und kleinen Bogen, welche das Langschiff bilden, bauen sich in den Etagen oder Terrassen des Hauses neben- und übereinander fort zur schwindelnden Höhe. Ueberall durchströmt das Licht diesen gewaltigen Körper; dort, wo die Scheiben durchsichtig geblieben sind, läßt uns eine wirre Masse von Farben aller Art die Schätze ahnen, die der Wunderbau enthält; wo man dagegen dem Glas mittelst eines Ueberzugs von weißem Zeug ein mattes Ansehen gegeben hat, namentlich auf dem Dache, sehen die tausende von Scheiben zwischen den Eisentheilen von weitem wie eine feine Elfenbeinarbeit aus, von kunstreicher Hand zusammengefügt. Der gierige Blick schweift hinab bis zum Ende des Gebäudes, wo die Bauglieder immer undeutlicher werden und zuletzt alles nur noch aus feinen Strichen zu bestehen scheint,

zwischen denen das Glas hie und da hervorblitzt, wenn ein Sonnenstrahl darauf fällt. Und über alles hinaus ragt der weite, glänzende, durchsichtige Bogen, der den Transept überspannt, mit seinem halbrunden Giebelfelde, der Kopf dieses Ungeheuers, von Glas und Eisen, der hoch emporgestreckt ist über die gestreckten Glieder des riesenhaften Körpers und aus tausend Glasaugen hinausschaut in die weite Gegend.

Die Tausende, die den Palast umschwärmen, sich in dunkeln Massen um die Ein- und Ausgänge lagern, hier in langen Zügen dahinströmen, dort eben so eilig wieder in's Freie hinausschwärmen, die mannigfaltigsten Klänge der menschlichen Stimme, die zumal fragt, schreit, befiehlt, bittet, klagt, das Rasseln der Wagen, die sich in endlosen Reihen heranwälzen, das gewaltige Gesumme, das dadurch rings um den Palast entsteht — alles dieß läßt das mächtige Glashaus als einen fabelhaften blau und weißen Bienenkorb erscheinen. Und er ist ja in der That ein solcher. Haben ihn nicht die kleinen Wesen, deren Tausende neben ihm in kleine Klumpen zusammenschmelzen, die so zwergartig die kolossalen Eingänge umschwärmen, aufgebaut und darin ihren besten Honig zusammengetragen, alles was sie mit gierigem Munde aus den Blumen der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels gesogen, jeder so gut er gekonnt, jeder sein Theil? Jedes Volk hat sich dort seine Zellen gebaut und darin das Schönste und Glänzendste niedergelegt, was es hervorzubringen im Stande war.

Und wir standen endlich im riesenhaften Gebäude und der Blick schweifte ängstlich umher, nicht wissend, wohin er sich wenden, wo er zuerst anfangen solle, wo zuletzt, was jetzt betrachten,

was nachher. Wir waren durch den östlichen Eingang hereingekommen und hatten vor uns das gewaltige Schiff des Gebäudes. — Ja, der Anblick ist überwältigend großartig! Er übertrifft alle Beschreibung, alle Erwartung. Aus dünnen schlanken Pfeilern und Bogen von Eisen bauen sich zur Rechten und Linken die kolossalen Wände leicht und zierlich in die Höhe; nirgends Mauerwerk, nirgends schwerfälliges Gebälk; wie ein glänzender Stoff spannt sich hoch über unsern Köpfen die strahlende Decke in unbegreiflich weiter Spannung. Und was wir so rechts und links und über uns in den ungeheuersten Verhältnissen sehen, setzt sich vor uns fort in einer so fabelhaften Länge, daß das Auge sich zu täuschen glaubt und man unwillkürlich meint, dort in der Hälfte des Gebäudes befinde sich ein riesenhaftes Gemälde, das uns eine künstlich gemalte Perspektive zeige.

Da wo wir stehen, sind wir im Stande mit dem Blicke der Construktion der Dachwölbung zu folgen. Wir sehen, wie sich das alles so leicht zusammengefügt hat, ein Eisennetz, dessen feine Maschen durch Glas verbunden sind. Eilt aber der Blick vorwärts, so verschwinden uns bald die Linien, die Pfeiler und Bögen bezeichnen. Die ganze Gliederung des Bauwerkes sehen wir nur noch in feinen Strichen in graublauem Ton angedeutet bis zur Hälfte des Gebäudes, wo das Querschiff, der Transept, mit seiner helleren Bedachung — das Langschiff ist mit mattem Glas gedeckt — mit seiner sprühenden Krystallfontaine, seinen riesenhaften grünen Bäumen, seinen fremdländischen Gewächsen, seinen glänzenden Statuen, in einem wahren Meere von Licht schwimmt. Dahinter setzt sich das Langschiff fort, aber undeutlich, grau, nebelhaft; selbst die reichen Stoffe, die darin hängen, mit ihrem glänzenden Roth, Blau, Grün, Gelb, verschwimmen

in einander; es liegt, vom Eingang aus gesehen, wie ein feiner Duft auf dem Ende des Gebäudes. Es ist einem, als ob die Pracht, die uns hier von allen Seiten umgibt, dort hinten zur Sage, zur Fabel verschwimme; man kann sich nicht denken, daß sich das Gebäude in Wirklichkeit bis an jenes Ende fortsetzt; das Ohr muß dem Gesicht zu Hülfe kommen, indem es erstaunt die mächtigen Klänge der großen Kirchenorgel auffaßt, die vom Ende des Gebäudes zitternd und gedämpft zu uns heranschweben.

Und welche Schätze sind in dem weiten Raume aufgestapelt! Man sieht aber nur Farben und Gruppirungen, keine Einzelnheiten. Man eilt vorwärts, verwirrt, betäubt, den langen Gang hinauf gegen die Krystallfontaine, gegen das Westende. Man scheint alles zu träumen, was man sieht; man wandelt wie im Schlafe und hat dabei angenehme, gleichgültige, oft auch schreckhafte Gesichte. Gleich zu Anfang fallen einem zwei buntgemalte seltsam verzierte Indianergestalten in die Augen, und die tättowirten tückischen Gesichter scheinen nach deinem Haarschopf zu schielen, eine Freude, die ich ihnen verdarb, indem ich sie durch Hutabnehmen grüßte. — In diesem Hauptgange des Langschiffes sind vorzüglich Kunstgegenstände aller Art, und namentlich Statuen aufgestellt, fast alles in den großartigsten Dimensionen, und doch, wie klein erscheinend im unendlichen Gebäude! Zierlich, ja unbedeutend stehen die Hofer'schen Pferde da, die Kiß'sche Amazone, St. Michael mit dem Drachen, eine riesenhafte Gruppe, ferner Gottfried von Bouillon und der kolossale bayerische Löwe von Hallwich in München, ein prächtiges Bildwerk. —

Es ist zu viel, es gehörten Monate dazu, um nur den vornehmsten Gegenständen die nothwendigste Aufmerksamkeit zu widmen; für den breiten Hauptgang allein brauchte es lange

Tage des Beschauens, um fertig zu werden mit all diesen einzelnen Figuren, Reiterstatuen, Gruppen, Fontainen in Marmor, Bronze, Zink, gebrannter Erde, Gyps. Es wimmelt von riesenhaften Gebilden, Pferden, Drachen, wilden Thieren, menschlichen Gestalten in allen nur erdenklichen Stellungen, alle möglichen Leidenschaften ausdrückend. Und doch wie ruhig erscheinen diese Bildwerke neben dem Farbenmeere zu beiden Seiten, wo die bunten Dessins der Seidenzeuge, Sammte, Teppiche, Baumwollenstoffe das Auge blenden, wo Tausende von Spiegeln, Tischen, Uhren, Kandelabern in Silber und Gold strahlen, wo überall blank polirte Klingen und Eisenwaaren der verschiedensten Art blitzen, wo goldgewirkte Schleier und Schärpen funkeln, hohe Pyramiden künstlicher Blumen einen ganzen Frühling hinzaubern, wo alles das durcheinander flimmert und die Sinne verwirrt! Und nicht bloß der Hauptgang ist zu beiden Seiten auf diese Art ausgeschmückt; rechts und links bilden die großen Nebenräume die reichsten Bazars für sich, wo man in großen Massen alles bei einander findet, was man vom Hauptgange aus nur in einzelnen Proben sieht.

Zu allem dem die tausende von Zuschauern, die in Gruppen hin und her wogen, hier schaarenweise einen Gegenstand umziehen, dort sich durch einander drängen und drücken; die verschiedenen bunten Trachten, die vielfarbigen Hüte der Damen, die Dienstmütze des Soldaten, der schwarz lakirte Matrosenhut, der türkische Turban, die kleine Mütze des Chinesen mit dem langen Zopf darunter, und das alles sprechend und lachend, Freude und Erstaunen ausdrückend, brausend wie ein gewaltiger Bergstrom, das Ohr eben so betäubend, wie das Auge von der Farbenpracht ringsum geblendet wird. Die gewaltige Menschenmasse

ist in immerwährender Bewegung; das Langschiff hinauf und hinab zieht beständig die Strömung, und dazwischen stehen die riesenhafte Bildwerke wie Klippen, an denen die lebendige Fluth brandet, sich theilt, vorbeischießt, stehen bleibt und sich anhäuft. Lange Reihen der Zuschauer haben sich auf den Bänken niedergelassen, die hie und da angebracht sind, und starren mit überraschten Gesichtern in das Gewühl. In die Seitenräume hinein und wieder heraus strömt die Fluth, und man muß sich mit fortreißen lassen, denn es ist unmöglich gegen diesen Strom zu schwimmen.

So durchzieht man denn im Fluge weite Länderstrecken, betrachtet den Gewerbfleiß der Vereinigten Staaten und befindet sich gleich darauf in Rußland mit seinen gewaltsam erzeugten und darum unschönen Bronzen, Spiegeln und dergleichen künstlichen Blüthen fremder Industrie, erfreut sich aber an seinen prächtigen Naturschätzen, den wunderschönen Malachitstücken, zu Thüren, Säulen, Vasen verarbeitet. Durch den Zollverein, durch Oesterreich, Holland, Belgien reißt uns die Fluth nach Frankreich, dem prächtigen Frankreich. Wie strahlt und glänzt hier alles! Wie freundlich und graziös zusammengestellt blicken uns hier die seidenen und wollenen Stoffe an, vom feinsten Damenkleide bis zum dicksten Teppich! Wie herrlich die in allen Farben funkelnden Geschmeide, wie geschmackvoll die Bronzen! Alles zierlich, nichts unschön. Italien, Spanien und Portugal durchreisend nähern wir uns der orientalischen Zauberwelt und zugleich dem Transept, um dessen wunderbare Schönheit sich weislich die fernen Märchenländer Egypten und Türkei, China und Indien mit ihren für uns so seltsamen Erzeugnissen gelagert haben, mit ihren Gewändern und Waffen, die wir schon als

Kinder in Bildern angestaunt, von denen jedes Stück für uns ein Gedicht ist, ein Märchen, eine Erzählung, die sich jetzt beim Rauschen der Stoffe von Damaskus, beim Glanz der Waffen und Geschmeide von Hindostan vor dem inneren Auge entwickelt.

Was der Transept ist, weiß jeder, auch daß er wunderschön sei, hatte ich vielfach gelesen, hatte ich mir oft erzählen lassen; und doch blieb ich überrascht, bezaubert stehen, als ich aus dem Hauptgang in das ungeheure klare Gewölbe trat, welches sich über ihn hinspannt. Das Auge, ermüdet von den tausend sich durchkreuzenden Farben, vom Glanz der Metalle und Steine, findet hier den wohlthuendsten Ruhepunkt. Aus der Halle, angefüllt mit den Erzeugnissen aller Nationen, wo schon das flüchtige Beschauen zur Arbeit wird, tritt man in einen Feengarten, wo Palmen rauschen und Brunnen kühlen. Von der Krystallfontaine inmitten des Transepts und Langschiffes, die ihre klaren Wasser hoch empor wirft, wendet man sich am liebsten dem nördlichen Theile dieser ungeheuren Glasgallerie zu. Dort stehen hundertjährige Ulmen, die ihre weiten belaubten Aeste ungehindert unter diesem Glasdache ausstrecken. Unter ihnen hat man kleine Gärten angelegt, und hier wachsen Bananen und Palmen, auf schlanken Stämmen die zackige Blätterkrone tragend. Neben kleineren Fontainen sieht man eine ganze Ausstellung tropischer Gewächse.

Zwischen diesem Laubwerk, diesen springenden Wassern stehen die Statuen der Königin und des Prinzen Albert, und das alles ist wieder belebt durch Tausende von Zuschauern, die unter den Bäumen umherwandeln oder sich in großen Gruppen im anstoßenden Erfrischungsraum niedergelassen haben. Dorthin flüchtet sich jeder, der einige Stunden lang studirend oder bloß schauend weite Länderstrecken durchflogen hat; hier verschwinden

fabelhafte Haufen von Backwerk und Sandwiches, hier knallen in einem fort die Pfropfen der Sodawasserflaschen, und an den riesenhaften Büffets ist ein Schwarm junger eleganter Frauenzimmer beschäftigt, mit löblicher Schnelligkeit die Bedürfnisse der in Massen anströmenden Hungrigen und Durstigen zu befriedigen. Aber wie überall geht auch hier alles ohne Störung, ohne Unordnung vor sich. Von polizeilicher Aufsicht keine Spur; die Constabler im blauen Rock und runden Hut, die so still und harmlos einherwandeln, thun gar nicht, als seien andere Menschen zugegen, und scheinen sich auf's emsigste nur mit den Erzeugnissen des Landes zu beschäftigen, wo sie sich gerade befinden.

Die Gallerien, die den Transept umgeben und geräumiger zu sein scheinen als die am Langschiff, sind immer mit Tausenden von Zuschauern besetzt, die auf amphitheatralisch gebauten Sitzen auf das Gewühl zu ihren Füßen niederschauen. Und wenn wir hier unten ihnen zum Schauspiel dienen, so gewähren sie ihrerseits uns einen eben so interessanten Anblick. Die Masse Menschen neben und über einander dort oben, die alle so unbeweglich herunterschauen, bilden eine ebene buntfarbige Wand, wie an andern Punkten die Teppiche und Seidenstoffe. Hie und da erscheinen diese Gruppen wie künstlerisch geordnet und sind dann von sehr malerischer Wirkung. Ja wenn man weiter weg in den Mittelgang zurück tritt, glaubt man, dort oben seien riesenhafte Bilder aufgehängt oder Gobelins mit lebensgroßen, künstlich gewirkten Figuren.

Da wir nun einmal bei den Gallerien sind, wollen wir eine der Treppen hinaufsteigen, die zu denselben führen, nicht um die Ausstellungsgegenstände zu betrachten, die hier oben ebenfalls massenhaft zu sehen sind, sondern nur um einige Au-

genblicke auf den vielfarbigen Menschenstrom niederzublicken, der sich nun zu unsern Füßen durch das ganze Gebäude bewegt, durch alle Gänge durchfluthet, ein Anblick, unbeschreiblich, aber in der That großartig. So vielgestaltig sind die Gruppen, so beständig wechselnd, oft so gleichfarbig — wenigstens aus der Entfernung — mit den Erzeugnissen, vor welchen sie stehen, daß man oft glauben könnte, da unten, wo vor wenigen Sekunden der dichtgedrängte Haufen stand, werde auf einmal ein ganzes Waarenmagazin lebendig und folge dem allgemeinen Strome. Dort wimmelt alles durch einander und man ist einen Augenblick ungewiß, ob man ausgestellte Kleider, Shawls und Hüte sieht, oder von ihren Eigenthümern getragene. Unmittelbar zu unsern Füßen fließt der Strom ruhiger dahin, da er Raum hat in den Nord- und Südtransept, nach dem Ost- und Westende hin sich auszubreiten.

Uebersättigt vom Anblick der tausend und aber tausend Stoffe aller Art, der Werkzeuge und Geräthschaften zum Arbeiten oder zum Comfort des täglichen Lebens, flüchtet man sich so gern in die stillen Räume des Orients, um beim Anblick der fremden und doch so wohlbekannten Schätze, die hier aufgehäuft sind, sich der Träumerei zu überlassen. Besonders war Indien im Gewühl des Krystallpalastes das Land meiner Erholung. Indien, in den ältesten Zeiten die Wiege der Kultur, der Industrie, hat uns auch jetzt gezeigt, daß es im Verhältniß seiner Bildungsstufe in seinen Erzeugnissen nicht hinter uns zurückgeblieben ist. Außer ihren prächtigen Stoffen, außer den kostbar eingelegten und zierlich gearbeiteten Waffen und Geschirren für Pferde und Elephanten haben die Indiener in kleinen, drei bis vier Zoll hohen Figuren ein treues, lebendiges Bild indischen Lebens gegeben.

Man sieht Künstler und Handwerker in voller Arbeit, sie bebauen das Feld mit seltsamen Ackergeräthschaften, sie mahlen das Korn in eigenthümlichen Mühlen, sie gehen spazieren unter großen Sonnenschirmen, sie lassen sich tragen von schwarzen Sklaven auf schwellenden, rothsammtenen, mit Gold gestickten Kissen, sie schwingen sich zu Pferd auf den mit Perlen besetzten Sattel, stehen in den schweren, reichverzierten Steigbügeln mit scharfem Speer und dem langen vergoldeten Gewehr, den Tiger und den Löwen zu erlegen, oder lagern auf dem Rücken des Elephanten, um unter dem mit Gold und Perlen überladenen Baldachin durch die wasserleeren, sonnverbrannten Ebenen zu ziehen. Und vieles, was wir hier in zierlicher Abbildung stehen sehen, befindet sich daneben in wirklicher Größe: das einfache Gewand der ärmeren Klasse, das reiche, seidene, in Farben und Metallen glänzende des Reichen, der weiße Mousselinanzug der Bajadere, der sich in tausend Falten um den schlanken Körper legt, neben dem reichen Kostüm des indischen Kriegers, bestehend aus dem feinsten Kettenhemd, der dunkeln Stahlhaube mit Reiherbusch aus den Federn des seltenen schwarzen und grauen Reihers, dazu der breite Dolch, Schwert, Schild und Lanze; daneben Pferdegeschirre und Elephantenausrüstungen von Sammt, gestickt mit Perlen, Gold und Edelsteinen.

Es ist eine wahre Märchenwelt, diese indischen und türkischen Abtheilungen, ein Schauplatz der Geschichten aus Tausend und Einer Nacht. Hier könnten sich zahllose Sultanninnen kostümiren nebst einer ganzen Schaar von Dienern und Dienerinnen, und ihr Anzug würde nicht zurückbleiben hinter der phantastischen Malerei des orientalischen Erzählers. Nachts, wenn das gewaltige Glashaus todtenstill daliegt, sollen sie seltsam rauschen, flü-

stern und klirren, die Seidenstoffe, die schweren Stickereien, die alten Waffen; und dann ziehen sie wohl hinaus, um der Franken närrische Kostüme zu betrachten. Da mag sich der faltige Turban nicht wenig verwundern über den steifen schwarzen Hut, und wenn der reiche Kaftan irgend eines türkischen Großen eine Nase hätte, würde er sie unfehlbar zudrücken oder sich mit Abscheu abwenden, wenn er vor einem Makintoshlager vorbeischwebte. Aber die Engländer sind ein praktisches Volk, und da sie dergleichen Spuk nicht leiden können, so haben sie nicht fern von den morgenländischen Abtheilungen die kolossale Reiterstatue Gottfrieds von Bouillon aufgestellt, der im Begriff ist, sein Schwert zu ziehen. Dieser versieht dann nächtlicher Weile den Dienst der abwesenden Constabler; und er soll auch zuweilen in der Mitternacht sein weißes Haupt herumdrehen und ein marmornes Räuspern hören lassen, worauf es, eingedenk der vergangenen Zeit, ganz still wird im Orient, die Waffen nur noch verstohlen funkeln und leise klirren, die Seidengewänder furchtsam rauschen, und die weißen Kleider der Bajaderen sich nur noch langsam herumdrehen.

Man sieht an gewissen Punkten der Ausstellung vor gewissen Gegenständen zu allen Tageszeiten Neugierige in großen Schaaren zusammengedrängt. So sind namentlich die beiden Indianergestalten am Eingange, deren ich schon oben erwähnte, die Lust und der Schrecken der gesammten Jugend und der Damen aus den untern Ständen. Auch Matrosen sieht man häufig dort, die ihren Freunden und den Umstehenden allerlei Entsetzliches erzählen von jenen abscheulichen Menschenfressern und ihrer schrecklichen Manier, den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen. Ferner sind die ausgestopften Thiere von Plouquet aus

Stuttgart so umlagert, daß man selten zu ihnen gelangen kann, und wenn die Stimme des Volkes die Stimme der Preisrichter wäre, so müßte Plouquet für seine Thiercarrikaturen, namentlich für seine Nachbildung des Kaulbachschen Reinecke, einen ersten Preis bekommen. In den Zimmern, wo Leistler aus Wien seine prächtigen, nur zu reich verzierten Möbel aufgestellt hat, ist es auch nie leer. Man kann aber auch nichts Reicheres in Holzschnitzerei sehen, wie sie hier an jedem Stücke verschwendet ist. Nur zu viel, viel zu viel, und ich wäre wirklich begierig das Gebäude mit seinen Treppen, Vorplätzen, Fenstern und Thüren zu sehen, in dem dieses Ameublement passend aufgestellt werden könnte.

Zum Koh-i-nur in seinem vergoldeten Käfig gelang es mir nur ein einzigesmal durchzudringen; die Damen aller Klassen sind zu begierig, dieses seltene Stück des kostbaren Steins, den sie so sehr lieben, in der Nähe zu betrachten. Der große Diamant steht auf drei goldenen Füßen auf einem Untersatz von Gußeisen und in einem doppelten Gittergehäuse. Man sagt, er werde nächtlicher Weile, um ihn vollkommen sicher zu stellen, durch eine Maschinerie in jenes gußeiserne Gehäuse versenkt und eingeschlossen, und diese Maschinerie sei so kunstreich eingerichtet, daß sich der Koh-i-nur bei unbefugtem Berühren des untern Gitters plötzlich in seine innern Gemächer zurückziehe und unsichtbar werde. Schon diese Sage hält vielleicht manchen Vorwitzigen vom Versuch ab, den Berg des Lichtes zu berühren.

An der Nordseite, westlich vom Transept, befindet sich die Ausstellung von Equipagen aller Art, und dieser Theil des Krystallpalastes ist von den Wißbegierigen der eleganten Welt stark besucht. Hier stehen Wagen aller Art und von allen Größen, zwei- und vierräderig, bedeckt und unbedeckt, vom kleinsten Ge-

fährt, um sich auf den weichen Sandwegen eines Parkes selbst zu fahren, bis zum schweren Reisewagen. Alle Gattungen von Fuhrwerken, alle erdenklichen Formen sind hier vertreten. Man sieht auch einen viersitzigen Wagen, bestimmt schwer Erkrankte zu transportiren. Eine Dame, freilich nur eine Wachsfigur, liegt in demselben auf dem in doppelten Federn hängenden Sitz, und um diese Equipage ist das Gedränge der Neugierigen immer sehr groß.

Einer der interessantesten Punkte der Ausstellung, der Maschinenraum, wird mit der Wagenausstellung durch den Stand der Lokomotiven verbunden. Flüchtig eilt man zwischen diesen durch, die für den Sachverständigen von höchstem Interesse, für den gewöhnlichen Zuschauer aber Räthsel sind, zu deren Lösung er nicht Zeit und Weile hat. Höchstens bleibt man einen Augenblick vor kleineren Dampfwagen stehen, die für gewöhnliche Straßen gebaut scheinen; doch weiß ich nicht, ob man in England nach so vielen verunglückten Versuchen der Art noch Lust haben wird, neue anzustellen. Der Maschinenraum dagegen ist von Morgens bis Nachmittags gedrängt voll; er ist aber auch mit seinen arbeitenden Maschinen im Gegensatz zu der übrigen unbeweglichen Ausstellung ein gar unterhaltender Ort, abgesehen von der Belehrung. Was man sonst mühsam in vielen Fabrikstädten zusammensuchen müßte, findet man hier bei einander. Da stehen sie dicht gedrängt die blank geputzten, zierlichen Bauwerke mit ihren gewaltigen Hebeln und Rädern, und von einem einzigen riesenhaften Dampfkessel gespeist, heben sich die Stangen in zahllosen Cylindern, drehen sich die Räder, seufzen die Pumpen, stoßen die Prägmaschinen. Die Behandlung der Baumwolle wird den Neugierigen gezeigt von der Spinnmaschine an, auf die der

Rohstoff gebracht wird, bis dahin, wo er, zum feinsten Faden gedreht, auf die mechanischen Webstühle kommt, die vor dem erstaunten Auge den fertigen Stoff zusammenschlagen. Hier surren tausende von Spindeln, die Fäden der Kette heben sich gleichförmiger und geschwinder, als es die Menschenhand vermag, und das Gewebe rollt sich vor unsern Blicken wie durch Zauberei auf. Nebenan sehen wir eine Prägmaschine, die mit einem einzigen Schlage Denkmünzen aus Zinn hervorbringt, und dort arbeitet eine gewaltige Pumpe, welche mit pfeilschneller Umdrehung ihrer Räder eine unglaubliche Wassermenge in einem schmalen Behälter bis zur Decke hebt, wo dieselbe auf der andern Seite als breiter Wasserfall wieder herabstürzt, angestaunt von sämmtlichen Umstehenden. Weiterhin schafft eine Sodawassermaschine und bereitet das bei den Engländern so beliebte und so stark gebrauchte Getränk.

IV.

Vauxhall.

Nachdem ich den Lesern einen sehr flüchtigen Bericht über die Ausstellung gegeben, und hiedurch den Versuch gemacht, einigermaßen den Eindruck zu veranschaulichen, welchen dieses großartige Unternehmen, das wirre Getreibe auf mich gemacht, ist es mir unmöglich, zu etwas alltäglichem überzugehen, mit einer nüchternen Beschreibung aus der unendlichen Menge der Sehenswürdigkeiten Londons zu schließen. Ich muß zu etwas in seiner Art noch phantastischerem und aufregenderem übergehen; ich will

die Leser deßhalb, um ein ermüdendes Tagewerk lustig zu beenden, nächtlicherweile in einen der vielen Gärten führen, wo sich die Londoner elegante Welt gewisser Classen aufs köstlichste amusirt, und wo auch andere Menschenkinder an dem wirklich fabelhaften Leben einige Stunden lang Geschmack finden können. Wählen wir das alte berühmte Vauxhall. Vornehmer ist es freilich in Surrey-Gardens; dort hat man brillantere Concerte, und nebenbei wilde Thiere, eine vortreffliche Menagerie. Aber Vauxhall gibt sich in dieser Saison erstaunliche Mühe, den Fremden etwas neues vorzusetzen, die Menge zu fesseln; auch ist dieser Garten wirklich einer der ersten.

Ich möchte den Leser, um von unten anzufangen, zuerst einen Augenblick nach Eagle-Tavern in City-Road führen, einem kleinen Etablissement ähnlicher Art in einem mit buntfarbigen Lampen illuminirten Garten, mit Statuen, kleinen Springbrunnen, allen erdenklichen Genüssen. Man bezahlt hier einen Shilling Entrée und sitzt unter grünen Bäumen bei den Auserlesenen des schönen Geschlechts; auch wird hier getanzt, eigentlich nur herumgehopst: es ist weder Walzer, noch Galopade, noch Polka, noch viel weniger aber jener schrecklich sündhafte Tanz, der dabei so unendlich graziös sein kann, und den die Pariser Can-Can nennen. Die schöne Welt, die man hier versammelt findet, ist wirklich schön zu nennen; herrlichere Mädchengestalten mit feineren, blühenderen Gesichtern sieht man nicht leicht anderswo; aber es sind keine Französinnen. Sie verstehen es selten, ihrem Gewerbe einen eleganten, gut aussehenden Anstrich zu geben, sie sind was sie sind, und wollen für das gehalten sein, was sie sind. Dabei trinken sie sehr viel Gin, eine Mischung von Branntwein und Wasser.

Auch für Genüsse musikalischer Art ist hier gesorgt: in Eagle-Garden befindet sich eine große Orgel, welche zuweilen mit ihren tiefen dröhnenden Klängen lustige Lieder aufspielt. Auch ein Vocal-Concert fand statt, indem ein schwindsüchtig aussehender junger Mann vortrat, und zur Clavierbegleitung Schuberts Lied: „Ich komme vom Gebirge her" abzusingen schien. Ob er es aber wirklich gethan, kann ich nicht behaupten, denn in dem allgemeinen Geklapper der Gläser und Teller, dem Lachen und Plaudern der Menge hörte man von dem Gesange nichts. Man sah den Sänger nur hie und da den Mund öffnen und schließen, und dann und wann jauchzte das Forte-Piano eine Idee der Melodie krampfhaft hinaus. Das Beste übrigens war eine theatralische Vorstellung, die später stattfand. Das Schauspielhaus war elegant und zierlich, die Sitze in demselben mit rothem Sammet überzogen. Es wurde ein Ballet gegeben, und die Tänzerinnen — es waren ihrer wenigstens dreißig — so jung, so schön, so gut gewachsen und leicht bekleidet: es hätte sich kein Hoftheater daran zu schämen gebraucht. Sie stellten Nymphen vor und ähnliche leichtfertige Wesen, und da die Bühne sehr klein war und der Tänzerinnen viel zu viel auf einmal tanzten für diesen unbedeutenden Raum, so sah man, um Heine's Ausdruck zu gebrauchen, oft in der That nichts als Himmel und Tricot.

Wir wollen aber den Eagle verlassen, so lange es noch Zeit ist, das heißt, so lange es noch nicht zu spät ist für Vauxhall. Wir fahren über die Themse auf einer der ziemlich menschenleeren Brücken, gelangen nach dem rechten Ufer des Flusses, und kommen von Black-Friars nach Vauxhall-Road. Hier hört der lebhafte Verkehr der Londoner Straßen auf, und außer den Wagen, die mit uns des gleichen Weges fahren oder uns begegnen,

bemerken wir wenig Getreibe auf den hier sehr breiten und ziemlich dunklen Straßen. Wir befinden uns in einer Gegend von London, die in vielen Beziehungen sehr verrufen ist, und wo es dem einsamen nächtlichen Wanderer unter anderm passiren kann, daß ihm von zarter weiblicher Hand Uhr und Börse wegescamotirt wird.

Jetzt sind wir an dem Eingang von Vauxhall, einer sehr finstern Hausthür, die uns in einen ebenso finstern Gang führt. Hier sind spärlich von ein paar Lampen erhellt einige Bureaux, wo wir zwei ein halb Shilling Entrée bezahlen — ein Gulden und dreißig Kreuzer rheinisch. Wir nehmen unsere Marken und eilen dem Garten zu. Plötzlich treten wir aus dem dunklen Gang, von dem ich eben sprach, in einen weiten, feenhaft erleuchteten Raum, aus dem uns schmetternde Musik entgegenschallt und das Gesumme Tausender von Menschenstimmen. Man bleibt geblendet stehen bei dem Anblick, den man vor sich sieht. Es ist ein Garten; aber Bäume, Sträucher, lange gerade Alleen, Schlangenwege, Boskets, Lauben, Grotten sind nachgebildet durch unzählige Lämpchen mit Flammen in Roth, Gelb, Blau, Grün, Weiß. Von dem Eingang, an welchem wir stehen, führen breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbung aus so dicht zusammengesetzten Lichtern besteht, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermasse aussieht. Von ihr herab hängen phantastische Kronleuchter, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet, auf deren Armen lange weiße Gasflammen brennen. Vor uns ist ein geräumiger Platz mit Bäumen; auf demselben erhebt sich ein freistehendes Bauwerk in den Formen eines türkischen Kiosk, nach allen Seiten offen; seine Säulen, Gewölbe, Treppen, das Dach, sind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet

sich ein kleiner Garten, dessen Gebüsche und vielfarbige Blumen aus ebenso vielfarbigen Glaskugeln bestehen. Zwischen den grünen strahlenden Blättern blicken dunkelglühende Rosen hervor, auf schlanken Stengeln biegen sich weiße glänzende Lilien, und hie und da zwischen diesen Feuerblumen stehen wirkliche Gesträuche, deren Blätter auf die seltsamste Art von dem Farbenmeer rings herum angestrahlt werden. Tausende von Menschen erfüllen diesen weiten Raum, wandeln zwischen den Feuergallerien, sitzen in Restaurationen und lauschen den Klängen der verschiedenen Musikchöre, die oft, dem Auge unsichtbar, in einer dunkeln Waldpartie spielen. Bei jedem Schritt, den wir in den Garten thun, zeigt sich uns etwas neues, ungeahntes. Dort erblicken wir ein großes Panorama, wir sehen das wogende Meer, ein gestrandetes Schiff, dessen Wrack und die gebrochenen Masten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden. Am Ufer lagert eine Seeräuberbande, in ihrer Mitte die Passagiere jenes Schiffes, verzweifelnde Frauen, gefesselte Männer.

Wir folgen einer Biegung des Weges und verlieren uns in dunklen Gartenpartien; auf einmal stehen wir auf einem weiten Rasenplatze mit Gittern eingezäunt, an dessen Enden sich ein stolzes mittelalterliches Schloß erhebt mit Zugbrücken und Thoren, auf den Zinnen flattern buntfarbige Fahnen, die Fenster sind, wie bei einem Bankett, hell erleuchtet, vorn am Gitter stehen zwei drohende Rittergestalten, die uns den Eintritt verwehren. Machen wir aber auch, um Gotteswillen, keinen Versuch uns dem fabelhaften Schloß zu nähern! Wir sind in einem Zaubergarten, und dem Vorwitzigen würde es schlecht ergehen. Nicht als ob ihn Drachen oder wilde Thiere ergreifen würden, sobald er die-

ses Thor überschreitet — gewiß nicht! aber all das Schöne was er vor sich sieht, würde plötzlich verschwinden, denn — es ist nichts als eine gemalte Decoration. Wenden wir uns lieber zur linken Seite, wo das geräuschvolle Leben erstorben zu sein scheint, wo noch vereinzelte Wanderer gehen, wo die glänzende Illumination in zwei Reihen von Lichtern endet, die eine uralte, dichtverwachsene Baumallee nur schwach beleuchten. Eine feurige Inschrift am Eingang dieses Weges sagt uns: Wer seine Zukunft zu erfahren wünscht, suche die Prophetin auf! Wir folgen dieser Mahnung und treten den geheimnißvollen Gang an durch den immer düsterer werdenden Waldweg. Freie Plätze, die sich rechts und links öffnen, zeigen seltsame Unthiere, welche Wasserstrahlen hoch emporwerfen; alles ist hier still und wunderbar. Melancholisch plätschert das Wasser und erscheint durch tiefhängende Lampen blau gefärbt, bei deren falbem Lichte wir eine Grotte entdecken, in der die Sibylle über ihren Büchern brütet, während vor ihr auf dem Dreifuß der unheilvolle Trank siedet; alles dieß jagt uns einigermaßen Schrecken ein. Schnell wenden wir uns ab und folgen dem Weg, der zur Wahrsagerin führt. Endlich finden wir dieselbe in den Ruinen eines maurischen Schlosses, und als wir schon vor ihr stehen, um unsere Handfläche betrachten zu lassen, fällt uns ein, daß wir zu wenig Englisch verstehen, um ihre dunklen Orakelsprüche, die sie in dieser Sprache ertheilt, begreifen zu können. Beschämt eilen wir davon, zurück zu den belebteren Partien des Gartens, wo die Sodawasserflaschen knallen, wo Musik erschallt, wo die Sherry-Cobbler servirt werden, wo man tanzt und lacht, alles Sachen, die wir ohne Kenntniß der Landessprache vollkommen begreifen und mitmachen können.

Nachdem sich hier jeder eine halbe Stunde lang belustigt

so gut er kann, namentlich eine große Masse einem humoristischen Vortrag zugelauscht, den ein feingekleideter Herr von den Fenstern des obenerwähnten türkischen Kioks hält — und der Vortrag muß sehr amüsant und witzig sein, denn die Menge lacht häufig laut hinaus — drängt sich alles einem großen Thore zu, der Reitbahn von Lejars und Cuzent, deren Productionen man, ist man einmal im Garten, gratis anschauen darf; das heißt, umsonst gelangt man in die unteren Räume, die Stehplätze, doch ist hier ein wahrhaft fürchterliches Gedränge, und man sieht sich schon genöthigt, einen Shilling weiter zu bezahlen, um auf den Gallerien einen Platz zu erhalten. Der Circus ist aufs brillanteste eingerichtet, von ziemlicher Größe, bedeckt, mit angenehmen Sitzen und sehr schön beleuchtet. Aber die Gesellschaft Lejars-Cuzent ist das nicht mehr, was sie vor einigen Jahren war, wo sie Aufsehen in Deutschland machte und Wien entzückte. Lejars selbst ist in Petersburg gestorben, und Paul Cuzent, der oftmals sein eigenes vortreffliches Orchester selbst dirigirte, kam nicht zum Vorschein; vielleicht aber auch, daß sie an diesen Vauxhall-Abenden des billigen Eintritts wegen nicht ihre ganze Truppe ins Feuer führen.

Es war wenig, was sie uns zeigten, im Ganzen immer die alten Geschichten: Mademoiselle Laura stehend reitend, über Bänder springend, Mademoiselle Mathilde das Gleiche noch viel ärger, und Mademoiselle Pauline wieder das Gleiche am allerärgsten. Die Herren jagten auf ungesattelten Pferden, sprangen durch außerordentlich kleine Reife vor- und rückwärts, und Bajazzo machte dazwischen seine gewöhnlichen Späße. Das Ganze dauert eine kleine Stunde, und dann strömte alles wieder in die Gärten zurück. So mochte es fast Mitternacht geworden sein,

und ehe das unentbehrliche Feuerwerk abgebrannt wurde, besahen wir noch einige der Merkwürdigkeiten, die uns bisher entgangen. Da war ein kleines Theater im Freien, auf welchem physikalische Experimente ausgeführt wurden; nicht weit davon sah man lebende Bilder, und neben diesen wurden wir durch eine Aufschrift belehrt: hier seien orientalische Zimmer zu sehen mit türkischen Herren und türkischen Ladies. Die Gemächer, worin sich die Muselmänner befanden, waren ziemlich reich, auch wohl theilweise im türkischen Geschmack eingerichtet; aber ob die Bewohner derselben ächt waren, kann ich nicht beschwören, doch saßen sie langweilig genug auf ihren Diwans. Die Herren strichen ihren langen Bart, und von den Ladies war eine sehr wohlbeleibt, hatte auch recht feurige Augen, und die Unterlippe herabhängend wie eine ächte Türkin.

Endlich wurde zum Beginn des Feuerwerks geläutet, und augenblicklich strömte alles einem großen Thorbogen zu am Ende des Gartens, hinter welchem ein großer Platz war, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Dieser Thorbogen, von der Breite eines kleinen Tunnels, hatte den Zweck, auf seinem Gewölbe ein kleines Amphitheater zu tragen, von wo man das Feuerwerk bequem ansehen konnte, dessen Plätze aber wieder einen Shilling extra kosteten. Die englischen Kunstfeuerwerke sind bekannt und berühmt wegen ihrer Mannichfaltigkeit und der Präcision, mit welcher die einzelnen Stücke gearbeitet sind. Das von heute Abend war außerordentlich schön und gelang vollkommen. Zuerst stiegen eine große Menge Raketen des schwersten Calibers empor bis zu einer fabelhaften Höhe, neigten sich oben zierlich, und sprühten unzählbare Sterne in dem glänzendsten Farbenlichte aus, in Roth, Grün, Gelb, Weiß, von einer Gluth und einem Glanze,

wie ich nichts ähnliches gesehen. Auch Fallschirm-Raketen waren darunter, und wenn die weiß leuchtende Kugel derselben so langsam herabsank und den Garten mit seinen Gebüschen und Bauwerken rings umher und all die tausend gaffenden Gesichter taghell beleuchtete, dabei die Schatten dieser Menschenmenge in den sonderbarsten Gestalten hinter uns an die helle Wand warf, so jauchzte alles laut auf, und dieses Jauchzen endete gewöhnlich mit dem Geschrei: Hut ab! Hut ab! welches den Vorderstehenden galt, die mit ihrer Kopfbedeckung den Hinterstehenden die Aussicht versperrten. Dann stiegen Leuchtkugeln gegen den dunklen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben, Sonnen prasselten, Schwärmer zischten, Frösche knallten, und all dieß Feuerwerk durcheinander bildete die schönsten Figuren und Gebilde, bald riesenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen, glühende Wasserfälle und dergleichen mehr.

Den Beschluß des Ganzen machte die Illumination eines ungeheuern Schlosses, das am Ende der Wiese hoch hinaufgebaut war. Zuerst sah man die Architektur dieses Gebäudes, seine Thore, Fenster, Säulen, Balcone mit einemmal glänzend in weißem Feuer aufstrahlen; dann wurde das Schloß beschossen, zahllose Raketen und Leuchtkugeln flogen hinein, rothe, blaue, grüne Flammen entzündeten sich überall; das Ganze gab eine einzige gewaltige Feuersbrunst, Mordschläge krachten, Feuerströme rauschten von allen Seiten herab, und jetzt in diesem allgemeinen Flammen-Chaos hätte jeder deutsche Zuschauer, ja jeder Franzose, ein befriedigendes Ende des Ganzen gefunden; aber hier in England mußte noch etwas extra kommen, etwas in der That außerordentlich nervenaufregendes, und das war — ein junges schönes Mädchen in weißem silberglänzendem Kleid, die an einem der bren-

nenden Fenster des Schlosses sichtbar wurde, und pantomimisch zu verstehen gab, sie befinde sich in der größten Noth, wie diesem Feuermeer zu entfliehen sei. Ich muß gestehen, daß auch ich einigermaßen unruhig über das Schicksal der armen Person war. Nicht so die Masse der Schaulustigen. Alles klatschte in die Hände und stand erwartungsvoll da; jetzt trat das Mädchen aus dem Fenster hervor, und nun bemerkte ich, daß von demselben ein schwankendes Seil quer bei dem brennenden Gebäude vorbei bis zur höchsten Zinne desselben gespannt war. Dieß betrat sie mit sicherm Schritt und ging in einer Höhe von vielleicht vierzig Fuß über dem Boden durch die ganze brennende Wirthschaft hinauf und hinunter. Von allen Seiten zischten die Raketen toller wie je, flogen die Schwärmer um sie herum, und man glaubte jeden Augenblick, einer der Millionen Funken, unter welchen sie dahinschritt, würde auf ihr Kleid fallen, dasselbe anzünden und sie würde elendiglich verbrennen oder vor Schrecken herabstürzen; so etwas geschieht auch zuweilen hier — heute Abend kam aber glücklicherweise kein Unfall vor. Das Mädchen wandte sich lächelnd zu der gaffenden Menge, grüßte von dem brennenden Fenster noch einmal freundlich herab, und verschwand dann hinter dem Gebäude.

Das Feuerwerk war zu Ende, der Platz lag bald wieder in tiefer Dunkelheit, nur hie und da glimmte noch eine halbverbrannte Hülse, und die Zuschauer strömten abermals in die Gärten zurück, in die Restaurationen, auf die Tanzplätze; die verschiedenen Orchester spielten lustige Weisen, und nun — es war Mitternacht vorüber — begann der Ball, welcher für die Tanzlustigen bis Morgens vier Uhr dauerte.

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien.

Vielleicht gefällt es dem geneigten Leser, ein kleines, übersichtliches Bild zu erhalten von der ersten großen landwirthschaftlichen Ausstellung in Wien, und indem ich dieses, wenngleich nur skizzenhaft, zu entwerfen versuche, werde ich mir gewiß nicht erlauben, in alle möglichen eisernen, irdenen, hölzernen, todten und lebendigen Details eingehend, die Geduld des Lesers zu ermüden. Den wirklich schönen Arrangements dieser Ausstellung zu Liebe will ich aber versuchen, alles, was ich in zwei mal vier Stunden ziemlich mühsam erlebt und gesehen, so knapp und übersichtlich wie möglich zusammenzustellen; ich kann nicht mehr für den geneigten Leser thun und hoffe deßhalb auf freundliche Nachsicht.

Werfen wir uns heute, wo Wien der Ausstellung wegen von Fremden überfüllt ist, am Stephansplatze in den Wagen eines der intelligenten Fiaker, ohne ihm das Ziel unserer Fahrt anzugeben, so wird er fragen, ob Se. Gnaden nach dem Augarten wollen. Fahren wir also nach dem Augarten, wo die Ausstellung ist. Die wiener Fiaker sind die gleichen geblieben; sie führen uns in einem rasenden Tempo dahin. Wir überholen Omnibus, Einspänner, ja, herrschaftliche Equipagen, wir fliegen an den Läden vorbei, bald rechts, bald links biegend, in einer

ewigen Schlangenlinie, wo sich gerade eine Oeffnung zeigt, um mit Mühe und Noth zwischen anderen uns entgegenstürmenden Equipagen durchzukommen, und dabei können wir nicht unterlassen, erstaunt zum Wagenfenster hinaus zu blicken, ob nicht eines unserer Räder irgendwo hangen geblieben ist; ich möchte die Behauptung wagen, daß es hier Fälle gibt, wo man kaum ein Blatt Papier zwischen die Achsen zweier sich begegnenden Wagen einschieben kann. Und doch hört man selten oder nie von einem Unglück. Jeder Kutscher vertraut auf die Geschicklichkeit des anderen, das zu Fuß gehende Publicum beeilt sich nicht einmal allzu sehr, dem warnenden Oje! folgend aus dem Wege zu kommen, und die in den Hauptstraßen, und namentlich an Ecken, wo der Strom der Equipagen unglaublich ist, aufgestellten Fuß-Gensd'armen spazieren gemüthlich auf und ab und geben auch ihrerseits den Kutschern noch Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit im Ausweichen zu bekunden.

So haben wir denn in weniger Zeit, als man braucht, dies niederzuschreiben, den Augarten erreicht, jenen stillen, schönen, von den Wienern sonst so sehr vernachlässigten Garten, der aber heute wie umgewandelt ist. Vor dem Eingangsthor stehen lange Reihen von Fiakern und herrschaftlichen Wagen, und ein Strom von Schaulustigen drängt sich dort hinein; ein armer Kerl, der uns die Wagenthür öffnet, ist zugleich unser Schutz gegen die Ueberforderung des Fiakers und sehr zufrieden mit ein paar von den Kreuzern, die wir diesem weniger bezahlen.

Ehe wir unter den Thorbogen des Einganges treten, fällt uns die eigenthümliche bekannte Inschrift an demselben ins Auge: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." Und dieser Schätzer war der Kaiser Joseph, der in dem Pavillon des Au-

gartens gern einige Sommermonate zubrachte und in den schattigen Gängen des eigenthümlich schönen Parkes seine Audienzen zu geben pflegte.

Wir schreiten über den mit alten, jetzt wieder so frisch grünenden Bäumen besetzten Vorplatz; dort haben wir die Casse und sind gleich darauf vermittels zweier Zwanziger im Besitze einer Einlaßkarte und eines Katalogs. Wir treten durch einen provisorischen Gitterzaun, haben vor uns den einstöckigen kaiserlichen Pavillon, an welchem im rechten Winkel zwei provisorische Ausstellungs-Gebäude stoßen. Doch beginnt die Ausstellung schon gleich hinter dem erwähnten Gitterzaun; wir sehen da zierliche eiserne Gartenmöbel, ganze Etablissements ähnlicher Art, bestehend aus einem Zelte, wie aus Rohrstäben gemacht, mit luftigem, weißem und rothem Dach, kleinen Sopha's, Fauteuils und dergleichen; wir bemerken prachtvolle Vasen aus gebrannter Erde mit lebenden Aloen und sonstigen Pflanzen, und alles das hier und da zwanglos vertheilt, wie es wohl ein Besitzer in seinem Parke zu machen pflegt; erst wenn wir näher kommen, gewahren wir an den Zetteln, womit diese Sachen behängt sind, daß wir Ausstellungs-Gegenstände vor uns haben.

Wenden wir uns nach rechts, nicht aus Wahl, sondern der vernünftigen Ordnung gemäß, daß der Strom der Beschauer, ohne sich zu kreuzen und zu begegnen, gleichförmig durch die namentlich etwas enge Blumen-Ausstellung geleitet wird.

Ein alter Invalide mit Medaillen auf der Brust, im grauen Rock, die Brille auf der Nase, sitzt behaglich in einem Lehnstuhle unter einer prachtvoll blühenden Azalea und regelt mit wenigen Worten und einigen freundlichen Handbewegungen den Strom der Beschauer. Jeder folgt gern seinen Winken, denn es wäre

unverantwortlich, den alten Mann von seinem behaglichen Plätzchen aufstehen zu machen. Treten wir also in das einen kleinen Garten darstellende Glashaus. Blühende Pflanzen und Blumen ringsumher, zierlich gezackte Blätter, sich über den Häuptern der Zuschauer neigend, und wohin man blickt, dichte Massen aller möglichen Farben; unschuldiges Weiß, brennendes Roth, sanftes Blau, Violet, Rosa, Gelb begegnen unsern Blicken, wohin wir das Auge wenden. Dort haben wir auch kleine Palmen und sonst von jenen für uns so fremdartigen Pflanzen, zwischen deren schlanken Stängeln und schmalen, spitzen, so träumerisch auf- und abwiegenden Blättern wir mit einiger Phantasie die blauen Wellen der Südsee durchschimmern zu sehen glauben. Ein kleines Glashaus im Glashause zeigt uns üppige Orchideen-Familien, sie brauchen zum Gedeihen eine feuchte, dunstige Atmosphäre, und daß diese dort herrscht, sehen wir an den Schweißtropfen des erhitzten Glases; dafür sind aber auch die Pflanzen prachtvoll aufgeblüht aus ihren faulen Baumstämmen und zeigen jene Blume, welche, mit schillernden Farben bedeckt, in ihren höchst eigenthümlichen Formen offenbar den Uebergang der Pflanze zum Insekt bildet — sehen wir nicht dort förmliche Schmetterlinge, ja, so täuschend nachgebildet, daß man glaubt, sie werden sich in die Luft erheben, so wie man sie von dem Stängel der Pflanze trennt? Es ist das hier ein kleines Stück Urwald mit seinen prachtvollen Blüthen und seinen Schrecken, stets umflattert von Damen in Kleidern, eben so farbig wie die Orchideen, umgaukelt von glänzenden Augen, die schlangenartig mit ihrem Blicke nach dem harmlosen Wanderer hinüberspielen. — Deßhalb weiter. Verlassen wir das Gewächshaus, entfernen wir uns aus dem Gewühl.

Der ehemalige kaiserliche Pavillon, den wir jetzt erreicht haben, nimmt uns auf; aus der Poesie der Blumenwelt fallen wir plötzlich in die nüchterne Alltäglichkeit und haben gleich vor uns jene riesenhafte Weinflasche, die schon auf der pariser Welt-Ausstellung figurirte, und welche, wie ein Arithmetiker ausgerechnet, Stoff genug enthielte, um ein ganzes Regiment bunter Zuaven grau zu färben. Hier haben Nieder- und Ober-Oesterreich, Steiermark, Salzburg und Tyrol ihre landwirthschaftlichen Producte aufgespeichert; aufs zierlichste arrangirt sehen wir Garben von Halmfrüchten, ausgelegtes Getreide aller Sorten und zwischen diesen blonden Boden-Erzeugnissen rothbackige Aepfel neben Flaschen-Pyramiden mit den buntesten Vignetten, die uns die kostbarsten Tropfen der Monarchie auf unseren guten Glauben bauend anpreisen.

In dem Mittel-Pavillon sehen wir eine sehr gelungen arrangirte Niederlassung der vorzüglichsten Bierbrauereien; die zierlichen Fässer sind mit nassen Filzplatten umgeben, damit der Stoff so kühl als möglich erhalten bleibe, und neben diesen Gefäßen mit einfachen Hahnen erblicken wir complicirte Bier-Hebewerke, wo auf einen Druck mit der Hand das Getränk aus den tiefer liegenden Fässern aufsteigt und ins Glas sprudelt. Gegenüber diesem Etablissement hat die Central-Direction der Tabaks-Fabriken sämmtliche Tabaks-Sorten in mächtigen Blattmustern ausgelegt, — ein sinniges Arrangement: Tabak und Bier. Es würde einem guten Trinker gar behaglich in diesen Räumen erscheinen, wenn nicht das zum schönen Bunde so nothwendige Dritte fehlte: die Kühle nämlich; aber sie mangelt gänzlich in dem dichtgedrängten Zuschauerschwarm, mit dem wir unaufhaltsam fortgeschoben werden. Dort sehen wir auch mit einigem Er-

staunen die Erzeugnisse einer Buchhandlung; Karl Gerold hat prachtvoll eingebundene Werke landwirthschaftlichen Inhalts aufgestellt.

Weiter. Wir lassen Mähren und Schlesien hinter uns und eilen an den Erzeugnissen der österreichischen Zucker-Raffinerien vorbei; Zuckerhüte in allen Formen, ja, einige in so riesenhaften Dimensionen, wie draußen die Weinflasche, mit einer candirten Kaiserkrone. Vorbei; wir gelangen nach Ungarn und Siebenbürgen, jenen herrlichen, fruchtbaren Ländern, von wo uns die letzten Vorposten unserer deutschen Brüder Grüße gesandt haben, aus Riesen-Exemplaren von Kartoffeln, Runkelrüben und kolossalem Weizenbrode bestehend. Eilen wir durch Böhmen und Galizien, Krakau, Slavonien, Croatien, Kärnthen, Krain, durch die Lombardei und Venedig; da liegt alles zierlich geordnet neben einander, was der reiche Boden dieser Länder hervorbringt — eine Beschäftigung von Stunden für den aufmerksamen Beschauer, eine unmögliche Arbeit für den Beschreiber. Da sind die Wände bedeckt mit blanken Sensen und blau angelaufenen Sicheln, in zierlichen Figuren zusammengestellt; da sehen wir Dreschflegel und hölzerne Rechen, von Weitem sich als etwas Außergewöhnliches darstellend und sich erst beim Nähertreten in die harmlosen Acker-Geräthschaften auflösend; da erblicken wir Mehl und Feldfrüchte, Erbsen, Linsen und Bohnen; da sehen wir Speckseiten, vor deren kolossaler Mächtigkeit wir überrascht stehen bleiben; da wechseln hölzerne Löffel und hölzerne Näpfe und Kübel mit irdenen Schüsseln in allen erdenklichen Formen; da bemerken wir Kleider der Landbewohner von Kärnthen und Krain aufgehängt, weiße Gewänder, aufs reichste mit rothen Schnüren verziert; da wissen wir am Ende gar nicht mehr, was wir alles

sehen, da schauen wir eine Buttermaschine, die ein neugieriger Beschauer vor unseren Augen herumdreht, oder das Modell einer Egge und eines Pfluges.

Wir werden durch die Säle gedrängt, oft nichts mehr sehend als unsere Vordermänner, zuweilen nach Luft schnappend; wir machen es auch vielleicht wie diese und greifen mit der Hand in ein zartes, wolliges Schafvließ oder in lang herabwallenden, glänzenden Flachs; und nun sind wir endlich am Ausgange der Producten-Ausstellung angelangt und purzeln die hölzernen Treppen hinab auf den freien Platz hinter dem kaiserlichen Pavillon und sagen leise: Gott sei Dank! Denn hier stieben die Zuschauer nach allen Seiten auseinander und lassen uns Raum, um mit mehr Behaglichkeit die um uns her aufgestellten schönen Arbeiten aus gebrannter Erde aus der Fabrik des Herrn Brausevetter zu betrachten. Dieselben sind zierlich und mit großem Geschmack ausgeführt, alle Artikel zeigen die Hand des Künstlers und überraschen daneben durch die Wohlfeilheit ihrer Preise. Man findet da alles, was man namentlich zur Verzierung von Gärten braucht, kleine zierliche Blumen-Einfassungen, Vasen in allen Größen und Formen, Säulenschäfte mit Figuren zur Aufstellung in Gebüschen, Balustraden, Pflanzenkörbe, Statuetten von 1 Fuß Höhe bis zur Lebensgröße. Nebenan sind Modelle aller möglichen Bienenkörbe aufgestellt, von Stroh, von Holz, von Glas, — letztere besonders interessant, da sie uns einen Blick gewähren in das geheimnißvolle und doch wieder so geregelte Treiben dieses fleißigen Volkes. Die emsigen Thierchen schwärmen auf und zu, und da es uns in unserer Jugend gelehrt worden ist, die Biene zum Vorbild zu nehmen, so folgen wir ihnen auch heute, und zwar recht gern, denn die meisten

richten ihren Flug nach den prächtig grünen Alleen des schönen Gartens, bei deren Anfang wir sogleich von der interessanten Ausstellung aller möglichen Holzarten aufgehalten werden.

Hier hat Siebenbürgen, Ungarn, insbesondere Slavonien, in Holzdurchschnitten und Bohlen wahrhaft Ueberraschendes geliefert; wer kann sie nennen, alle die Holzarten, die wir hier bald in natürlichen, bald in polirten Abschnitten sehen? Zwischen ihnen vertheilt bemerken wir Geräthschaften der Forst- und Obst-Cultur vom kleinen zierlichen Oculirmesser an durch die Rubriken der Sägen, Beile, Aexte hindurch bis zu jenen riesenhaften eisernen Ketten, die zum Bäumeausreißen benutzt werden; Baumstämme in wahrhaft phantastischen Formen sind dort aufgestellt, mit förmlichen Höhlen und Schlupfwinkeln aller Art für Vögel und Raubwild, wobei es einigermaßen einen melancholischen Eindruck macht, verschiedene ausgezeichnete Bälge jener armen Waldbewohner über den Denkmälern des Schauplatzes ihrer ehemaligen Thaten aufgehängt zu sehen. Auch ein ausgestopfter Wolf prangt in dieser Sammlung, mit gläsernen Augen den Vorübergehenden anstarrend.

Es war eine glückliche Idee, die Ausstellung dieser Hölzer in einer der grünen Alleen zu veranstalten. Da liegen sie die mächtigen Tannen, neben dem Grün ihrer noch lebenden Brüder, angeblickt von dem tiefblauen Himmel, in den sie einst hineingeragt; da stehen Durchschnitte slavonischer Eichen von 8½ Fuß Durchmesser, Trümmer von Riesenleichen, schüchtern angeblickt von den zarten Zweigen der Buchen und Castanien, welche umher wachsen; da hüpft ein Rothkehlchen von dem kleinen Aste herab, wo es sein Nest baut, und spaziert, gewiß mit sehr vielem Er-

staunen, auf einer eichenen astlosen Bohle umher, die in 60 Fuß Länge unsere Bewunderung erregt.

Am Ende der Allee, wo sich die Ausstellung dieser Hölzer befindet, sehen wir ein Gerüst aufgebaut, um das sich stets eine Menge Neugieriger versammelt, und wir finden dort etwas, das des genauen Betrachtens auch vollkommen werth ist. Herr Boucherie aus Frankreich zeigt hier sein Verfahren, um Hölzern durch Imprägniren mit Kupfervitriol eine ewige Dauer zu geben; derselbe hat schon auf der Weltausstellung in Paris einen großen wohlverdienten Preis erhalten. Wenn man bedenkt, daß die eichenen Schwellen unserer Eisenbahnen bei günstigen Bodenverhältnissen kaum eine achtjährige Dauer haben, so drängt sich uns bei der steten Vermehrung dieser Verkehrsanstalten der Gedanke eines gänzlichen Holzmangels auf, dem unsere Nachkommen nicht entgehen würden und dem das Verfahren des Herrn Boucherie siegreich entgegen arbeitet. Vermittels Blei- und Kautschukröhren läßt er die Kupfervitriol-Masse einfach durch den Druck eines erhöhten Reservoires in den Stamm eindringen; es ist interessant, zu sehen, wie vor dem fremden Eindringling sich zuerst der natürliche Holzsaft entfernt und am andern Ende des Stammes heraustropft; ihm folgt der Vitriol, und die Imprägnirung wird so lange fortgesetzt, bis auch dieser endlich herausläuft. Damit ist das Verfahren beendigt, und das Holz erhält eine unglaubliche Festigkeit, von welcher Proben vorlagen. So eine Schwelle von imprägnirtem Buchenholz (bekanntlich eine Holzart, welche im natürlichen Zustande nach 2—3 Jahren gänzlich zerbröckelt und verfault), die nach beigefügtem Zeugnisse bereits 8 Jahre auf der pariser Nordbahn gedient, nicht nur

äußerlich vollkommen unversehrt war, sondern auch durch Anschlagen einen hellen, klingenden Ton von sich gab.

Um nicht die Geduld des Lesers zu ermüden, reißen wir uns von dieser wahrhaft interessanten Abtheilung der Ausstellung los, durchkreuzen ein paar Alleen und kommen auf ein Rondel, wo sich rechts und links in Käfichen die Repräsentanten der Hühnerwelt vor unserem Blicke zeigen. Da sehen wir neben dem deutschen gemüthlichen Hahn, der zufrieden mit seiner schillernden Federpracht die hingeworfenen Körner aufpickt und dabei mit gravitätischem Gackern seine Hühner zur Theilnahme auffordert, seinen Bruder von echt hinterasiatischem Vollblut, Hähne aus der Cochinchina-Race in ganz außergewöhnlicher Größe. Schön sind diese Thiere nicht, ja, sie haben mit ihrer gewölbten Brust, ihren zottigen Federn, ja, mit dem ganzen plumpen Körper auf den übermäßig langen und starken Füßen etwas Mißgestaltetes; vor Allem hasse ich persönlich ihr unaufhörliches Geschrei — Krähen kann man es nicht nennen, denn es sind Töne, welche die Mitte halten zwischen denen eines kleinen zornigen Hundes und dem heiseren Geheul eines Schakals. Ob ihre Zucht für uns ergiebig sein wird, muß die Zeit lehren; mir thäte es aber leid, wenn durch diesen hochmüthigen ungeformten Eindringling das biedere Volk unserer Hühner nach und nach verdrängt würde. Nebenan erregte ein echt englischer Streithahn die Aufmerksamkeit der Beschauer. Es war augenscheinlich ein raufslustiger unverschämter Geselle mit nacktem garstigem Halse und mordlustigen Blicken; nach Art anderer, vierbeiniger Raubthiere schien ihn eine ewige Unruhe in seinem Käfich hin und her zu treiben, ja, zuweilen prallte er mit emporgesträubten

Federn gegen die Wand desselben, wenn sich von einer stillen Hühner-Familie nebenan ein sanftes Gackern vernehmen ließ.

Im Allgemeinen vermag dieser Theil der Ausstellung unsere Aufmerksamkeit nicht besonders zu fesseln, denn vor uns haben wir eine der interessantesten Partieen, in welcher wir mit vielem Behagen umherflaniren. Es ist in der Hauptallee des Augartens die wirklich prachtvolle Maschinenausstellung, zwischen den grünen Baumwänden unter dem tiefblauen Himmel einen so schönen und eigenthümlichen Anblick bietend. Da stehen sie vor uns in einer imposanten Reihe, die riesenhaften, mit bunten Farben bemalten, fremdländischen und österreichischen Locomobilen. Wir glaubten uns auf einen Bahnhof versetzt zu sehen, wenn wir nicht statt Tender- und Personenwagen hinter den beweglichen Dampfmaschinen seltsame Ungeheuer auf Rädern bemerkten, durch diese mit langen Riemen in Verbindung gesetzt, welche sich uns bei näherem Betrachten als riesenhafte Dreschmaschinen ausweisen. Aus den Schornsteinen der Dampfer steigt der Rauch zwischen den grünen Bäumen in die Höhe, zuweilen zischt weißer Dampf empor, und wenn wir auch sehen, daß die Räder des Untergestells durch Keile sorgfältig am Boden befestigt sind, so treten wir doch unwillkürlich mit vielem Respect zur Seite, wenn nun auf einmal ein gellender Pfiff ertönt und sich darauf die Kolbenstangen langsam in Bewegung setzen, die Schwungräder sich zu drehen beginnen und plötzlich mit unerhörtem Sausen und Klappern die angehängte Dreschmaschine ihre Functionen beginnt.

Lange können wir uns nicht von dieser interessanten Wagenburg trennen und würden länger, als unsere Zeit uns erlaubt, hier verweilen, wenn uns nicht ein anderes Schauspiel

nach einer neben der Haupt-Allee gelegenen Wiese gewaltsam zöge. Dort arbeitet eine andere Dampfmaschine und zeigt uns die in Brünn erfundene Universal-Pumpe, welche, wie die Inschrift besagt, dreißigtausend Eimer Wasser in der Stunde zu schöpfen vermag; es ist ein Saug- und Druckwerk, aus großen Kautschuk-Schläuchen construirt, deren Luft durch Zusammenpressen entfernt wird, worauf sie sich augenblicklich mit Wasser füllen, welches sie auf einen vielleicht zwanzig Fuß hohen Thurm befördern, von wo die Wassermasse in einem Strahle von etwa vier Fuß in das unten befindliche Bassin niederplätschert. Daneben befinden sich Handpumpen ähnlicher Construction, welche von den wißbegierigen Zuschauern häufig in Bewegung gesetzt werden, so ihre eigenen Kleider und die der umherstehenden gaffenden Menge angenehm und reichlich bespritzend. Im weiten Kreise um diese Pumpen bemerken wir eine fabelhafte Menge von Ackermaschinen aller Art, Geräthschaften zum Aufreißen und Bebauen des Bodens, von solchen mörderischen Eigenschaften, daß es der armen Erde wirklich angst werden könnte; künstliche Pflüge, Eggen, Säe- und Dreschmaschinen, daneben Futter- und Rübenschneidstühle, die ein Kind vermittels des großen Schwungrades ganz gemächlich in Thätigkeit bringen kann.

Alle Eisen- und Messingtheile dieser verschiedenen Geräthschaften sind aufs blankste polirt, das Holz in bunten Farben angemalt, was ein wahrhaft verwirrendes Durcheinander gibt. Nimmt man dazu die zahllose Menschenmenge, die sich überall umher treibt, namentlich viele Damen mit hellen Kleidern, die große Masse der Neugierigen aller Stände, von denen Einzelne hier einen Schneidstuhl in Bewegung setzen, dort das Schwungrad einer Dreschmaschine drehen, daneben einen Pflug zu pro-

biren trachten, weiter hinten Wasser pumpen und sonstige Kurzweil treiben, dann das glänzende Sonnenlicht, welches auf alle dem blendend strahlt und funkelt, nebenan in der Haupt-Allee das Pfeifen, Sausen und Klappern der Dampf- und Dresch-Maschinen, so wird man es begreiflich finden, daß wir uns sehnen, dieses sinnverwirrende Getreibe zu verlassen, und wahrhaftig froh sind, den Besuch der Ausstellung in jenem Departement beschließen zu können, wo uns Mutter Natur freundlich in ihre Arme nimmt, nämlich in der Abtheilung der Pferde, der Ochsen und Kühe, der Schafe und Schweine. An den beiden letztgenannten Thiergattungen eilen wir flüchtig vorüber; das sanfte Geschlecht der Schafe mit ihren feinen wolligen Vließen liegt ruhig wiederkauend da und vermag uns mit seinem gemüthlich-dummen Gesichtsausdruck nicht zu fesseln. Was die Schweine anbelangt, so haben wir eine gewisse Aversion vor ihnen, und wenn wir auch mit dem Dichter einverstanden sind, daß ihr Fleisch im Kraute etwas außerordentlich Angenehmes ist, so können wir uns mit dem lebendigen nicht befreunden, namentlich hier, wo wir beklagenswerthe Opfer vaterländischer Speckspeculation von 7½ Centner im Gewicht vor uns sehen, unförmliche Fettklumpen, die nicht mehr auf ihren Beinen stehen können, ja fast unfähig sind, ihre Augen zu öffnen.

Eilen wir vorüber, diesmal im wahren Sinne des Wortes der Nase nach; es ist uns gerade, als bestiegen wir eine Alp; süßer Heugeruch und der angenehme, erinnerungsreiche Duft der Kühe dringt uns entgegen. Wenige Schritte noch, und wir haben den interessantesten Theil der Ausstellung erreicht. In einem großen, zierlichen, von allen Seiten offenen Gebäude sehen wir Abtheilungen aus weißem Holze und in ihnen die pracht-

vollsten Exemplare europäischen Rindviehes; es ist wirklich eine Erholung, hier spazieren zu gehen. Da schauen sie uns so gemüthlich an mit ihren großen, schönen Augen, die lieben Kühe, und wenn wir sie streicheln, wie es alle Beschauer zu thun pflegen, so tönt uns aus dem breiten, nassen Maule ein behagliches Brummen entgegen; dabei thut uns die außerordentliche Sauberkeit so wohl, die hier herrscht; aus blendend weißem Holze sind die Einfassungen der Stände, Ketten und Halfter blank geputzt und untadelhaft wie das Stroh, auf welchem die Thiere liegen. Wo aus einem angehefteten Placate ersichtlich war, daß ein Exemplar durch seine Schönheit dem Herrn die silberne oder bronzene Medaille verdient, da war natürlich der Zudrang der Schaulustigen am stärksten, und wenn man diese preisgekrönten Stiere, Ochsen und Kühe sah, um die Hörner den Blumenkranz, den aalglatten Körper mit bunten Bändern verziert, wenn man bemerkte, wie sie von kleinen und großen Händen freundlich gestreichelt wurden, alsdann den Kopf erhoben und behaglich mit dem Schweife wedelten, so konnte man fast auf die Vermuthung kommen, ein solches Thier müsse die Auszeichnung selbst fühlen, die ihm zu Theil geworden.

Manche derselben waren schon in der pariser Ausstellung gewesen, hatten dort schon Preise erhalten. Für ihre Wärter, die so mit einem Male aus den stillen Thälern Tyrols und Steiermarks nach den beiden Weltstädten versetzt wurden, muß das ein eigenthümliches Gefühl sein, und es mag ihnen später doch ungewohnt vorkommen, wenn sie nach all dem Glanz und all den Festlichkeiten wieder daheim in ihrer gleichförmigen Alltäglichkeit sind; da werden sie an langen Winterabenden beisammen sitzen und den Bekannten erzählen von dem fremdartigen

Getreibe, von den Tausenden geputzter Menschen, die sie und ihre Thiere betrachtet und bewundert, werden schließlich aber doch sagen, was auch ich mir zu denken erlaube, daß es wohl höchst amüsant ist, zuweilen dergleichen Ausstellungen beizuwohnen, aber das Lohnendste davon, wenn man sich später bei den Seinigen über all das gesehene Schöne aussprechen kann.

Doch sind das Gedanken, die sich für einen rechtschaffenen Reisenden nicht ziemen, die er wenigstens unterdrücken muß, weil ihm sonst allerhand Phantasieen kommen könnten, die durchaus in eine heitere gemüthliche Beschreibung nicht passen. Betrachten wir lieber nochmals diese Wärter und Wärterinnen, meistens schöne, malerische Gestalten. Dort jenen schlanken Tyroler mit dem spitzen Hute, dem breiten Gürtel, den kurzen Strümpfen, wie wir ihn auch bei uns auf den Messen zu sehen gewohnt sind; jene kräftige Mädchengestalt aus Steiermark, mit dem ausdrucksvollen Kopfe und den blonden Flechten, die so spielend ihren Eimer handhabt und, während sie ein Liedchen vor sich hinsummt, gewiß an die fernen Berge ihres Heimatlandes denkt; vor Allem aber sehen wir uns diese kecken Ungarn genauer an, mit ihren kühn geschnittenen Profilen, den dunkelglühenden Augen, schwarzen Haaren und emporgewichsten Schnurrbärten; auch ihre Tracht ist für uns originell genug; die weißen Gatyen, die verschnürten Spencer und die aufgekrempten Hüte mit den langen Bändern. — Bei dieser Besichtigung sind wir durch Tyrol nach Steiermark gekommen und haben jetzt die Abtheilung „Ungarn" erreicht, wo sich uns vor Allem die berühmten schweren Ochsen mit ihren unendlich langen Hörnern präsentiren, und kommen nun schließlich zu den Pferden, deren Ausstellung uns am schwächsten vertreten zu sein schien. Doch läßt sich, nament-

lich über die von edler Race, in ihren Ständen unter der verhüllenden Decke kein annähernd richtiges Urtheil abgeben; besser schon können wir die gewöhnlichen Arbeits- und Ackerpferde besichtigen, unter denen wir kräftige Gestalten mit festem und reinem Knochenbau finden.

So habe ich mir denn erlaubt, den geneigten Leser in aller Geschwindigkeit durch die gelungene landwirthschaftliche Ausstellung zu führen, und muß hier wiederholen, daß dieselbe auf den Kenner sowohl als auf den Laien, zu welchen ich auch mich zu rechnen die Ehre habe, einen gleich günstigen Eindruck macht, wozu hauptsächlich das ungezwungene Arrangement in dem freundlichen Garten sehr viel beiträgt. Findet man hier doch Belehrung und Unterhaltung; wer sich für ein gewisses Fach, eine gewisse Abtheilung interessirte, konnte dort die umfassendsten Studien machen; wem es dagegen nur darum zu thun war, eine allgemeine Uebersicht von den landwirthschaftlichen Erzeugnissen des weiten Oesterreichs zu erhalten, der flanirte umher, wie wir es gethan, und gestand sich am Ende, auch recht viel Schönes und Interessantes gesehen und erfahren zu haben. Möge der Leser dasselbe von meiner flüchtigen Skizze sagen!

Ungarn im Jahre 1857.

I.

Die Kaiserreise.

1.

Der Empfang in Buda-Pesth.

Da lagen sie vor uns die prachtvollen Schwesterstädte Pesth und Ofen, als wir am Morgen des 4. Mai zum Ufer der Donau gelangten; da lagen sie vor uns, das reiche Pesth mit seiner unabsehlichen Reihe palastähnlicher Gebäude, lang hingestreckt am Ufer des Flusses, wie mit seinen unzähligen Fensteraugen emporschauend nach den majestätischen Schlössern von Ofen, die auch heute wieder einmal, wie schon so oft, einem glänzenden und festlichen Tag zum Hintergrund dienen sollten — da lagen sie getrennt und doch wieder vereinigt durch das silberne Band der Donau, über deren Wogen hinweg die Menschenhand ein Eisenjoch geworfen, ein Wunderwerk, lustig wie aus Fäden gewebt, aber fest und stark — ein Werk für Jahrhunderte. Wenn man von hier aufwärts den Fluß betrachtet, so findet man es begreiflich, daß er schüchtern zwischen den lieblich grünen Margarethen-Inseln hervorzutreten scheint; ja man glaubt, er stutze einen

Augenblick und schleiche dann mürrisch und verdrießlich von dannen, den nachfolgenden Fluten immer und immer wieder Platz machend, von denen jede Jahr auf Jahr sich hier staunender umschauen wird; denn Jahr auf Jahr werden die Städte wachsen an Pracht und Reichthum, immer glänzender hervorstrahlen in dem wunderbaren Gürtel von Bergen und Wasser, mit welchen die Natur sie freundlich umschlossen.

Es war noch sehr früh, als wir durch die Straßen von Pesth fuhren, und dann nach Ofen hinauf die neue bequem angelegte Straße, die so eben fertig geworden; aber überall fanden wir eine Geschäftigkeit, welche uns anzeigte, daß man am heutigen Tag Straßen und Häuser, Brücken und Thore für etwas außerordentlich wichtiges und freundliches schmücke. Da wurden Fahnen, Flaggen und bunte Wimpel aufgesteckt, Draperien probirt, Teppiche zu den Festern hinausgehängt, einzelne Häuser mit grünen Guirlanden verziert — und dieß geschäftige Leben sah man überall, durch welche Straßen von Pesth und Ofen man auch wandeln mochte, und es mehrte sich von Stunde zu Stunde.

Schon am Vormittag waren es übrigens nicht nur geschäftige Hände, welche man auf Gassen und Plätzen sah, nein, auch die schaulustige Menge fing schon an die Straßen zu füllen, und sich auf den Donau-Quais zu zeigen. Manches Auge blickte nach den Margarethen-Inseln, als sei dort vielleicht schon etwas zu entdecken, was erst nach vielen Stunden erschien. Machen wir es doch darin wie die Kinder, die auch das, was sie mit Freude und Liebe erwarten, durch sehnsüchtige Blicke von Minute zu Minute herbeiziehen zu können glauben. Ja und mit gleicher Liebe und Freude blickten auch Tausende und Tausende der Be-

wohner von Pesth und Ofen wenigstens stündlich einmal nach den grünen Inseln, die heute fast märchenhaft dalagen; denn auch in den Märchen heißt es, daß von der grünen Insel die gütige, freundliche Fee herkomme, die Menschen bezaubernd und beglückend. Und eine Fee, ein guter Genius wurde auch heute von dorther erwartet — die Kaiserin Oesterreichs, welche ihr Gemahl zum erstenmal die Donau hinabführte, um ihr zu zeigen das prachtvolle Pesth, das stattliche Ofen, um sie zu geleiten durch Ungarns gesegnete Fluren, und vor ihr Auge zu bringen das ganze herrliche Land der Magyaren.

Haben wir am heutigen Tag eine Straße verlassen und kehren nach einiger Zeit dorthin zurück, so kennen wir die einzelnen Häuser in ihrem Schmuck von Fahnen, Teppichen und Draperien beinahe nicht wieder; namentlich die Gebäude am Quai waren förmlich eingehüllt in blau und weiß, weiß und roth, und gelben und schwarzen Decorationen, mit grünen Guirlanden durchwirkt, auch häufig die ungarische Landesfarbe zeigend. Hier erhob sich auch am Eingang der großen Bruckgasse eine prachtvolle in gothischem Styl erbaute Triumphpforte, der gegenüber der reizende Pavillon stand, welchen die Majestäten beim Anlanden betreten sollten; zierlich war dieser aufgeführt im maurischen Geschmack mit Kuppeln und kleinen Spitzthürmchen in Weiß und Blau, in einem förmlichen Blumengarten stehend, der einen Weg bis ans Ufer der Donau eröffnete, einen Weg fast überhangen von blühenden Sträuchern und Blumen, der Boden mit buntfarbigen Teppichen bedeckt — eine reiche phantastische Schöpfung, fast einem der Kioske vergleichbar, die wir an den Ufern des Bosporus zu sehen gewohnt sind. Schreiten wir auf dem Quai weiter, so gelangen wir an den ernsten Bau, den der Pesth-

Ofener Handelsstand in gothischem Styl zu Begrüßung des Kaiserpaares errichtet; auf hohem Postament in der Halle des Unterbaues sehen wir die große Statue der Austria nach der Donau blickend, und über ihr steigt in Zacken und Spitzen der Bau thurmartig in die Höhe, die umliegenden Häuser weit überragend. Der Ernst seines Styles ist freundlich gemildert durch zahllose Fahnen und Flaggen, die ein leichter Wind emporhebt und sie wie zur Begrüßung flattern läßt.

Von hier betreten wir die Kettenbrücke, die, immer prachtvoll und schön, heute in ihrem Schmuck von Fahnen und Draperien einen wahrhaft fabelhaften Anblick darbietet. Das leichte Netz der Ketten und Stangen, sonst schon so luftig und zierlich, ist heute fast nicht mehr sichtbar unter den flatternden Wimpeln, eine neben der andern in Blau-Weiß, Weiß-Roth, Gelb-Schwarz, Grün-Weiß, Roth immer sich folgend; sich gleichsam verbindend. Auf den weiten gewaltigen Brückenköpfen sind leichte Pavillons erbaut mit einem Wald von Fahnen, in den leuchtendsten Farben, von weitem wie kolossale Blumenbouquets aussehend. Vor dem Tunnel, der den Ofener Berg durchbricht, ragen zwei mit Flaggen umwundene Obelisken empor, die, freilich nur für heute erbaut, dauernd hergestellt einen neuen und prachtvollen Schmuck gewähren würden. Betrachten wir so die majestätische Brücke, so erscheint sie uns wie ein riesiges Blumengewinde, von einem Ufer der Donau zum andern geworfen, gehalten von den beiden Schwesterstädten, für das Kaiserpaar eine Kette bildend, welche dasselbe zurückhalten soll in Buda-Pesth.

Einen eigenthümlichen und nicht minder festlichen Anblick bietet die Straße, welche in Windungen nach dem Ofener Schloß hinauf führt; mit Tausenden von Menschen besetzt, mit flattern-

den Fahnen in allen Farben, mit grünen Guirlanden und bunten Draperien scheint der ganze Berg lebendig geworden zu sein. Es flimmert uns vor den Augen; wir sehen einen gewaltigen Strom von Menschen und Farben; die unzähligen lachenden und plaudernden Stimmen schlagen brausend an unser Ohr, und wir sind in dem gewaltigen Getümmel froh, unser Auge auf den ernsten Massen des hohen Schlosses droben, das majestätisch und still hinabblickt, wieder einigermaßen ausruhen lassen zu können.

Wir gehen über die Kettenbrücke zurück, schon ist dort und in den nächsten Straßen ein Soldatenspalier aufgestellt, welches den Weg bezeichnet, den die Majestäten bei ihrem Einzug nehmen werden. In Pesth scheint das Gedränge und Gewühl den höchst möglichen Grad erreicht zu haben; auf den Quais und den auf dieselben mündenden Straßen steht die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Mit Mühe winden wir uns durch und finden endlich Schutz und einen kleinen Platz an dem Pavillon bei der Landungsbrücke, den meine Freunde, die braven Jäger, nur mit der größten Anstrengung vor der anfluthenden Menge frei zu halten vermögen. Namentlich ist hier die weibliche Bevölkerung aufs stärkste vertreten, und auch noch so sehr zurückgedrängt, strömen sie immer wieder vor, was verzeihlich und begreiflich ist; gilt es doch die Kaiserin zu sehen, von deren Freundlichkeit, Güte und Schönheit sie so viel schon gehört.

Da stehen wir denn auch und werfen auf das reiche belebte Bild rings um uns her noch einmal einen bewundernden Blick. Buda-Pesth ist schön und großartig zu jeder Zeit; aber heute, belebt durch Tausende und Tausende von Menschen, verziert mit unzähligen spielenden Fahnen und Flaggen, beide Städte getrennt durch den majestätischen Strom, der leuchtend dahin

fließt, dessen zahlreiche Fahrzeuge alle reich beflaggt sind, über dem die Kettenbrücke so phantastisch hängt in ihrem bunten Schmuck — heute wo der Ofener Berg mit Menschenmassen und Fahnen bis hoch hinauf bedeckt war — heute glücklicherweise bei klarem Himmel, bei alles vergoldendem Sonnenschein, war der Anblick über alle Beschreibung großartig und prachtvoll. Er verwirrt die Sinne; aber wenn wir auch unsere Blicke von dem Gewühl und der Pracht rings umher zurückrufen, um das Treiben in der Nähe zu betrachten, so ist dieses doch nicht dazu gemacht, uns einige Ruhe zu gewähren. Ofen und Pesth erscheinen uns in all ihrem Glanz doch nur wie eine weite schmucklosere Einfassung des kleinen Pavillons am Donau-Ufer, der einen strahlenden Mittelpunkt bildet, zusammengesetzt aus Gold- und Silberstickereien, dem Wehen der Federn, dem Leuchten aller möglichen Edelsteine, dem Funkeln zahlloser Brillanten, einrahmend die Namen erlauchter Magnaten, bekannt in der Geschichte Ungarns. Da fahren sie heran in zwei-, vier- und sechsspännigen Equipagen, die Großwürdenträger der Kirche, steigen vor dem Pavillon ab und stellen sich in und vor demselben auf. Da sehen wir Se. Eminenz, den Cardinal Johann Scitovszky, Fürst Primas von Ungarn, einen freundlichen Herrn, etwas vom Alter gebeugt, in seiner rothen Robe, mit dem rothen Cardinalshut; den Bischof von Weszprim, Dr. J. v. Ranolder; den Bischof von Szaniszlo; den Domherrn Grafen Forgach, den Prior des Prämonstratenser-Ordens, und den Erzabt von Martinsberg, letzterer eine große schöne Gestalt, hervortretend durch Einfachheit seines Costüms, der schwarzen Ordenskleidung.

Für uns höchst interessant war der Titularbischof von Nova, Michael Fekete, von Galantha, der so eben zu Pferd stieg, um

Sr. Majestät mit dem apostolischen Kreuze vorzureiten — eine eigenthümliche ritterliche Erscheinung, an die Zeiten der Kreuzzüge mahnend. Er saß auf einem großen Schimmel, dessen Sattelzeug durch eine rothsammetene Decke mit Goldfransen überhängt war. Die Kleidung des Bischofs bestand aus dem weißen Chorhemd, worüber er den violettseidenen bischöflichen Mantel trug, auf dem Kopf hatte er das Barett von gleicher Farbe. Indem die linke Hand den Zügel führte, hielt er mit der rechten das hohe goldene apostolische Kreuz, auf langem Schaft befestigt, dessen Ende unten im Steigbügelschuh ruhte. Bekanntlich wurde dem heiligen Stephan, als er in Ungarn das Christenthum einführte, vom Papst Sylvester das apostolische Kreuz verliehen, zugleich mit dem Recht sich und seine legitimen Nachfolger „apostolischer König" nennen zu dürfen, sowie sich das Kreuz bei feierlichen Gelegenheiten vortragen zu lassen. Der Träger desselben bleibt auch, wenn er bei kirchlichen Functionen vorangeht, so lange bedeckten Hauptes, bis der fungirende Geistliche, hier der Fürst-Primas von Ungarn, die Mitra ablegt. Das ächte Kreuz ging verloren, als es bei einer Revolution von Bizsegrad nach Gran gebracht werden sollte. Die Kaiserin Maria Theresia aber ließ nach alten Ueberlieferungen ein neues machen.

Fabelhaft war der Glanz, von welchem umgeben sich die Ungarischen Magnaten und andere Große des Reichs zeigten, die Träger der erlauchten Namen Esterhazy und Bathyanyi, Waldstein, Palffy, Karolyi, Apponyi, Remes, Erdödy, Königsegg, Zichy, Sandor, u. s. w., blendend der Anblick ihrer Equipagen und Dienerschaften. Die Galawagen und Geschirre der Pferde, namentlich der sechsspännigen Züge, mit Verzierungen, Gold- und Silber-

stickereien, goldenen und silbernen Quasten bedeckt. Zur Seite jedes Pferdes schritten reich gallonirte Lakaien, bei einigen sah man Läufer voraus, Leibhusaren mit Silber- und Goldstickerei bedeckt gingen neben den Wagenschlägen, oder standen hinten auf; die Wagen der hohen Geistlichkeit wurden geleitet von Hausbeamten in goldgestickten Fräcken. Man kennt das reiche Costüm der ungarischen Magnaten, um so mannigfaltiger und malerischer, als jeder sich Farbe und Verzierung in Gold, Silber, Emaille und Edelsteinen nach seinem Geschmack wählen kann. Es ist etwas von orientalischer Pracht dabei, und wenn auch meistens die Farben von Attila und Manta dunkel sind, so sieht man doch zuweilen hellere Stoffe und oft wahrhaft malerische Zusammenstellungen, zugleich edle Gestalten und schöne Köpfe, wie sie auch ohne die geringste Zuthat auf Bildern aus der alten prächtigen Zeit stehen könnten. Manche dieser Costüme traten durch ihre Einfachheit hervor, so schwarze Anzüge, deren Verzierung, Knöpfe, Ketten, Säbelgriff aus mattem Silber bestand. Andere waren in den Farben malerisch zusammengestellt, Attila von blauem Damast, dunkle Pelze mit reichem Zobel- oder Biberbesatz, Knöpfe und Ketten aus Perlen und Edelsteinen bestehend, die Säbelscheide ebenso, der Griff des Säbels dagegen einfach mit weißem Elfenbein montirt. Wieder andere dieser Herren trugen die Mente reich mit Gold gestickt, oder auch, was überaus prachtvoll aussah, dieselbe aus hellem Damast mit orientalischem Dessin, mit kostbarem Pelz besetzt, die Agraffen von funkelnden Brillanten auf blauem Emaillegrund. Verschieden in der Form waren die Kalpaks bald auf Husarenart von hellem oder dunklem Pelz mit weißem Reiherbusch, bald niedere Mützen mit hohem Rand, reich mit Edelsteinen besetzt und mit einem Busch aus Perlen und

Brillanten; ebenso mannigfaltig waren die eng anliegenden Beinkleider, sowie die Csizmen, hier einfach, dort mit Gold gestickt und mit Steinen besetzt.

Nimmt man zu dem allem die zahlreiche Dienerschaft, sich überbietend in reichen Anzügen, die Leibhusaren, viele mit rothen und gelben Pelzen, weißen Hosen und gelben Csizmen, vor lauter Silberstickereien und Knöpfen an Attila und Mente kaum hie und da einen fingerbreit Tuch sehen lassend, die Lakaien und übrige Dienerschaft in Röcken, die fast nur aus Goldbrocat zu bestehen scheinen; die immer und immer neu anfahrenden glänzenden Wagen, die hin und hersprengenden strahlenden Reiter, die ganze gewaltige Häuserfront mit Teppichen, Guirlanden, Fahnen bedeckt, alle Fenster voll eleganter Damen; denkt man sich hiezu die langen Reihen der aufgestellten Soldatenspaliere, die Tausende und Tausende von Zuschauern, die Banderien Jazygier und Kumanier zu Pferd, vortreffliche Reiter mit den dunklen ernsten Gesichtern, schwarzen emporgedrehten Schnurrbärten, originell in ihrer Kleidung mit dunklem Dollman und brauner Pelzverbrämung, weißblauen Cocarden und grünen Feldzeichen an den schwarzen Kalpaks; dann die Deputation des Adels des Pesth-Piliser Comitats in lichtblauen Uniformen mit Silber verschnürt, um die Manta eine nationalfarbige Schärpe; ferner die kaiserlichen Officiere aller Waffen und Grade zu Pferd und zu Fuß: Kürassiere, Uhlanen, Infanterie, das Wehen der Standarten, das Dröhnen der Musik, dazu alles von blendendem Sonnenschein übergossen — so kann man sich mit reger Phantasie vielleicht eine Idee machen von dem gewaltigen glänzenden Treiben, dessen Mittelpunkt der kleine maurische Pavillon war, der, wie schüchtern vor all der Pracht und all dem Glanz, halb ver-

steckt in seinem Garten von duftigen Blumen und Blüthen lag, seine weiß und blauen Draperien geöffnet zur Aufnahme der schönsten Blume des Kaiserreichs.

Das Wogen und Treiben um den Pavillon wurde unterdessen immer gewaltiger, der Anblick hier von Minute zu Minute strahlender, glänzender und interessanter; und nicht bloß sind es Brillanten und Stickereien, die unser Interesse in Anspruch nehmen, wir sehen ausgezeichnete Persönlichkeiten, deren Anblick uns an glorreiche Tage erinnert. So sprengt dort der Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, heran, und wendet sich mit freundlichem Gruß an Feldzeugmeister Heß — zwei tapfere und berühmte Kämpfer aus der Schlacht von Novara, zu denen die umstehenden Officiere und Soldaten freudigen Blicks emporschauen.

So wurde es 4 Uhr, und Tausende von Augen blickten sehnsüchtig nach der Signalstange des Schloßbergs empor, wo die herabgelassenen Kugeln noch immer anzeigten, daß die kaiserliche Yacht bisher nicht in Sicht sei. Das Plaudern und Lachen der unzähligen Menschenmenge brauste an beiden Ufern dahin, steigerte sich in gespannter Erwartung von Minute zu Minute und schien jetzt seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, als nun endlich die schwarzen Kugeln droben langsam in die Höhe stiegen. Die kaiserliche Yacht war vom Schloßberg aus sichtbar; doch dauerte es immer noch eine halbe Stunde, bis die Batterie auf der Josephsbastei ihren Mund aufthat, bis dort in der Höhe die weißen Rauchwolken herausquollen und die krachenden Schüsse anzeigten, daß das erwartete Kaiserpaar jetzt endlich erscheinen werde. Den Batterien oben antworteten die vor dem Schiffsamt aufgestellten Geschütze, dann die Kanonen der Kriegsdampfers

„Samson," endlich die Batterien des Blocksbergs, Schuß um Schuß wiederholend, und weiße Rauchwolken wie graue Schleier an den Bergabhängen und auf die Fluthen der Donau herabsendend.

Und stille, ganz stille ward es unter der gewaltigen Menschenmenge, als sich nun zwischen dem dunklen Grün der Margarethen-Inseln das buntbeflaggte Schiff zeigte, mit der schwarzgelben Fahne am Mast und einer rothweißen Flagge am Pavillon — stille ward es, aber nur so lange, bis die Glocken von Buda-Pesth anfingen zu läuten, bis die kaiserliche Yacht sich den beiden Schwesterstädten näherte. Da pflanzte sich endloses, enthusiastisches Eljen an beiden Ufern fort; da wurde mit den Tüchern geweht, da stieg der Jubelruf an den Bergen empor, wurde von den dichtgedrängten Volksmengen an den Quais freudig aufgenommen und wiederholt, und alles das bildete den begeisterten Gruß, womit Ungarns Hauptstadt ihren Kaiser und ihre Kaiserin empfing.

Es war ein prachtvoller Anblick, als nun die kaiserliche Yacht, der „Adler," gefolgt von den reichbeflaggten Dampfern, „Elisabeth" und „Croatien," dem Ufer unter endlosem Jubel und Eljen zusteuerte. Es erhöhte die Begeisterung der Menge, als man den Kaiser auf dem Verdeck bemerkte, ihm zur Seite die Kaiserin, letztere in magyarischer Kleidung, auf dem Haupt das glänzende Diadem, mit ihrem herzgewinnenden freundlichen Lächeln, und sinnend die prachtvollen Städte überschauend, die sich so festlich zu ihrem Empfang geschmückt, die sie so herzlich bewillkommneten.

An der Landungsbrücke wurden die Majestäten von dem Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, den Erzherzogen Ernst und Wilhelm, dem Fürst-Primas, den Bischöfen,

Magnaten und dem Bürgermeister von Pesth empfangen und zu dem Pavillon geleitet, wo das hohe Kaiserpaar unter stürmischem Eljen der andringenden Volksmassen den Zug der Wagen und Reiter bei sich vorüberziehen ließ, nachdem dasselbe eine Anrede des Bürgermeisters von Pesth entgegengenommen, welche der Kaiser mit einigen herzlichen Worten erwiederte. Dann stieg Se. Majestät zu Pferd, um in Begleitung der Erzherzoge Albrecht, Ernst und Wilhelm dem Zug zu folgen, der unter dem Triumphbogen an der großen Bruckgasse schon in die Stadt Pesth eingetreten war.

Hier bildeten die 74 Innungen Spaliere; die Schiffsleute, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, die Tag und Nacht rüstig gearbeitet, um den beiden Städten ihr festliches Kleid anzuziehen, hatten sich nun selbst bestens geschmückt, um in ehrerbietigen Reihen das geliebte Herrscherpaar zu begrüßen. Den Schluß des Zuges, der Glanzpunkt, auch hier wie bei so vielen Dingen bis zuletzt aufgespart, bildete der vergoldete Wagen der Kaiserin von acht Schimmeln gezogen. Der Wagen war von alter schwerer Arbeit, reich geschnitzt, oben auf dem Verdeck mit der kaiserlichen Krone versehen; alle vier Seiten bestanden aus großen Spiegelfenstern. Die acht Schimmel hatten goldgestickte Geschirre, auf den Köpfen kleine überhängende Büsche von Goldfäden, und die sechs zunächst dem Wagen wurden von dem Leibkutscher, der in reicher Galalivree, mit dreieckigem Hut und weißer Perrücke, hoch oben auf der prächtigen Bockdecke saß, an goldenen Zügeln geführt; auf dem Vorderpferd saß ein Vorreiter. Stallleute mit Reitpeitschen in den Händen gingen neben den Pferden zu Fuß, drei Leiblakaien ebenfalls an jedem Wagenschlage, vor ihnen kaiserliche Stallmeister. Etwas rückwärts vom goldenen Wagen ritt rechts

der Obersthofmeister, links der k. k. Kämmerer vom Dienste, und die Begleitung bildeten Trabanten der Leibgarde; Edelknaben zu Pferd folgten. Die Kaiserin, anmuthig wie immer, saß allein vorwärts in der Staatscarrosse, mit freundlichem Lächeln für die Huldigungen dankend, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Das ungarische Costüm Ihrer Majestät bestand aus rothem mit Silber gesticktem Atlas, schwarz sammtenem Mieder, über welches der lange schwere, silberdurchwirkte Schleier herabfiel, der von dem Brillantendiadem auf der Stirne gehalten wurde. Gegenüber der hohen Frau saß deren Obersthofmeisterin, die Gräfin Esterhazy.

Den Beschluß des ganzen Zuges machte eine Fahnen-Compagnie kaiserlicher Grenadiere, denen eine Abtheilung Kürassiere folgte. Daß die Straßen Pesths, durch welche sich der feierliche Einzug bewegte, besonders festlich geschmückt waren, versteht sich von selbst; hier waren die meisten Häuser so in Draperien und Fahnenschmuck gehüllt, daß man häufig nicht viel mehr sah als die Fensteröffnungen, mit unzähligen Zuschauern besetzt, die mit Tücherschwenken das Herannahen des Kaisers und der Kaiserin begrüßten. Dem aufgestellten Spalier war es hier kaum möglich während des Zugs die Bahn frei zu erhalten, und als der Wagen der Kaiserin vorüber war, erschien alle weitere Mühe nutzlos, und das Volk, mit lautem Jubelruf alle Schranken durchbrechend, füllte im Nu die breiten Straßen, immer noch Eljen, Eljen! rufend, als Equipagen und Reiter schon längst vorüber waren.

Der Zug nahm seinen Weg durch die große Bruckgasse zur Waiznerstraße, bog links in die Marokkanerstraße ein und ging dann über den neuen Markt und Josephsplatz durch die Bad-

gasse, zur Kettenbrücke. Es ist unmöglich sich einen Begriff zu machen von dem Volksgedränge, welches diesen Weg sowie die weiten Quai's am Donau-Ufer erfüllte, und eben so schwer sich den jubelnden Enthusiasmus vorzustellen, womit die Ungarn das Kaiserpaar begrüßten. Der donnernde Eljenruf, das Schwenken Tausender von Tüchern pflanzte sich von Straße zu Straße fort und begann drüben in Ofen mit gleichem Enthusiasmus, als kaum die Spitze des Zuges auf der Kettenbrücke sichtbar wurde.

Um dem ganzen Zug voranzukommen und denselben am Eingang des Ofener Schlosses in seiner ganzen Reihenfolge zu sehen, bestiegen wir in Pesth eines der kleinen Dampfboote, und fuhren an das andere Ufer. Interessant war der Anblick der Reiterschaaren und Equipagen in dem lustigen Netz der Kettenbrücke; über sich die Tausende von wehenden Fahnen schien der ganze Zug wie durch Zauberhand in der Luft schwebend gehalten zu werden — ein neues unvergeßliches Bild. Nicht minder schön aber war es auch, die glänzenden Massen sich langsam, und zuweilen haltend, den Schlangenweg des Ofener Berges hinaufwinden zu sehen. Hier befanden sich rechts und links Tribünen mit Tausenden von Zuschauern; Bauern aus der Umgegend, Zigeunerbanden mit Musik hingen an den Mauern und Felsenvorsprüngen; der ganze Berg war belebt, aufgeregt, enthusiasmirt; der stürmischen Eljen-Rufe, des Tücherschwenkens wollte kein Ende werden. Mit welchem Wohlgefallen blickten die sonnverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten, den aufgekrempten Hut in der Faust schwenkend, nach der ritterlichen Gestalt ihres jugendlichen Kaisers und Königs, wie der muthige prächtige Schimmel, den er ritt, von seiner Hand zurückgehalten, anmuthig in die Zügel knirschte, und durch das Schwenken der

Tücher und Hüte, durch das immer andauernde Eljenrufen unruhig gemacht, zuweilen einen Satz vorwärts zu machen versuchte; voraus dem Kaiser die würdige Gestalt des Bischofs hoch zu Roß mit dem weithin leuchtenden apostolischen Kreuz, ihn umgebend der Glanz der mannichfaltigen Uniformen. Das war so recht ein Anblick für dieß phantasiereiche erregbare Volk. Und nun erst die Kaiserin, mild und freundlich, nach allen Seiten hin die herzlichen Rufe erwiedernd, in ihrem goldenen Wagen wie ein langsam vorüberziehender schöner Traum — es war begreiflich, daß sich die kräftigen Gestalten am Wege, die meilenweit hergeritten waren, um das Kaiserpaar zu sehen, stolz aufrichteten, und daß ihr Eljen-Ruf donnernd die Luft zerriß.

Wäre es nur einem Maler möglich gewesen, das Bild aufzufassen, welches in diesem Augenblick Buda-Pesth darbot. Drunten die Stadt mit ihrer majestätischen Häuserfront, mit ihren Tausenden von bunten Fahnen, ihren wimmelnden dichten Menschenmassen, dann das gleichförmig ruhige Bild der still dahinfluthenden Donau, zahlreiche bunt bewimpelte Schiffe zeigend, darüber die gewaltige Kettenbrücke mit Volk, Reitern und Wagen angefüllt, und zuletzt der gewundene Weg nach dem Ofener Schloß, bedeckt, wie mit einem glänzenden Strom, mit dem langsam aufsteigenden Zuge, strahlend im Sonnenlicht, leuchtend in allen Farben, glänzend in Silber, Gold und blitzenden Steinen, eine riesenhafte goldene Kette darstellend, über welche nur zwei Gegenstände deutlich emporragten — das goldene apostolische Kreuz und der hohe Wagen der Kaiserin. Aber wir eilen auf Nebenwegen voraus, lassen zur Seite den brausenden Jubel des Volks, nur begleitet vom melodischen Läuten sämmtlicher Glocken von Buda-Pesth und dem weithin schallenden Klingen

der verschiedenen Musikbanden. So erreichen wir, uns mühsam durchdrängend, den Schloßhof in der Burg droben, aber glücklicherweise in dem Augenblick, wo ihn die Ersten des Zugs betreten. Hinter ernsten Kürassieren auf ihren schweren Pferden, denen eine Division lustig marschirender Jäger folgt, sprengen die Jazygier und Kumanier in den Hof; geführt von ihrem Capitän stellen sie sich, Front gegen das Schloß machend, auf; Hofreitknechte zu Pferd ziehen den kaiserlichen Hoftrompetern und Paukern vor, die ebenfalls zu Pferd, eine nicht uninteressante Abtheilung des Zugs bilden. Sie sind eine Ueberlieferung der Pracht des kaiserlichen Hofs, und werden deßhalb mit vollem Recht beibehalten. Die meisten dieser Trompeter sind ältere Leute; sie führen silberne Instrumente; ihr Anzug in altem Schnitt ist mit Goldstickerei überladen; die mit gestickten Sammetdecken überhangenen Kesselpauken sind, wie wir sie auf alten Bildern zu sehen gewohnt sind. Nachdem sie eingezogen, schwenkten sie links ab, stellten sich gegenüber den Jazygiern und Kumaniern auf und begrüßten die nun folgenden Hauptabtheilungen des Zugs jedesmal mit der kaiserlichen Fanfare.

Hof- und Kammerfouriere reiten dem Adel des Landes voraus, der nun in sechs- und vierspännigen Equipagen folgt. Für uns interessant sind namentlich die Staatscarrossen der Fürsten Esterhazy und Bathyanyi, wir erinnern uns von solchen Anzügen gelesen zu haben, und freuen uns, sie in der Wirklichkeit zu sehen. Den Pferden weit voraus erscheinen Läufer mit hohen Federn auf den Mützen, goldgestickten Röcken, kurzen Beinkleidern und weißseidenen Strümpfen, den Stab mit vergoldetem Knopf in der Hand. Ihnen folgen gemessenen Schrittes Lakaien und Leibhusaren, dann Stallleute bei den Pferden, an den Wa-

genschlägen wieder Husaren und Lakaien. Dem hohen Adel des Landes, von dessen Namen wir schon einige erwähnt, folgen in sechs- und vierspännigen Equipagen die nicht zum Hofstaat gehörigen geistlichen Würdenträger, die k. k. Truchsessen, die Kämmerer, die geistlichen und weltlichen geheimen Räthe, alle in reichen Staatswagen, die Geschirre der Pferde, Quasten und Decken mit Silber- und Goldstickerei, die Kutscher mit dreieckigen Hüten und weißen Perrücken; an den Wagenschlägen befinden sich auch hier Leibhusaren, nebenher gehen Bediente in Galalivree. Dem Cardinal Fürst-Primas, der nun in sechsspänniger Carrosse erscheint, folgt ein Banderium der Deputation des Adels des Pesth-Piliser Comitats zu Pferd; wir erwähnten dieser schönen Reiter schon früher. Hier bilden sie den Uebergang zu dem hohen Adel des Landes, der nun in der reichen malerischen Magnatentracht, ein bunter glänzender Haufe, strahlend in Gold, Silber und Brillanten, untermischt mit der zahlreichen Dienerschaft und den Leibhusaren zu Fuß in den Schloßhof einreitet.

Ein unvergeßlicher Anblick — die vielen schönen Gestalten in den reichen Costümen mit fliegenden Pelzen, wehenden Reiherbüschen, funkelnden Agraffen, alle auf prachtvollen, kostbar geschirrten Pferden, für uns, die wir uns Einzelne gern genauer gemerkt hätten, zu schnell vorüberziehend, gleich einem glänzenden phantastischen Traume aus Tausend und Einer Nacht. Es sind die Träger hochberühmter und gefeierter Namen aus der ungarischen Geschichte: Festetics, Pallavicini, Esterhazy, Bethlen, Palffy, Szechenyi u. s. w., welche sich einfanden, ihren Kaiser und König zu begrüßen.

Jetzt dringt der Jubelruf der Menschenmassen, die den Berg belagert haben, gewaltiger und dröhnender zu uns empor. Die

kaiserlichen Hoftrompeter setzten sich auf ihren Pferden zurecht und blasen abermals die kaiserliche Fanfare; während dem hat sich eine Zigeuner-Musikbande im ungarischen Nationalcostüm neben dem Eingang des Schloßhofs aufgestellt, und spielt ihrerseits die Volkshymne, was nicht gerade allzu harmonisch zusammenklingt. Aber was thut's! Läuten doch auch die Glocken dazwischen, hören wir doch auch tausendstimmiges Eljen, wieder in einer andern Tonart; und in allem dem ist eine gleichförmige Melodie, ein einziger Grundton — die Verehrung für das hohe Kaiserpaar. Die Erzherzoge reiten in den Hof, begleitet von ihren Obersthofmeistern, umgeben von zahlreicher Dienerschaft zu Fuß; ihnen folgt in einem kleinen Abstand der Bischof von Nova mit dem apostolischen Kreuz, unmittelbar vor Sr. Majestät reitend. Lauter dröhnender Eljenruf der Jazygier, Kumanier, des Adels des Landes sowie des dichtandrängenden Volkes empfängt den Kaiser, der freundlich grüßend in das Hauptportal der Burg einreitet. Hinter ihm sehen wir den Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, die Gardehauptleute, Feldmarschall Graf Wratislaw und den General der Cavallerie, Landgrafen von Fürstenberg, dann den ersten Generaladjutanten, Grafen Grünne, sowie alle übrigen Adjutanten und Ordonnanzofficiere.

Mit gleich enthusiastischem Rufen wie der Kaiser wird auch die Kaiserin begrüßt, deren Wagen nun in den Hof fährt, umfluthet von dem andringenden Volk, das nur mit Mühe vom Schloßhof entfernt gehalten wird. In sechsspännigen Hofwagen folgen die Palastdamen vom Dienst und die Hofdamen, Leiblakaien und Diener in Gala an den Wagenschlägen. Einen prächtigen Anblick gewährt hierauf noch die Arcierenleibgarde zu Pferd, die hohen kräftigen Gestalten in den rothen, reich mit Gold ge-

stickten Uniformen, mit weißen wehenden Roßbüschen, auf schönen starken Pferden. Der ganze Zug ward endlich geschlossen von einer Fahnencompagnie der Grenadiere und einer Kürassierdivision.

Während sich das hohe Kaiserpaar in die inneren Appartements zurückzog, versammelte sich der Hofstaat sowie der gesammte Adel in dem großen Saal des Schlosses, wo die Majestäten bald nachher erschienen und von dem Cardinal Fürst-Primas mit einer feierlichen Anrede begrüßt wurden. Daß es den Magnaten ein angenehmes Gefühl war, diese Anrede vom Kaiser in ungarischer Sprache, die derselbe vollkommen rein und geläufig redet, beantwortet zu hören, kann man sich bei ihrem Stolz und Selbstgefühl wohl denken; auch griffen ihnen die freundlichen Worte, die ihnen der Kaiser und König sagte, ans Herz, und mehrmals wurde seine Rede mit Zeichen der Rührung und lauten stürmischen Eljens unterbrochen.

Den Beschluß des festlichen Tages bildete ein feierliches Tedeum in der Schloßcapelle, zu welcher hin sich die Majestäten aus dem großen Saal des Schlosses unter Vortritt der Hofstaaten begaben. In der Kirche flammten Hunderte von Wachskerzen, mit ihren Lichtern den Glanz des feierlichen Dienstes noch erhöhend. Der Boden der Capelle war mit Teppichen bedeckt, Spalier bildeten die Trabanten der Leibgarde, regungslos dastehend mit aufgestellten Hellebarden. Der Raum rechts und links von ihnen füllte sich mit den Hofstaaten und den Magnaten.

Es war vielleicht 7 Uhr geworden, als die hohe Geistlichkeit mit brennenden Kerzen vom Hochaltar nach dem Eingang schritt, um das Kaiserpaar zu empfangen. Dem Cardinal Fürst-Primas im hohen Ornat mit der Mitra auf dem Haupt folgten zehn Bischöfe, welche die Majestäten bei ihrem Eintritt geleiteten.

Voraus schritt der Kaiser mit seinen Generaladjutanten; ihm folgte die Kaiserin mit zwei Edelknaben, welche die Schleppe ihrer Robe trugen; dann erschien die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht mit einem Edelknaben. Hinter den Erzherzogen kamen die Obersthofmeisterin Ihrer Majestät, die Palast- und Hofdamen, sowie die Adjutanten und Officiere vom Dienst. Ein schönes Bild bot die kleine Kirche während des feierlichen Gottesdienstes, ein reiches belebtes Bild; die vielen kostbaren malerischen Costüme der Magnaten, die glänzenden Uniformen, die hellen, silberdurchwirkten Roben der Damen um den Hochaltar gruppirt, das Wehen der Federn, das Funkeln der Brillanten in dem Kerzenschimmer, und inmitten dieses strahlenden Kreises das jugendliche Kaiserpaar andächtig der heiligen Handlung folgend, dazu der sanfte Ton der Orgel, der volltönende Sängerchor — es war ein Moment, der mir unvergeßlich bleiben wird.

So ward denn der heutige festliche Tag beschlossen, gewiß ein bemerkenswerther und erinnerungsreicher in der Geschichte von Buda-Pesth. Was hier geboten wurde, hatte ein so eigenthümliches originelles Gepräge, wie es eben nur die ungarische Hauptstadt und die ungarische Nation bieten kann, wenn sie, wie am heutigen Tag geschehen, mit freudig bewegtem Herzen zusammenwirkt, um ihrem Kaiser und ihrer Kaiserin zu beweisen, daß sie ihren Einzug als versöhnend und segensreich in seinen Folgen betrachte; wenn sie, dafür schon im Voraus dankend, dem Kaiserpaar mit herzlicher Liebe, mit Begeisterung ihr stürmisches Eljen entgegen ruft.

2.

Der große Empfang. Das Theater paré.

Ofen, den 6. Mai. Seit der Anwesenheit des hohen Kaiserpaars hier ist die kleine Festung gar nicht mehr zu kennen. Ziemlich abgeschieden, auf hohem Felsen liegend, gibt sich zu gewöhnlichen Zeiten hier sehr wenig Leben kund; Wagen sind eine Seltenheit, und wer hier oben in Buda ein Geschäft abgethan hat, der beeilt sich aus dem nächsten besten Thor hinauszukommen, um zu dem Treiben und den Vergnügungen in Pesth zu gelangen. Jetzt aber haben die beiden Städte in gewisser Beziehung ihre Rollen getauscht; über die Kettenbrücke herüber, den Berg hinan, strömt es immer fort zu den Thoren herein, und man stellt sich in zahlreichen Gruppen auf den Straßen, am liebsten aber am Burgplatz auf, um die Aus- und Anfahrt des Kaisers und der Kaiserin ja nicht zu versäumen. Daß jede derselben mit Eljens begrüßt wird, versteht sich von selbst, und wenn man dem zusieht, so ist es immer mit Angst, daß nicht einmal jemand von den andrängenden Massen, in seinem Eifer die Kaiserin zu sehen, unter die Räder der unglaublich schnell dahinrollenden Equipagen des Adels und der Deputationen kommt.

Der feierliche Aufzug der letzteren begann gleich am Tage nach der Ankunft, Morgens um 10 Uhr, mit dem Anrücken der Vertreter sämmtlicher Gemeinden des Pesth-Piliser Comitats, die, eine Zigeuner-Musikbande voraus, in den Schloßgarten marschirten, wo sie von dem Kaiser und der Kaiserin freundlichst empfangen wurden. Es waren prächtige Gestalten, die vortrefflich aussahen in ihren ungarischen Nationalcostümen; mit wirklich vor Freude

glänzenden Augen blickten die sonnverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten zu dem Herrscherpaar empor, und ihr Eljen war ein begeisterter Ruf, der gar nicht enden wollte, als sie nun, hutschwenkend und mit ungeheurem Jubel abziehend, nochmals vor dem Kaiserpaar defilirten.

Heute war der Tag der Präsentationen und Audienzen; der Husarenpelz machte den gold- und silbergestickten Uniformen Platz, der Hofstaat, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse wurden gegen 11 Uhr empfangen. Eine fabelhafte Wagenreihe drängte sich auf dem Schloßplatz zusammen, und förmlich gefährlich war es, sich auf seinen eigenen Füßen dem Eingang zu nähern. Statt abzunehmen, vermehrte sich noch das Gewühl, sowie der Tag vorrückte. Durch den Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, wurde die Generalität und das Officiercorps vorgestellt; durch Se. Eminenz den Cardinal Fürst-Primas die geistlichen Würdenträger und der katholische Klerus; ihnen folgten die Geistlichen der übrigen Confessionen, dann sämmtliche Behörden, die Akademie der Wissenschaften, die Vertreter des Nationalmuseums, die Directionen der Handelskammer, sowie der österreichischen Nationalbank und die Vorsteher der israelitischen Cultusgemeinde. Für jede dieser Corporationen hatte der Kaiser ein freundliches Wort, die Kaiserin einen lieben freundlichen Blick, und so hallten denn manche begeisterte Eljen durch den prachtvoll ausgestatteten Empfangsaal des Schlosses. Um 2 Uhr wurden die Damen des hohen und höchsten Adels des Landes der Kaiserin vorgestellt; es war dieß in der Reihenfolge der Präsentationen eine höchst angenehme und wohlverdiente Abwechslung, und wenn man auch mit großem Interesse die verschiedenen Uniformen des Militärs betrachtet hatte, die reiche Kleidung

der Magnaten, heute mehr en detail als gestern beim Zug, die hohen Würdenträger der Kirche in ihren herabwallenden weißen und violetten Gewändern, das Zeichen des Glaubens in prachtvollen Ketten um den Hals gehängt, daneben die einfachen schwarzen Anzüge der Pastoren nichtkatholischer Confessionen, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse in ihren reichen goldgestickten Anzügen — wenn man sich auch seit gestern an Pracht und Glanz in der ungarischen Hauptstadt gewöhnt hatte, so war es doch ein überraschender Anblick, den Cercle von beinahe achtzig Damen aus den edelsten Familien des Landes zu sehen, die in den reichsten, geschmackvollsten Toiletten einen strahlenden Kreis bildeten, in welchem die Kaiserin als Mittelpunkt in jeder Beziehung glänzte.

Etwas von den Toiletten der vorgestellten Damen zu behalten ist unmöglich; für den fernstehenden Zuschauer war es nur ein Gemisch von den prachtvollsten hellen Stoffen, von Gold und Silberstickerei, flatternden Spitzen, wehenden Federn, zierlichen Blumen, funkelnden Brillanten, mit deren Glanz aber manches schöne dunkle Augenpaar siegreich wetteiferte. In Begleitung der Obersthofmeisterin, sechs dienstthuender Palastdamen und zweier Hofdamen, erschien die Kaiserin im ungarischen Kleid, glänzend durch die Gaben der Schönheit und Anmuth, herzgewinnend durch die Freundlichkeit der Mienen, durch die Treuherzigkeit des Blicks, durch den Adel der ganzen Erscheinung, und blendend durch die Pracht der reichen Toilette. Sie trug ein blaues Moireantique-Kleid, an das sich ein mit Rubinen und Brillanten besetztes Mieder schloß; Tablier, Schleier und Volants von Brüsseler Spitzen — letztere mit Perleneinfassung an das Kleid geheftet — erhöh-

ten den Glanz dieser geschmackvollen und in ihrer Einfachheit wahrhaft kaiserlichen Toilette, während eine in Brillanten gefaßte Krone von Rubinen das Haar umschloß. Die Damen wurden Ihrer Majestät durch die Frau Erzherzogin Hildegarde vorgestellt. Ihre kais. Hoheit trug ein ungarisches Kleid von weißem Moire-antique, ein mit Brillanten besetztes schwarzes Mieder, Tablier, Schleier und Volants von Brüsseler Spitzen, und im Haar ein prachtvolles Diadem in Brillanten.

Gegen 4 Uhr war die Vorstellung beendigt, und somit der, wenn gleich in mancher Beziehung schöne, doch auch gewiß mühevolle Vormittag des kaiserlichen Paars. Hatte doch der Kaiser für jede der Hunderte von Personen, die ihm präsentirt wurden, in der Sprache des Landes einige freundliche Worte gehabt. Dreihundert Equipagen, die sich im Schloßhof befanden, verließen denselben, um gleich darauf anderen Platz zu machen, denn um 5 Uhr begann die große kaiserliche Hoftafel. Leider hatte sich unterdessen das Wetter getrübt, aufsteigende finstere Wolken drohten Sturm und Regen, der denn auch wirklich noch vor Dunkelwerden eintrat und so die Beleuchtung von Pesth und Ofen, zu welcher die glänzendsten Vorbereitungen gemacht waren, für heute nicht zu Stande kommen ließ. Es regnete fast die ganze Nacht hindurch, doch klärte sich der Himmel glücklicherweise am nächsten Morgen früh wieder so weit auf, daß die Truppenschau abgehalten werden konnte. Es befanden sich dabei siebenzehn Bataillone Infanterie und Jäger, sechs Schwadronen Kürassiere, zwei Schwadronen Uhlanen, und achtzig Geschütze, alles schöne Truppen, von demselben Aussehen und derselben Haltung, wie in der ganzen Monarchie. Der Kaiser hielt die Revue, und auch die Kaiserin war hinausgefahren, und bestieg draußen zur großen Freude der

zahllosen Zuschauer ein Reitpferd, auf welchem sie, eine anmuthige Reiterin, begleitet von ihrem Obersthofmeister, einem Stallmeister, und vier auf weißen Pferden reitenden Dienern, unter enthusiastischem unaufhörlichem Eljenrufen, über den wellenförmigen Rakos dahin galoppirte. Es war für die zahlreichen Menschenmassen ein seltener und schöner Anblick, die Kaiserin zu Pferd zu sehen, und daß dieß den Jubel der Zuschauer erhöhte, konnte man deutlich an der wachsenden Begeisterung ersehen, mit der das Kaiserpaar auch bei der Heimfahrt überall begrüßt wurde.

Den Schluß des Tags machte ein Theatre paré im ungarischen Theater. Schon um sechs Uhr bildeten dichtgedrängte Volksmassen ein festes Spalier den Ofener Berg hinab bis zum Schauspielhaus, um den Kaiser und die Kaiserin wie überall, als sie sich um 8 Uhr zu Wagen zeigten, mit herzlichem Jubel zu empfangen. Das ungarische Theatergebäude ist nicht sehr groß, aber reich decorirt, und bot heute Abend, alle Räume dicht angefüllt, einen wahrhaft blendenden Anblick: die Damen der ersten und zweiten Gallerie in reichen Toiletten, die meisten mit einem wahrhaft auffallenden Ueberfluß an Edelsteinen und Brillanten. Auf der Vorgallerie des ersten Ranges die Magnaten in ihren Brillantencostümen, das Parterre angefüllt mit goldbesetzten und reichgestickten Pelzen, funkelnden Ketten, wehenden Reiherbüschen, kurz mit so vielen Edeln Ungarns in ihrem Nationalcostüm, daß die Uniformen der kaiserlichen Officiere daneben fast verschwanden — es war wieder ein Anblick so reich und originell, wie man ihn nur eben hier genießen kann.

Punkt 8 Uhr hörte man das Herannahen der Majestäten an dem immer lauter werdenden Jubelruf der Volksmassen draußen, und als das Kaiserpaar in den Saal trat, erhoben sich alle An-

wesenden, um dasselbe mit einem donnernden Eljen zu empfangen. Es ist eigenthümlich, was dieser Ruf der Ungarn für eine Wirkung thut, wie er zu Herzen dringt; es liegt etwas kriegerisches in dieser Begrüßung, das Auge leuchtet, die Hand erhebt sich — Eljen! Eljen! —

Es wurde eine neue Oper gegeben, „Elisabeth," von zwei ungarischen Componisten. Das Sujet berichtet uns: Andreas, König der Ungarn, habe eine liebliche Tochter gehabt, die ein Rittersmann erblickt, der durch Ungarn mit seinen Schaaren nach dem heiligen Grabe zog; er sieht sie in dem Augenblick, wo sie die Armen tröstet und erquickt. Sie ist in einfacher Kleidung, gibt sich auch nicht zu erkennen, und beide scheiden mit dem Gedanken, sich doch nicht angehören zu dürfen. Da aber in einer Oper nichts unmöglich ist, so erleben wir nach manchen unwesentlichen Dingen im letzten Act ein Turnier, bei welchem ein fremder Ritter erscheint, der über alle siegt, und von des Königs Tochter gekrönt werden soll. Doch nicht den ihm zugedachten Turnierpreis will er; als er vor Elisabeth tritt, erkennt sie ihn, er reicht einem Pagen seinen Helm, setzt sich die Krone aufs Haupt, und wirbt als Landgraf von Thüringen mit gutem Erfolg um die Königstochter Ungarns, wodurch die Sache zu einem genügenden Schluß geführt wird. — Die Musik hatte viel schönes, namentlich waren, wie mir schien, vortreffliche Nationalmelodien mit großer Geschicklichkeit verwebt und angewandt. Die Prima Donna war die bekannteste ungarische Sängerin, Demoiselle Hollosi, mit einer nicht großen, aber reizenden Stimme und einer reichen Coloratur, „die ungarische Nachtigall." Scenirung und Ausstattung waren, dem feierlichen Tag angemessen, reich und prächtig. Bei dem Turnier erschien unter andern Reitern auch der Land-

graf von Thüringen, und der Sänger, welcher ihn darstellte, ein ächter Ungar, setzte mit seinem Pferd zum Ergötzen des Publikums mit einer großen Lançade über die Bühne. Das Kaiserpaar in der Hofloge, demselben zur Seite Erzherzog Albrecht und die Erzherzogin Hildegarde, lenkten begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit auf sich, und gaben mitten im zweiten Act zu einer freundlichen Demonstration Veranlassung, als einer der Sänger zu singen hatte: „Eljena magyar Kiraly," worauf sich alles im Parterre, den Logen und Gallerien wie ein Mann erhob, und das jauchzende Eljen Eljen gar kein Ende nehmen wollte.

3.

Besuch im neuen Winterhafen und auf der Alt-Ofener Schiffswerfte.

Ofen, den 7. Mai. Das herrlichste Wetter begünstigte heute die Fahrt des Kaiserspaars mit seinem zahlreichen Gefolge nach dem neuen Winterhafen und der Schiffswerfte bei Alt-Ofen. Am Bombenplatz in der Wasserstadt Ofens lagen die beiden kaiserlichen Dampfer „Adler" und „Croatien," letzterer reich beflaggt, während auf dem ersteren das gelbe kaiserliche Banner aufgezogen wurde, in dem Augenblick — es war 10 Uhr Vormittags — wo sich die Majestäten an Bord begaben. Das Ufer war weit hinauf mit Menschen bedeckt, und von Pest herübergekommen waren zahlreiche Boote, die bunt bewimpelt, die meisten mit eleganten Damen besetzt, die kaiserliche Yacht umkreisten und den Kaiser und die Kaiserin durch Tücherschwenken begrüßten.

Es war ordentlich ein wohlthuendes Gefühl, aus den Straßen mit ihren Menschenmassen und ihren bunten Decorationen

einmal hinweg zu kommen, und ruhig dahin zu gleiten auf den im Sonnenglanz funkelnden Fluthen des majestätischen Stromes, zwischen Decorationen, wie sie nur die allgütige Hand der Natur hervorzuzaubern vermag. War es doch Frühjahr geworden; bedeckten sich doch überall die Wiesen mit saftigem Grün; zeigten doch, wohin man blickte, Sträucher und Bäume ihre neuen lieben Blätter, sanft rauschend, als freuten sie sich ihres jungen Lebens. Dazwischen hinein spielt Licht und Sonnenglanz, schillert durch die weichen Blätter, wiegt sich auf dem murmelnden Wasser, und scheint wohlgefällig zu fragen: nicht wahr, so habe ich es recht gemacht? Ja, Frühlingsluft und Frühlingsgrün, sie lassen uns tiefer aufathmen, sie entzücken uns, aber nicht ohne zugleich ein leises Weh beizumischen, namentlich, wenn wir nicht daheim sind, wenn wir beim Anblick fremder, grüner Bäume an die erinnert werden, die vor unserem Haus das heimliche Plätzchen beschatten, wo unsere Kinder spielen.

Aber heute Morgen war es reizend und schön auf der Donau, als wir, wie schon bemerkt, umspielt von Frühlingsluft, Frühlingsgrün zu beiden Seiten sehend, auf dem leuchtenden Wasser dahin fuhren unter den Klängen der lustigen Jägermusik. Wie waren die Ufer zu beiden Seiten so freundlich geschmückt! Hier einzelne Gebäude mit schwarzgelben, weißrothen, weißblauen Flaggen, dort eine Gruppe Menschen, die Hüte schwenkend und Eljen rufend; dann Leute dicht am Ufer bunte Fahnen schwingend, hinter ihnen ein Trupp Reiter, die im gestreckten Lauf ihrer Pferde dem Dampfboot folgten! Hatten doch selbst die alten ernsthaften Mühlen an der Donau ihrer finsteren Physiognomie dadurch aufgeholfen, daß sie vom Dach farbige Fahnen wehen ließen.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir bei Neu-Pest die begonnenen Arbeiten zur Anlegung eines großartigen Winterhafens, der dadurch gewonnen wird, daß der Donau-Arm, den hier die Pesther Insel bildet, gegenüber von Neu-Pesth, mit mit dem linken Ufer durch einen festen Damm verbunden wird, der sich längs der Pesther Insel fortsetzt, und dadurch, daß sich der Fluß rückwärts aufstaut, seine Wassertiefe erhält. Es ist dieß eines der kolossalen Werke, die Oesterreich in den letzten Jahren mehrfach entstehen sah und immer noch entstehen sieht. Die erste Idee zu diesem Winterhafen faßte schon vor Jahren der um Ungarn hochverdiente Graf Stephan Szechenyi; doch war es dem rastlosen Eifer des Generalgouverneurs, Erzherzog Albrecht, vorbehalten, mit thätiger Unterstützung des Finanzministers das große Werk zu beginnen, und man hofft es im nächsten Jahr zu beendigen. Für die Schifffahrt wird dieser Winterhafen von unberechenbarem Nutzen sein; die Länge des ganzen Beckens ist auf 1000 Klafter berechnet, die mittlere Breite auf 120, so daß das Ganze einen sichern Raum für mindestens 1000 Schiffe bieten wird. Bei Annahme dieser Dimensionen des so nöthigen Winterhafens wurde gerechnet auf 20 Kriegsschiffe, 150 Dampfer und Schlepper, 150 Fruchtschleppschiffe, 80 bis 90 Schiffsmühlen, 100 Flöße und 5 Schwimm-Etablissements. Der obere Hafentheil ist für die k. k. Flottille bestimmt, und hier wäre für dieselbe bei Eröffnung eines Canals die unabhängige Ein- und Ausfahrt leicht zu gewinnen, sowie man auch durch Schließung der Hafenmündung und Erbauung der nöthigen Schleusenkammern den Hafen in einen Dock umwandeln könnte. Zur Sicherung der 25 Klafter breiten Hafenmündung werden noch in diesem Jahr zwei Vorköpfe aus Pfahl- und Pflasterwerk ausgeführt. An die-

ser ganzen Anlage, deren Wichtigkeit und Tragweite für die Zukunft kaum abzusehen ist, betheiligte sich auch die Stadt Pesth durch billige und bereitwillige Abtretung der Stadtinsel, so das Unternehmen erleichternd.

Die kaiserliche Yacht legte bei Neu-Pesth an, und das hohe Kaiserpaar betrat unter endlosem Jubel der zusammengeströmten Bevölkerung das einfach, aber festlich geschmückte Ufer; die grünen Zweige, die man abgerissen und auf den Weg gestreut hatte, waren gewiß eben so gut wie der reichste Teppich, und das herzliche Eljen der Landbewohner neben dem Gesang weißgekleideter Schulkinder, welche die Volkshymne ausführten, klang nicht weniger feierlich begrüßend, als es ein volltönendes Musikchor gekonnt hätte. Ueberall am Ufer waren kleine Fahnen aufgesteckt, überall sah man die Bewohner in ihrem Sonntagsstaat, die Hüte schwingend, Eljen rufend. Die Nachen und Boote auf dem Wasser waren so reich als möglich beflaggt; die mächtigen Dampfbagger in der Mitte des Bassins sah man durch aufgestreckte Sträucher und Bäume fast unter frischem Grün verschwinden.

Der Kaiser und die Kaiserin nahmen den bereits fertigen Damm in Augenschein, der die Insel mit dem linken Ufer verbindet und in der kurzen Zeit von sechs Monaten aufgeführt wurde; dann verfügten sie sich auf die Yacht zurück, um unter herzlichem Zuruf der Bevölkerung zum Besuch der Schiffswerfte nach Alt-Ofen hinüberzufahren, wo zur Feier der Anwesenheit Ihrer Majestäten zwei neue Dampfboote vom Stapel laufen sollten.

Hier in Alt-Ofen besitzt bekanntermaßen die privilegirte Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft ein riesenhaftes Etablissement,

eine großartige Schiffswerfte und ausgedehnte Maschinenwerkstätten, worin über 3000 Arbeiter beschäftigt werden. Am heutigen Morgen hatten sämmtliche Localboote von Buda-Pesth eine unermeßliche Menschenmenge aus beiden Städten hieher gebracht, ab und zu liefen die kleinen reich bewimpelten Dampfer, immer neue Zuschauer bringend, und als die kaiserliche Yacht am Ufer anlegte, war dasselbe so dicht mit Menschen besetzt, daß es kaum möglich war, einen schmalen Gang vom Landungsplatz bis zur Schiffswerfte frei zu behalten. Auch hier wurde das Kaiserpaar mit nicht enden wollendem Jubelruf der Tausend und Tausende von Zuschauern empfangen.

Die Dampfschifffahrtsgesellschaft hatte auch ihrerseits alles mögliche gethan, um die Majestäten feierlich und festlich zu begrüßen. Der Weg vom Ufer nach den Werkstätten war mit Teppichen bedeckt, und an beiden Seiten bildeten die Arbeiter in sonntäglichem Anzug Spalier; jeder von ihnen hielt in der Hand die Zeichen seines Gewerbes: Beil, Axt, Hobel, Schmiedehammer und dergleichen. Ihr gewaltiger Zuruf flog wie ein Lauffeuer dahin, auf dem Platz, wo die Schiffe vom Stapel laufen sollten, einen wahren Sturm herzlicher Begrüßung entzündend, der sich erhob, sowie der Kaiser mit der Kaiserin die Treppen zu dem erhöhten Pavillon hinanstieg, wo sie den Tausenden von Zuschauern sichtbar, ihre Plätze einnahmen. Dieser Pavillon bestand aus einem weiß und blauen Zelt, reich mit Fahnen besteckt, unter dem sich ein rothsammetener goldgestickter Baldachin über den beiden Sesseln des Kaiserspaars befand. Die ganze Estrade, auf welcher der Pavillon stand, füllte sich mit dem Gefolge des Kaisers, Generalen und Oberofficieren verschiedener Waffen in ihren glänzenden Uniformen, nach dem Beispiel Sr. Majestät

mit entblößtem Haupt stehend, um dem heiligen Amt der Taufe beizuwohnen, welches der Lancirung der beiden Schiffe vorangehen sollte. Das Ganze bot einen unaussprechlich prachtvollen und malerischen Anblick.

Die Seiten der beiden neuen Dampfer berührten fast die Estrade auf den Decken derselben, die mit Fahnen, grünen Gewinden und Kränzen von Rauschgold verziert waren, befanden sich zahllose Matrosen und Arbeiter in weißen Beinkleidern und rothen wollenen Hemden, den Hut mit dem flatternden Band in der Hand. Neben und über diesen Schiffen waren Tribünen errichtet worden, auf denen sich eine zahllose Menge von Zuschauern befand; ebenso dicht mit Menschen besetzt war das gegenüberliegende Ufer des Donauarmes, welcher bestimmt war, die neuen Schiffe aufzunehmen, ebenso geschmückt mit Fahnen, Kränzen und Guirlanden.

Hier in der freien Luft, umspielt von Sonnenglanz, inmitten der ungeheuren Zuschauermenge, hatte die kirchliche Function der Einweihung und Taufe der Schiffe etwas außerordentlich feierliches, ja tief ergreifendes. Der Cardinal Fürst-Primas von Ungarn in reichem Meßgewand mit goldener Mitra und Inful hielt sie selbst, assistirt von einer Menge hoher Geistlichen in weißen goldgestickten Gewändern, die auf der hohen Estrade, ohne andern Hintergrund als die blaue Luft, mit ihren glänzenden Gefäßen unbeschreiblich leuchteten und blendeten. Gern möchte ich ein genügendes Bild davon geben, aber ich fühle wohl, daß es unmöglich ist. Wie klangen die Gesänge im unbeschränkten Raum hier so eigenthümlich, inmitten der tiefen Stille der unermeßlichen Menge; wie deutlich tönte selbst die schwache Stimme des ehrwürdigen Cardinals! Als zum Beschluß der

Weihrauch dampfte, erhob sich ein frischer Wind, der das Zeltdach spielend auf- und niederhob, der die Hunderte von Fahnen flattern ließ, der die Kränze aus Flittergold sanft erhob, daß sie zitterten und rauschten. Und dann trat der Cardinal Fürst-Primas vor, und gab den Schiffen den Namen der beiden kaiserlichen Prinzessinnen „Sophia Friederika" und „Gisella."

Die beiden Dampfer lagen so, daß sie seitwärts in das Wasser hinablaufen mußten. Während der feierlichen Handlung standen zahlreiche Beamte und Arbeiter an der gewaltigen schlüpfrigen Bahn, welche auf Holzschlitten die beiden Schiffskörper, trug, noch festgehalten durch einzelne Keile und Strebebalken. Es war ein fast ängstlicher Moment, als die erstern alle weggeschlagen wurden, und der riesenhafte Schiffskörper nun dalag bereit zum Hinuntergleiten, nur noch von zwei Balken gehalten, an deren jedem die kraftvolle Gestalt eines Zimmermanns zu sehen war mit der Axt, auf das Zeichen zum loshauen wartend — ängstlich deßhalb, weil noch auf der Bahn selbst eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, die, unter dem Kiel durchschlüpfend, verschwinden mußten, wenn sich das Schiff in Bewegung setzte. Das Zeichen hiezu wurde von einem Beamten gegeben, der die gefüllte Champagnerflasche in der Hand hielt, die an einer rothen Schnur vom Schiffsrand herabhing, und die im entscheidenden Moment gegen die Wandung geworfen und so zerbrochen wurde.

Jetzt schmettert das Glas auseinander, der edle Wein spritzt umher; im gleichen Augenblick entfernen die beiden Zimmerleute mit gewaltigen Hieben die letzten Stützen und unter unbeschreiblichem Jubelruf und Hurrah setzt sich das Schiff auf seinem Holzschlitten zuerst langsam, dann immer schneller und schneller nach dem Wasser zu in Bewegung. Es war interessant

zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit die Arbeiter unter dem Kiel hinweg rückwärts sprangen, wie der Dampfer fast über sie dahinglitt, wie die Schwellen rauchten, wie das Wasser aufbrauste und emporspritzte, als nun der junge Täufling so plötzlich in das Element hineinrauschte, dem er künftig angehören wollte. Die Musikbanden spielten, Tücher flatterten, lautes Hurrah erschallte, und somit endete die festliche Lancirung der beiden Schiffe „Sophia Friederika" und „Gisella." Mögen sie ihren erlauchten Namen Ehre machen, mögen sie lange, lange Jahre die österreichischen Farben tragen auf dem gewaltigen Fluß mit seinen gesegneten Ufern durch das reiche Ungarland bis zu den Mündungen des jetzt freien deutschen Stroms.

Das ganze Etablissement hier in Alt-Ofen befand sich in eigenthümlicher freudiger Bewegung; überall wimmelten große Zuschauermassen, namentlich war die elegante Damenwelt von Buda-Pesth zahlreich vertreten, und trug in den verschiedensten Farben nicht wenig zur Belebung des Ganzen bei. Es war ein Gemisch der seltensten Art. Die schwarzen Fabrikgebäude, hie und da umstanden von grünen Bäumen mit ihren hohen qualmenden Schornsteinen, standen so ernst da, umbraust von der bunten Volksmenge, die sich bald hierhin, bald dorthin schob, um den Kaiser und die Kaiserin zu sehen, und immer wieder aufs neue mit freudigem Elsen zu begrüßen; dazu rasselten die Räder in den Werkstätten, seufzten die gewaltigen Sägen, begannen sich riesenhafte Maschinenräder in offenen Schuppen zu drehen, sowie die Majestäten mit dem zahlreichen glänzenden Gefolg herankamen.

Einen ruhigen Augenblick in diesem allgemeinen Glanz und Gewühl bildete die Besichtigung des Mosaikbodens eines altrö-

mischen Bades, den man vor wenigen Tagen aufgedeckt, und der nun mit seinen zierlich verschlungenen Arabesken, aus weißen und schwarzen Steinchen bestehend, zwischen freundlich überhängendem Grün gelegen, so fremdartig, so verwundert auf die glänzende Umgebung blickte, die ihn so plötzlich in seiner Einsamkeit überrascht. Es erregte in der That eigene Gedanken, wenn man den Blick von dieser zierlichen Arbeit einer zweitausend Jahre hinter uns liegenden Zeit emporhob, und das rastlose Pochen und Hämmern der Maschinen sah und hörte. Ich hätte dem kleinen Mosaikboden ein ruhigeres Plätzchen gewünscht.

4.

Die Beleuchtung von Ofen und Pesth.

Es ist wohl nichts undankbarer als eine Illumination zu beschreiben, ja es gehört dies fast zu den Unmöglichkeiten. Wenn man aber Feste des Tages erwähnt, die ein Volk seinem Herrscherpaar so freudig und jubelnd bereitet, so muß man auch nächtlicher Feierlichkeiten gedenken, namentlich wenn sie so großartig angelegt und so glücklich durchgeführt sind wie die wahrhaft prachtvolle Illumination von Ofen, Pesth und der Donau. Da dieselbe am Tage nach dem Einzug des Kaiserpaars gänzlich verregnet wurde, so hätte man glauben sollen, es sei von den Vorbereitungen nicht so viel gerettet worden, um das Fest in gehörigem Glanz veranstalten zu können; doch schien gerade dieser unfreiwillige Aufschub günstig gewirkt zu haben, denn in dem, was geboten wurde, war nirgends eine Lücke, nirgends eine Kleinlichkeit zu finden: alles war im großartigsten Maßstab angelegt, reich und glänzend durchgeführt.

Wie sich aber auch Ofen und Pesth am Tag so unvergleichlich schön präsentiren und neben Prag vielleicht die am schönsten gelegenen Landstädte Europa's sind, so gibt es auch keinen Ort, der nächtlicherweise für eine großartige Beleuchtung so geeignet wäre wie Buda-Pesth — wohlverstanden für eine großartige Beleuchtung, denn etwas mittelmäßiges würde hier ganz verschwinden; und was gestern Abend sich wahrhaft großartig ausnahm, das war der Blick von Ofen auf Pesth, und von Pesth hinüber nach Ofen. Denn nicht nur die Quai's, Straßen, Plätze und Gebäude waren mit in die Illumination hineingezogen, nein, auch die Höhenzüge hinter und neben Ofen durch Beleuchtung der hinaufführenden Wege, der Festungswerke, der terrassenförmig sich erhebenden Häuser. Dabei waren es nicht nur einzelne Linien, einzelne Gebäude, die auf den Quais oder auf den Bergen bei Ofen sichtbar wurden, nicht nur einzelne Punkte, die leuchtend hervortraten, nein, ganz Ofen und Pesth stellte sich mit seiner ganzen Architektur, mit seiner prachtvollen Lage, mit allen seinen Einzelnheiten wie aus Feuer nachgebildet dar. Sogar daß der Mond fast voll am Himmel stand, that dem großartigen Schauspiel keinen Abbruch; er hatte sich speziell der Fluthen der Donau angenommen, und es gewährte einen unvergleichlich schönen Anblick, zwischen den beiden Städten, die in Brillantfeuer glänzten, das silberleuchtende Wasser zu sehen, und wie auf ihm die strahlenden Schiffe, die kleinen Nachen und Boote mit Leuchtfeuer aller Art eigenthümlich glänzend hervorblitzten.

Es kann unmöglich unsere Absicht sein, den Leser durch die Straßen von Pesth zu führen, um ihm im Detail zu wiederholen, was wir gestern, in einer brausenden Volksmenge eingekeilt, ohne Widerstandsvermögen mit ansehen mußten. Einen solchen

eng zusammen gekeilten Menschenstrom, wie er sich durch die Waitznergasse nach dem Stadthaus wälzte, erinnere ich mich doch nicht bei ähnlichen Festen in Italien gesehen zu haben. Ein Umkehren, ein Entweichen war gar nicht denkbar, und so galt es denn muthig vorwärts zu dringen.

Wie sehr hier die ganze Festlichkeit aus eigenem freiem Antrieb des Einzelnen hervorging, und wie sehr sich Jeder bemühte, dem geliebten Kaiserpaar aus gutem Herzen seine Huldigung darzubringen, sah man an der stets wechselnden, stets eigenthümlichen Art, in der die einzelnen Häuser beleuchtet waren, einander überbietend an Glanz und Pracht. Selten daß man hier ein Gebäude bemerkte, welches durch einfache Lichter oder Ballons beleuchtet wurde; fast Jeder hatte etwas Eigenthümliches erfunden oder ausführen lassen, um seine besondere Verehrung auszudrücken. In unserer Zeit ist es auch so leicht, bei Illuminationen die Fronte der Gebäude mit Brillantfeuer in den phantastischsten Formen zu bedecken; braucht man doch nicht mehr wie früher ein Lämpchen mühsam neben dem andern aufzuhängen, um eine Linie, eine Figur zu bilden; jetzt biegt man einfach kleine Röhren in alle erdenklichen Formen, versieht sie mit feinen Löchern, und schraubt sie in eine Gasleitung fest, eine kleine nahe gebrachte Flamme entzündet sie augenblicklich, und wie ein Lauffeuer blitzt im nächsten Moment die ganze Figur in strahlendem Feuer. Die hiesige Gasbeleuchtungsgesellschaft hatte wirklich in derartigen geschmackvollen Verzierungen das Mögliche geleistet, wie denn auch, der weißen blendenden Flamme nach zu urtheilen, das hiesige Gas ein außerordentlich reines und gut geläutertes sein muß, was man von andern Städten nicht immer sagen kann.

Aber weiter! Hier sehen wir große Sterne in der eben erwähnten Art, daneben ein Haus, dessen Architektur mit farbigen Lampen nachgebildet ist, während wir an den Mauern mit großen Zügen lesen: „Eljenek Franz Joseph und Elisabeth!“ Ein anderes zeigt einfach an seiner Fronte dieselben Namen des Kaiserpaars von ungeheuren Dimensionen, aus dem Dunkel scharf hervorleuchtend und am Ende der langen Straße aufs deutlichste erkennbar. Und alles das folgt sich durch die ganze Stadt nicht einmal, zweimal, nein, zehn, zwanzig-, dreißigmal in immer wechselnden Formen und Verhältnissen; dabei kommen wir an kleine Plätze und Squares, wo aufgehängte farbige Ballons zwischen den hellen grünen, durchsichtig scheinenden Blättern der Bäume phantastisch illuminiren. Hier haben wir ein Haus mit vier riesenhaften Transparenten, die Schlösser Habsburg, Banz, Possenhofen und Laxenburg darstellend; gleich daneben hängt auf dem Knotenpunkt von vier Straßen ein riesiger Lustre, aus Transparenten, farbigen Ballons, bunten Glaskugeln, Lichterkränzen bestehend, scheinbar in der Luft schwebend, da man seine Hängekette nicht sieht, und durch die vier Straßen weithin leuchtend. Aber er verschwindet in seinem Glanz und seiner Pracht, denn wohin wir sehen, rechts, links, vor uns, hinter uns, sind alle Häuserfronten mit Tausenden und Tausenden von Lichtern bedeckt. Einen imposanten Eindruck macht uns dazwischen dennoch der Anblick der großen Triumphpforte am Eingang der Bruckgasse, durch bengalisches Feuer, welches vor großen, verdeckt aufgestellten Spiegeln brennt, so beleuchtet, daß sie wie roth glühend aufflammt. In diesem Meer von Licht und Glanz einzelne besonders reich illuminirte Häuser zu nennen, wäre ungerecht gegen

andere, denn Jeder that sein Mögliches, um zu zeigen, daß er die Bedeutung der festlichen Tage von Ofen und Pesth fühle.

Suchen wir eine stillere Gasse zu gewinnen. Das Gedränge, welches uns mit fortreißt, ist wahrhaft betäubend, fast erschreckend; man wird gestoßen, daß es zum Erbarmen ist; man fühlt sich nicht sicher auf seinen eigenen Füßen, und zuweilen erleidet man Anwandlungen von Zorn, wenn man auch hier wie anderswo bei ähnlichen Veranlassungen oft sieht, wie gewissenlose Mütter oder Dienstboten kleine, arme schreiende Kinder mit sich herum schleppen, und kaum im Stande sind, dieselben vor dem Erdrücktwerden zu schützen. — Doch vorbei! Wir werden fortgeschoben und prallen jetzt an einem Menschenknäuel an, der, ein besonders schönes Haus betrachtend, in wenig Augenblicken wie eine Lawine anwächst und die Straßen verstopft. Wir versuchen es, uns in einen offen stehenden Thorbogen zu retten, wo wir einen Garten sehen, erhellt mit tausend bunten Lampen und Glaskugeln, die zwischen Grün hervorleuchten, wo uns lustige Zigeunermusik entgegenschallt. Doch auch hier dasselbe Menschengedränge; wir werden wieder hinausgefluthet; duldend, ohne ferner zu widerstreben, lassen wir uns von der Woge fortreißen, die uns hundert Schritte weiter endlich an das ruhigere Gestade irgend einer Seitengasse hineinwirft.

Wir athmen freier auf und danken dem Schicksal, das uns hieher geführt, denn vor uns werden die Massen immer compakter, das Gemurmel immer bedeutender, krachende Kanonenschüsse haben vor vielleicht zehn Minuten angezeigt, daß das Kaiserpaar die Burg in Ofen verlassen und ein donnerndes Eljen, das sich, stets anwachsend, über die Kettenbrücke in die Stadt

hineinwälzt, hier von Tausenden von Menschen jauchzend wiederholt wird, in den engen Straßen gewaltig wiederhallend, betäubt unser Ohr. Wie sich dort Raum finden wird für die langsam näher rollenden Wagen, ist uns unbegreiflich. Doch schiebt sich die Menge wunderbar zusammen; keiner will seinen Platz verlassen, denn dort kommt die offene Equipage mit dem Kaiser und der Kaiserin, eingekeilt in die Volksmassen, welche den Wagen vorwärts zu schieben scheinen. Freundlich danken die Majestäten für die lauten und herzlichen Begrüßungen, mit denen sie empfangen und begleitet werden, und vor und hinter ihrem Wagen wachsen der Jubelruf, die wilden Eljens von Minute zu Minute. Dem kaiserlichen Zug auch nur auf kurze Zeit zu folgen ist unmöglich; auch zieht es uns nach dem Donau-Quai hin, der, sowie die Donau und die Höhen von Ofen, jetzt gerade im höchsten Glanze strahlt.

Die Nacht ist dunkler geworden, und wenn auch der Mond, wie schon früher bemerkt, ziemlich voll am Himmel steht, so ist sein Licht doch nicht im Stande, die großartige Beleuchtung zu schwächen; ja er selbst trägt zur Verherrlichung derselben bei. So bietet er uns jetzt einen wirklich hübschen Anblick, indem er, scheinbar dicht über einem der Kirchthürme schwebend, die mit Fahnen besteckt sind, aussieht als habe er es selbst über sich genommen, Flaggen mit den österreichischen und ungarischen Landesfarben auszuhängen.

Die Feuerlinien auf beiden Ufern haben sich unterdessen noch mehr und mehr ergänzt und prachtvoll ausgebreitet. Der Ofener Berg mit seinen Hunderten von beleuchteten Häusern, mit der Straße, die sich in einer feurigen Schlangenlinie hinaufschlingt, sieht aus, als glühe er von innen und als breche das

Feuer auf unzähligen Punkten zu gleicher Zeit hervor — ein Vulkan mit einem Seitenkrater, der die Gestalt eines riesenhaften Sternes hat und weit in die Donau hineinleuchtet. Und mit diesem Bilde beschäftigt, vernehmen wir plötzlich das Zischen zahlloser Raketen und sehen, aufwärts blickend, die Festungswerke des Blocksbergs mit einem Male glühend angestrahlt. Es ist ein gewaltiger Anblick, als habe dort flüssige Lava einen Ausweg gefunden, und ahme unter Qualm und Rauch in phantastischen Formen die Linien und Winkel, Basteien und Wälle nach.

Die grelle Beleuchtung da oben, durch Hohlspiegel und bengalisches Feuer hervorgebracht, wechselt zuweilen, und wenn uns das Tiefrothglühende einen Ruf der Bewunderung ablockte, so erscheinen die zackigen Werke im nächsten Augenblick nicht minder schön, da sie nun auf dem dunkeln Berg in weißem Licht sich sehen lassen — eine Reihe mondbeschienener Gletscher.

Doch haben wir nicht Zeit, auf einen einzelnen Punkt lange unsere Aufmerksamkeit zu richten; die Volksmenge reißt uns jeden Augenblick wo anders hin und treibt uns jetzt ans Ufer der Donau, wo die Beleuchtung nicht minder großartig ist. Dort auf dem Wasser liegen vier, fünf, sechs Dampfer, jeder vielleicht hundert Schritte von dem andern, und alle scheinen aus Feuer zu bestehen. Die Linien der Schiffskörper, die Radkästen, Schornsteine, Masten, Taue, alles ist durch Lichter nachgebildet, und läßt das Schiff aus dem dunklen Strom in feenhaftem Glanz hervorleuchten. Kleine Nachen und Boote liegen näher dem Ufer, scheinbar durch Guirlanden farbiger Ballons mit einander verbunden, und bilden so unter den geraden langen Feuerlinien des Quais eine bunte Verbrämung desselben, die sich im Wasser verschwommen wiederspiegelt.

Worauf wir uns hauptsächlich gefreut, die Beleuchtung der gewaltigen Kettenbrücke, scheint nicht angeordnet zu sein. Und doch haben wir dort während des ganzen Tages eine Menge Arbeiter beschäftigt gesehen. Ach, eine Ueberraschung! Der Feuerkünstler Stuber ist hier, und er hat es übernommen, die Illumination der Kettenbrücke in Scene zu setzen. Aus den Straßen von Pesth vernehmen wir neue Eljens, sich näher und näher heranwälzend, aus allen Seitengassen fluthet das Volk auf die Quais, um die kaiserlichen Wagen, die nach Ofen zurückkehren, zu begleiten, sowie um einen Platz zu gewinnen, das Feuerwerk der Brücke mit Muße betrachten zu können. Auch wir, sattsam hin- und hergestoßen und zerdrückt, finden einen solchen guten Platz auf dem Balkon des Gasthofs zur Königin von England, und nach mehrstündigem Umherrennen einen bequemen und ruhigen Sitz. Vor uns liegt die Brücke schwarz und geheimnißvoll; zu unsern Füßen braust der Menschenstrom, ungeduldig harrend.

Endlich geben ein paar Raketen vom Schloßberg das Zeichen, daß das Kaiserpaar die Burg erreicht hat und droben ans Fenster getreten ist, um ebenfalls dem Feuerwerk zuzuschauen. Herr Stuber fängt auf dem Brückenpfeiler zunächst Ofen an zu präludiren; einzelne Raketen erheben sich majestätisch an den finstern Himmel empor, neigen oben zierlich ihre Köpfe und streuen platzend leuchtende Sterne aus, die sich neugierig umzuschauen scheinen, ob das Publicum gehörig versammelt und alles in Ordnung sei. Leuchtkugeln, Schwärmermassen, ganze Ladungen farbiger Sterne folgen, puffen in die Höhe, leuchten einen Augenblick auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Es geht gar zu rasch vorüber, das Dasein eines solchen Feuerwerkskörpers

„Kaum gedacht, ist der Lust ein End' gemacht."

Ist er erloschen, denkt Niemand mehr daran, namentlich hier, wo jetzt andere bedeutende Größen erscheinen; immense Fallschirmraketen steigen auf und gelingen vortrefflich; oben entzündet sich die Kugel, glüht mit intensivem Licht roth, weiß, grün und blau, und wird so vortrefflich von dem unsichtbaren Schirm getragen, daß das brillante Feuer fast minutenlang auf derselben Stelle hält, prachtvolle Sterne darstellend.

Und immer zahlreicher bevölkert auf diese Art Hr. Stuber den Himmel, überliefert auch dazwischen Massen von unbedeutenderem Volk dem glänzenden Feuertod, und hat damit die erste Abtheilung seines Feuerwerks beendigt.

Die zweite ist kurz, aber großartig über alle Beschreibung. Nach den obligaten Kanonenschlägen entzündet sich vermittelst einer galvanischen Batterie das ganze riesenhafte Werk der Kettenbrücke. So eben noch unsichtbar, strahlen jetzt mit Einem Schlage Ketten, Stangen, Träger und Pfeiler in glänzenden bengalischen Flammen; zuerst blau und weiß, dann sich in Weiß und Roth verwandelnd. Ein Schrei der Bewunderung erschallt aus den Reihen der Tausende und Tausende von Zuschauern; so unerwartet aber auch dieses Schauspiel war, so grandios und prachtvoll ist es. Ein so viel hundert Schuh langes Feuernetz — von einem Ufer an das andere geworfen, sich wiederspiegelnd in dem Wasser der Donau, wo die langgezogenen auf- und abspielenden Lichter wie die Fransen eines Feuerteppichs erscheinen — sieht man plötzlich vor unsere Augen hingezaubert.

Zur dritten Abtheilung ist die breite Fläche des Brückenpfeilers zunächst Pesth wie mit aufeinandergethürmten Felsblöcken versehen worden, zwischen denen es nun beginnt zu glühen, zu flammen, zu sprudeln. Massen von funkensprühenden Feuerkör-

pern erheben sich zwischen den Spalten der rothaufglühenden Felsen, um rechts und links in das Wasser zu stürzen; einzelne Raketen schlängeln sich in die Höhe, Kanonenschläge dröhnen durch die Luft, immer zahlreicher, immer stärker. Wir stehen angesichts eines Vulkans, in der nächsten Sekunde ist eine große Eruption zu erwarten.

Da ist sie, über alle Erwartung imposant und schön! Tausende der höchsttragenden Raketen fahren in einem compakten Feuerstrom hoch an den Nachthimmel empor; einen Augenblick darauf andere Tausende, minder hoch steigend, dann noch Tausende und wieder Tausende, halb so hoch wie die ersteren, so daß das Ganze eine Sekunde lang ein einziges riesenhaftes Feuerbouquet bildet. Nur eine Sekunde lang, dann neigen sich die unzählbaren Feuerlinien, mit wirklich schöner Berechnung zusammengestellt, nach allen Seiten auseinander; eine weitere Sekunde, und die Köpfe der Tausende und Tausende von Raketen platzen beinahe mit einem Mal, das riesenhafte Bouquet, die Feuergarbe erblüht in Hunderttausenden von glänzenden Sternen: roth, weiß, grün, gelb, blau, violett durcheinander, sich langsam niedersenkend, massenhaft die Brückenpfeiler, die Kettenbrücke, die Donau bedeckend, begleitet vom Jubelgeschrei der zuschauenden Menge, großartig, fast erhaben. Wie schade, daß man einen solchen Anblick nicht wenigstens minutenlang festzuhalten vermag, daß diese schöne Arbeit von Monaten nur ein paar Sekunden aufflammt, um in den nächsten spurlos zu verschwinden!

Und doch sind wir für unsere Person so dankbar dafür, daß uns die Beendigung des Feuerwerks erlaubt, das wilde Getreibe der Menschen hinter uns zu lassen, um ermüdet, fast ver-

wirrt von all dem Gesehenen, nach dem stilleren Ofen zurückzukehren. Auf der Kettenbrücke fluthet es so gewaltig, dieß Gedränge von Wagen und Menschen, daß die riesenhaften Ketten fühlbar hin und herschwanken, und dadurch ebenfalls der Boden unter unseren Füßen; das unvergleichliche Werk hat heute abermals eine Probe seiner Festigkeit bestanden.

Eigenthümlich sehen wir den Tunnel beleuchtet, der unter dem Schloßberge in die Christianenstadt hindurchführt; an der Wölbung hängt ein farbiger Ballon am andern, und alle, vom Luftzuge hin und her geweht, bilden ein riesenhaftes vielgliederiges leuchtendes Ungeheuer, das, sich hin und herwindend, im nächsten Augenblick aus seiner Höhle hervorbrechen zu wollen scheint. Daneben ist die kleine Raitzenstadt für uns bemerkenswerth, aus lauter unansehnlichen Häusern bestehend, die von armen Leuten bewohnt sind, von denen aber keiner verabsäumt hat, durch aufgesteckte Lichtchen, durch freundliches Grün und Blumen seine Liebe und Anhänglichkeit für das Kaiserpaar zu bethätigen.

Der Weg zum Schloß hinauf ist mit leuchtenden Sternen besetzt; in der oberen Biegung nach links glänzt der Pavillon, den die Dampfschifffahrts-Gesellschaft dort erbaut, mit Maschinen- und Schiffstheilen verziert, strahlend in buntem Feuer. Von hier aus gesehen bietet die Donau zu unseren Füßen mit ihren Feuerschiffen, das lang gestreckte Pesth wie ein einziger Leuchtkörper erscheinend, die Quais durch blitzende Linien nachgebildet, einen herrlichen Anblick. Ich mußte mir gestehen, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Aber auch das stille Ofen war wie verwandelt, auch hier im Innern der Stadt jedes Haus festlich geschmückt, reich illuminirt; der Brunnen auf dem Parade-

platz stellte einen einzigen feurigen Körper dar; auch hier, wohin man sah, Tausende von Lichtern, farbigen Ballons, bunten Gläsern zwischen freundlichem Grün, und wohin man sich wenden mochte, lachende Menschenmassen, freudige Bewegung.

Vergebens suchte ich, ermüdet von alle dem, was ich gesehen, betäubt vom Lärm und Lichterglanz, auf meinem Zimmer zur Ruhe zu kommen; leider hatten meine Fenster keine Jalousieen, und mir gerade gegenüber strahlte ein reich beleuchtetes Haus die ganze Nacht hindurch, und was ich heute hundertmal gesehen, tausendmal gehört, blitzte von dort drüben her in meine Augen. So oft ich sie öffnete, erschien mir leuchtend im Traume: Elsen Franz Joseph und Elisabeth!

5.

Die Bälle. Der Besuch im Stadtwäldchen.

Ofen, den 12. Mai. Feste reihen sich hier an Feste, sowie eine Kundgebung der allgemeinen Freude über die Anwesenheit des Kaiserpaars der andern folgt. Wenn es schon über das Vergnügen hinaus geht, alle dem im Detail beizuwohnen, so ist das Referiren darüber in der That keine Kleinigkeit. Man möchte fürchten auch den Leser zu ermüden, wie man durch das Schauen selbst ermüdet wurde. Nur mit kurzen Worten sei deßhalb einiger Festlichkeiten gedacht, die in den letzten Tagen stattfanden. So der große Hofball in den neu decorirten Sälen des Schlosses, der bei seiner reichen und geschmackvollen Anordnung, den herrlichen Räumen mit immenser Beleuchtung, namentlich für uns durch die über alle Beschreibung prachtvollen Nationalcostüme, in welchen der höchste Adel des Landes erschien, durch

den Reichthum edler Steine, Perlen und Brillanten einen seltenen Anblick bot. Neben einigen Proben von dem bekannten reichen Schmuck des Fürsten Esterhazy's, heute Abend besonders reich an kostbaren Perlen, sollen nach guten Nachrichten die Ketten, Agraffen und sonstigen Verzierungen einer andern bekannten Persönlichkeit, des Frhrn. v. Sina, einen Werth von 400,000 fl. C.M. gehabt haben. Daß es bei einer Unmasse noch anderer reicher Brillanten, namentlich auch der Damenparuren, im Glanz der Tausende von Wachskerzen fabelhaft strahlte und flimmerte, versteht sich von selbst.

Zwischen jedem Tanz durchschritt der Kaiser — derselbe war in Husarenoberstuniform — den Saal und unterhielt sich im Laufe des Abends gewiß mit dem größten Theil der Anwesenden, ebenso die Kaiserin, welche durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hier wie in Italien selbst die Herzen der Damen im Flug erobert, was man auch begreiflich findet, wenn man das Glück hat, die hohe Frau in der Nähe sehen zu dürfen und sie sprechen zu hören, ihre Worte begleitet von den freundlichen gewinnenden Mienen, von dem seelenvollen Blick ihrer schönen Augen. Interessant war es hier bei Hof den Csárdás tanzen zu sehen, jenen eigenthümlichen Nationaltanz, der, mit einem Andante beginnend, immer lebhafter, immer stürmischer wird, von jedem anders erfaßt und ausgeführt, mit dem höchsten Anstand gepaart die südliche Gluth und Lebhaftigkeit athmet. Wie anschaulich hat ihn Lenau geschildert! Ich werde wohl später noch einmal darauf zurückkommen, sowie auf die originelle Musik dazu, auch hier bei Hof von Zigeunern ausgeführt, denen die Militärmusikbanden Platz machten, und die alsdann in schwarzem Anzug mit Cymbal, Streichinstrumenten und Clarinetten auf der

Tribüne erschienen. Es ist viel originelles und tiefpoetisches in diesem eigenthümlich schönen Lande.

Die Gemeinde der k. k. Freistadt Pesth gab gestern einen sehr glänzenden Ball in dem eben zu diesem Zweck aufs geschmackvollste und eleganteste decorirten deutschen Theater. Bühne und Parterre waren in Eine Höhe gebracht, die erstere durch Decorationen ringsum geschlossen, und durch Gesträuche, Bäume, Blumen aufs phantasiereichste in einen Garten verwandelt. Zwischen den grünen Gruppen blickten weiße Statuen hervor, von allen Seiten durch Licht in matten Glaskugeln aufs reichste beleuchtet. In der Mitte war ein Springbrunnen, der seinen Wasserstrahl hoch empor warf, umgeben von mannigfaltigem Grün und den verschiedensten Blumen, deren Farbenspiel noch vervielfältigt und erhöht wurde durch kleine Gasflammen, die, dem Auge unsichtbar, sich nur durch ihren blitzenden Schein zwischen den vielen Farben und dem Grün verriethen. Die Straßen um das Theater, dessen nächste Umgebung schön und sinnreich illuminirt war, sah man angefüllt mit dicht gedrängten Volksmassen, welche das Kaiserpaar bei ihrem Erscheinen aufs lebhafteste begrüßten.

Eine Trompetenfanfare verkündigte den im Ballsaal Versammelten die Ankunft der Majestäten, und dieselben wurden beim Eintritt in die kaiserliche Loge mit einem langandauernden stürmischen Eljen begrüßt. Nach einiger Zeit verließen der Kaiser und die Kaiserin ihre Loge und durchschritten unter enthusiastischem Zurufen den Saal, um darauf gegen 11 Uhr den Ball zu verlassen, worauf die Kaiserin nach Ofen zurückkehrte, der Kaiser sich aber zur Eisenbahn begab, um mit einem Separattrain nach Wien zur Besichtigung der landwirthschaftlichen Aus-

stellung zu eilen. Heute um 4 Uhr wird der Kaiser die Hauptstadt aber schon wieder verlassen, nach Mitternacht hier ankommen, und einige Stunden darauf seine Rundreise durch einen Theil Ungarns mit einem Besuch in Jaszbereny, im Land der Jazygier und Kumanier, beginnen.

Vergangenen Sonntag hatte in der einzigen Promenade von Pesth, dem Stadtwäldchen, eine Festlichkeit statt, die sich um so eigenthümlicher und schöner darstellte, da zu derselben nichts vorher bestimmt war, sondern sie sich ganz von selbst machte, wo die zusammengeströmte Volksmenge aus allen Ständen dem Kaiserpaar so recht aus Herzensgrunde ihre Huldigung darbrachte, stürmisch ihre Liebe und Verehrung bezeugte. Man hatte hie und da gesprochen, der Kaiser und die Kaiserin würden vielleicht nach dem Stadtwäldchen hinauskommen, und auf dieß Gerücht hin hatten sich Tausende von Menschen dorthin in Bewegung gesetzt. Als wir gegen 5 Uhr hinausfuhren, bildeten diese, schon in der innern Stadt anfangend, ein gedrängtes Spalier, das immer dichter und dichter wurde, je mehr man sich der Promenade näherte. Hunderte von Wagen, Reitern und Fußgängern strömten ebenfalls dort hinaus, und als man endlich bis zum Stadtwäldchen gelangte, sah es wie eine Wagenburg aus.

Der Name „Stadtwäldchen" ist eigentlich unrichtig, denn was man hier so nennt, ist eine breite mit Castanienbäumen bepflanzte Allee. Unbeschreiblich angenehm war nach dem Staub der Straßen des schattenlosen Pesth der Anblick der frischen Wiesenstrecke, das helle feine Laub der Akazien, die dunklen Blätter der Castanienbäume mit ihren weißen zierlich emporstrebenden Blüthen. Um so beengender aber, in der That fabelhaft, war das Gewühl der Hunderte von Wagen und Equipagen

aller Art, welche sich in der Allee kreuzten, dieselbe hier förmlich verstopften und sich dort am Weg in drei bis vier Reihen aufgestellt hatten. Da es, wie schon gesagt, Sonntag war, so hatte nicht nur die Stadt Pesth einen großen Theil ihrer Equipagen hieher befördert, sondern auch die Bauern der Umgegend vermehrten das Gewühl mit ihren eigenthümlichen Fahrzeugen.

Da sah man die elegantesten Equipagen mit reich gallonirten Kutschern und Bedienten, die Damen in den feinsten Toiletten; da sah man Postzüge mit prachtvollen Pferden, die der Besitzer vom hohen Phaëton selbst lenkte, hier mit englischem Geschirr, dort mit ungarischem, den eigenthümlichen ledernen Quasten, an den Seiten herabhängend, und den rothen flatternden Bändern und dergleichen. Da begegnen uns Bauernwagen mit Weibern in ihren bunten Nationalcostümen, auf dem Bock der Eigenthümer selbst in weißen weiten Beinkleidern, blauer verschnürter Jacke, mit den weißen faltigen Hemdärmeln, der rothen auf der rechten Schulter hängenden Mente, auf dem Kopf den aufgekrempten schwarzen Hut mit Federbusch und lang herabfallenden Bändern; hier jagt ein Fünferzug prächtiger ungarischer Pferde bei uns vorüber, spielend gelenkt von dem Husaren, der auf dem Bock sitzt. Reiter auf unruhigen Pferden kreuzen die Menge nach allen Richtungen, und schwere mit vier Pferden bespannte Omnibus voll neugieriger Zuschauer drängen sich wie ein Keil in das Gedränge der leichten Gefährte und finden einen Ausweg, wo wir das kaum für möglich gehalten.

Endlich stockt die ganze Masse erwartungsvoll, die Tausende von Fußgängern, die den Rasenplatz bedecken, eilen nach dem Ausweg des Stadtwäldchens, alles in den Equipagen hebt sich empor und blickt dorthin; was zu Pferd und zu Wagen im

Stande zu sein glaubt wenden zu können, macht wenigstens den Versuch dazu, und hiedurch entsteht eine kolossale Verwirrung. Lauter Ruf von der Stadt verkündet, daß man nicht vergeblich gewartet, daß der Kaiser und die Kaiserin kommen. Wenige Augenblicke noch und sie erscheinen wirklich am Eingang der Promenade, die Kaiserin zu Pferd; in der That ein lieblicher Anblick, wie sie für all die stürmischen Eljens, in welche auch Damen mit einstimmen, und die heute der hohen Frau hauptsächlich gelten, durch freundliches Kopfnicken nach allen Seiten herzlich dankt. An ihrer Rechten reitet der Kaiser, etwas voraus Graf Grünne, dem es kaum gelingt, durch die dicht zusammengedrängte Masse der Wagen, Reiter und Fußgänger den nöthigen Platz zu gewinnen. Alles drängt sich näher und näher, man schwenkt die Hüte, man schreit und jubelt; die Damen erheben sich in ihren Wagen, und wenn das Kaiserpaar vorübergeritten ist, gefolgt von vier Reitknechten auf weißen Pferden, so strömt eine solche compacte Masse hinterdrein, daß man jeden Augenblick auf die Räder des eigenen Wagens hinabschaut, verwundert, daß nicht eins derselben weggerissen ist.

Das war ein schöner Tag, und man sah hier recht, wie freudig bewegt alles war, wie glücklich man sich schätzte über den Besuch des Kaiserpaars in Ungarns Hauptstadt.

6.

Der Besuch des Kaisers in Waitzen.

Ofen 21. Mai. Gestern erfreute der Kaiser die Stadt Waitzen mit einem Besuche. Leider sah sich die Kaiserin durch das immer noch andauernde Unwohlsein der Erzherzogin Sophie

veranlaßt, hier in Ofen zu bleiben, so daß der Bevölkerung von Waitzen nicht die Freude zu Theil wurde, auch ihre Kaiserin von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, wodurch, bei der wahrhaft rührenden Theilnahme, welche der hohen Frau, wo sie nur erblickt wird, entgegenjubelt, die Feste, bei denen sie fehlt, immer einen guten Theil ihres Glanzes verlieren.

Um 10 Uhr verließ der Kaiser in Begleitung des Generalgouverneurs von Ungarn, Erzherzog Albrecht, und eines kleinen Gefolges mit einem Extrazug Pesth und erreichte um 10¾ Uhr den festlich geschmückten Bahnhof von Waitzen. Kanonendonner verkündete die Ankunft des Zugs, und wie der Kaiser den Wagen verließ, wurde er vom tausendstimmigen gewaltigen Eljen empfangen, in das sich das Geläute der Glocken sämmtlicher Kirchen mischte. So herzlich dieser Empfang war, so freundlich und, man sah es, aus vollem Herzen kommend, waren die Decorationen vom Bahnhof bis zur Stadt, sowie dieser letztern in ihrem reichen Schmucke von wehenden Fahnen und aufgesteckten grünenden Bäumen, war das jubelnde Entgegenströmen der Bevölkerung Waitzens.

Die ganze Strecke bildete eine fortgesetzte Laube, aus grünen Guirlanden bestehend, und mit schwarzgelben, weißrothen, weißblauen Fahnen, sowie solchen mit den Landesfarben besteckt. Zu beiden Seiten des Wegs waren die Deputationen von 20 Ortschaften des Waitzener Bezirks aufgestellt, die ungarische und slavonische Bevölkerung repräsentirend; neben ihnen erschienen außerordentlich zahlreich die Mitglieder der israelitischen Gemeinde; alte Männer trugen eine Fahne mit einer Begrüßung des Kaisers in hebräischer Inschrift, alle waren in ihrem Feststaat, die Knaben etwas sonderbar aufgeputzt in schwarzen Fräcken, gelben

Halsbinden, auf dem Kopf eine Art Kalpak von schwarzer Wolle und mit Blumen verziert; die Mädchen in weißen Kleidern und mit blauen Miedern; aber auf allen Gesichtern las man die Freude über den ehrenden Besuch, aus den vielen dunklen Augen leuchtete es von Glück und Vergnügen.

Auch von der gegenüberliegenden Insel des Ofener Bezirks hatten sich die Gemeinden mit ihren Fahnen und Vorständen eingefunden, und alles das bildete ein festes Spalier, welchem sich rückwärts die lebendig bewegte Bevölkerung Waitzens angeschlossen hatte, immer vordrängend, mit immer sich erneuernden Eljens ihre Liebe und Verehrung stürmisch an den Tag legend. Quer über die Straße waren die Banderien der Stadt Waitzen sowie des Waitzener Bezirks zu Pferde aufgestellt. Das ist nun etwas, was man nur in diesem eigenthümlichen Lande sieht. Das Banderium der Stadt war in blauem Attila mit weißen Schnüren, schwarzen Kalpaks mit weißen Federbüschen, gut aussehende Reiter in weißen Gatyen, rother Weste und blauem Spencer auf ungesattelten Pferden, die nur mit einer rothen Decke versehen waren. Ihr Anführer hatte Spencer und Beinkleider mit Goldschnüren besetzt und gewährte einen überaus stattlichen Anblick.

Auf dem Bahnhof besichtigte der Kaiser die aufgestellte Jägercompagnie, nahm hierauf die Anrede des Bürgermeisters von Waitzen entgegen, welche er in ungarischer Sprache erwiederte, was einen wahrhaft enthusiastischen Jubelruf zur Folge hatte, und stieg alsdann zu Pferd, um die seitwärts stehenden Truppen zu inspiciren. Nach beendigter Revue fuhr er nach der Stadt, und der Moment, wo sich der kaiserliche Wagen in Bewegung setzte, gewährte für die Zuschauer einen prächtigen Anblick. Vor-

aus galoppirten die Banderien unter immerwährendem Eljenrufen, das die dichtgedrängte Menge rechts und links aufnahm und unter Tücher- und Hüteschwenken tausendstimmig wiederholte; dazu spielte die Jägerkapelle die Volkshymne, und zwei auf dem Weg aufgestellte Zigeunerbanden fielen mit ihren lustigen wilden Melodien jubelnd ein, wie der Kaiser nach allen Seiten freundlich grüßend vorüber fuhr und sich alsdann nach dem Dom begab, wo ein feierliches Tedeum von dem Bischof Roskovanyi celebrirt wurde. Als die Majestät hierauf die Taubstummenanstalt besucht, begab er sich nach dem Stadthaus, vor welchem einer jener kleinen Vorfälle, welche die allgemeine Liebe und Verehrung erklärlich machen, mit der man auch hier überall seine Erscheinung begrüßt, wieder bewies, daß dem Blick des jugendlichen Monarchen nichts entgeht.

Bei einer dort aufgestellten Zigeuner-Musikbande nämlich befand sich Einer mit Medaillen reich decorirt, auf den der Kaiser zutrat und freundlich mit ihm sprach. Und das hat nicht bloß dem wohl gethan, an den die Worte gerichtet waren, sondern das sich rings erhebende stürmische Eljen bewies deutlich, daß Jeder der Umherstehenden dankbar für die Ehre war, die Einem aus ihrer Mitte zu Theil wurde.

Eine großartige Straf- und Besserungsanstalt in Waitzen unter Aufsicht des Statthaltereiraths Baron Augusz, ein neues palastähnliches Gebäude, bestimmt zur Aufnahme von Kindern bis zum zehnten Jahre, wurde hierauf aufs genaueste besichtigt. Daß der Kaiser dergleichen nicht oberflächlich ansieht, ist bekannt genug, und so nahm er auch hier während längerer Zeit Einsicht von allen Details; er durchging die Kanzleien, hielt sich in den Arbeits- und Schlafsälen auf, besichtigte Kirche und Schule,

und in letzterer nahm er nicht nur freundlich grüßend den Gesang der Kinder entgegen, welche die Volkshymne vortrugen, sondern sprach auch nach beendigter Prüfung der kleinen Sträflinge mit einigen derselben, was gewiß nicht ermangeln wird eine dauernde und gute Wirkung auf alle auszuüben.

Bei der Rückkehr nach dem Bahnhof zeigte sich abermals die herzliche Theilnahme der Bevölkerung, welcher dieser Tag unvergeßlich sein wird. Tausenstimmige Eljens begleiteten den Kaiser, und auf dem Bahnhof sah man ihn freundlich lächeln, als, während er sich mit den Behörden und Deputationen längere Zeit unterhielt, die zahlreich versammelten Kinder aller Classen eine Bresche durch die Massen brachen und mit nachströmendem Volk die Gebäulichkeiten füllten. Herzlich über alle Beschreibung war der Abschied, und trotz des Brausens der Locomotive hörte man noch lange die lauten und fröhlichen Eljens.

7.

Jaszbereny.

Die Reise des Kaisers und der Kaiserin wurde wegen Unwohlseins der beiden kleinen Erzherzoginnen vom 13. auf den 23. Mai verschoben, doch schien leider auch dann noch eine neue Störung bevorzustehen. Noch am 21. war das Befinden der Erzherzogin Sophie so bedenklich, daß man annahm, der Kaiser werde, um nicht einen neuen Aufschub zu veranlassen, allein reisen, die Kaiserin aber bei ihrem kranken Kinde zurückbleiben. Dadurch hätte aber die ganze Tour ihren schönsten Glanz verloren, und das Bedauern, ja der Mißmuth der Tau-

sende und Tausende, die sich auf den Anblick ihrer Kaiserin gefreut, welche für dieselbe die großartigsten Vorbereitungen gemacht, wäre gewiß gerechtfertigt gewesen.

Es war 4 Uhr, als ich von meinem Hause in Ofen wegfuhr, bei der Burg vorüber, um dort an den Vorbereitungen zu sehen, wie es mit der Reise der Majestät stände; ich muß gestehen, daß ich ordentlich erfreut war, einen Wagen der Hofdamen mir entgegenfahren zu sehen; also konnte jetzt kein Zweifel mehr sein — die Kaiserin reiste ebenfalls. Und so war es auch, das Befinden der kleinen Prinzessin hatte sich mit einemmal so außerordentlich gebessert, daß die Aerzte ihren Zustand für „außer aller Gefahr" erklären konnten.

Mit viel leichterem Herzen fuhren wir den Schloßberg hinab und erfreuten uns bei den ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne — es war halb fünf Uhr Morgens — an dem prachtvollen Panorama von Pesth und der Donau, das man in seiner Großartigkeit und Lieblichkeit nicht oft genug sehen kann. Man hatte mir einen neuen, sehr leichten, halbgedeckten Wagen gegeben; davor hatten wir vier kräftige Pferde, die uns, als einmal die Kettenbrücke hinter uns lag, im scharfen Trabe durch die Straßen von Pesth führten. Trotz der frühen Morgenstunde war es hier schon lebendig, und man sah bereits Schaaren von Neugierigen sich an dem Wege aufstellen, auf dem der kaiserliche Wagen vorbei mußte. In kurzer Zeit ließen wir die Stadt hinter uns und rollten auf der breiten Straße in die weite Ebene hinaus. Da es während acht Tagen nicht geregnet hatte, so war der Boden fest und hart, und man hätte glauben können, auf einer Chaussee in Deutschland oder Italien zu fahren. Rechts und links, so weit das Auge reichte, waren die fruchtbaren Fel-

der aufs herrlichste angebaut, und trieben ihr frisches Grün bei der warmen günstigen Witterung mit einer wahren Ueppigkeit hervor; unendliche Korn- und Weizenfelder wechselten mit Welschkorn und Kartoffeln, auch lagen hie und da kleine Wiesenstrecken mit saftigem Grün dazwischen; Gruppen von Akazienbäumen zeigten uns freundlich ihre weißen Blüthen, und wie zum Morgengruß erhoben sich zahlreiche Lerchen schmetternd in die Luft.

Unser Kutscher war eine gediegene Persönlichkeit, städtisch costümirt in blauem Husarenspenser, schwarzem Hut mit langen Bändern, und fuhr, daß es eine wahre Freude war. Wohlthuend ist die classische Ruhe, mit welcher der Ungar seine vier flüchtigen Pferde zu handhaben versteht; da sieht man fast keine Bewegung in der Faust, welche die Zügel führt; da vernimmt man nur hie und da ein ermahnendes Wort, und die Peitsche, mit einer Schnur von etwa 14 bis 16 Schuh, allein ist in immerwährender origineller Bewegung. Bald wickelt der Kutscher die Schnur auf, und braucht dann den Stock, um die Stangenpferde durch kaum merkliche Berührung anzutreiben; bald wickelt er sie ab, knallt gewaltig damit, seinen Pferden sagend: paßt mir auf und thut eure Schuldigkeit! oder um mit sicherm Hieb jedes genau zu treffen, wohin er gerade will; zuweilen zieht er mit einer eigenthümlichen Bewegung allen vieren zu gleicher Zeit eins über, sie zu rascherem Lauf antreibend.

So erreichen wir die Grenze, das Weichbild der Stadt, und zu gleicher Zeit einen Triumphbogen aus Grün aufgeführt, mit Fahnen und Inschriften versehen, wo schon die Behörden anfangen sich einzufinden, wo schon zwei Reihen weißgekleideter Mädchen mit Blumensträußen aufgestellt sind, wo schon von nah und fern zahlreiche Schaaren Zuschauer zu Fuß, zu Pferd und zu

Wagen herbeiströmen. Es ist interessant, für uns namentlich, die letzteren zu sehen, wie sie mit vier lustig galoppirenden Pferden längs der Felder daher kommen, oder rechts und links aus den Wagen hervorbrechen; alle sind so stark wie möglich besetzt, alle sind mit Fahnen verziert, deren bunte Farben das Ganze angenehm beleben. Hier verlassen wir die Hauptstraße, und biegen rechts in einen Nebenweg ein; unsre Räder schneiden ziemlich tief in den Sand, was aber den Kutscher nicht hindert, meistens in vollem Galopp zu fahren; dabei ist das Terrain wellenförmig geworden und der Boden nicht mehr so vollkommen angebaut wie bisher; es zeigen sich weite Wiesenflächen, jetzt im Monat Mai frisch grün.

In Czinkota, wo der kaiserliche Wagen andere Pferde erhält, finden wir schon alles in Bewegung; an der Straße entlang die Einwohner im Sonntagsstaat; überall brechen Reiter hervor, hier einzeln, dort zu zwei, dann in Gruppen, und galoppiren nach gewissen Punkten, wo sie sich versammeln werden; sie bilden die bekannten Banderien, welche das Kaiserpaar vor dem betreffenden Ort empfangen, hindurch begleiten, und alsdann noch eine Strecke Wegs gegen die nächste Station mitreiten. Hier waren es vielleicht zwei- bis dreihundert, die sich bereits versammelt hatten, lauter junge Bursche auf guten Pferden, mit blauen Pelzen, rothen Spensern und weißen Gatyen, schon jetzt allen möglichen Muthwillen treibend; bald galoppirten sie hier hin, bald dorthin, hielten kleine Wettrennen, setzten über den Weg, und gelangten, meistens auf den größtmöglichen Umwegen an ihren Versammlungsort. Wir hielten einen Augenblick neben der kleinen Kirche des Orts, die erhöht auf einem Hügel liegt, und wo sich uns gleich eine Zigeunerfamilie präsentirte, deren

jüngsten Sprößling, einem fast nackten bildhübschen Knaben von vier Jahren, dessen einzige Bekleidung in einem Ding wie ein Mantelkragen von sehr schmutziger Leinwand bestand, wir ein paar Kreuzer schenkten.

Von einem eigentlichen Weg war hinter Czinkota nicht mehr die Rede; über die wellenförmige grüne Ebene zog eine unzählige Menge von Fahrgeleisen, welche jeder Kutscher, dem es gut dünkte, noch durch ein neues vermehrte. An dem Flußbett des Tapio zu unserer Linken sahen wir, wie tief hier der weiche angeschwemmte Boden geht; das Wasser zwischen senkrechten Wänden floß vielleicht 16 Fuß in der Tiefe, dem Auge nur dann sichtbar, wenn man sich dicht am Rande befand. In einem Hügelkamm vor uns hatte der Regen die verschiedenen Fahrgeleise zu ordentlichen Hohlwegen ausgespült; glücklicherweise für uns hatte es aber auch hier seit vielen Tagen nicht geregnet, denn sonst würden wir, statt leicht dahin zu rollen, gewiß nur im langsamsten Schritt haben fahren können.

Jetzt sahen wir vor uns die erste Station, Isaszeg, in einem lieblichen grünen Thal gelegen; dichte Gruppen von Eichen zogen an den Wänden hinab, unten auf frischer Wiesenfläche bemerkte man lange Strecken mit Weiden, deren hellgrüne Blätter angenehm abstachen; die weiße Kirche lag auf einem Hügel, die hellangestrichenen Häuser ringsumher gruppirt. Da unten war alles in lebhafter Bewegung: von überall her sprengten auch hier Reiter nach dem Ort zu, wobei ihre weiten weißen flatternden Aermel, der fliegende Pelz und die weißen Gatyen gar malerisch aussahen. In langen Reihen zogen wieder einfache Bauernwagen dahin, mit Männen und Weibern in der ungarischen Tracht, zuweilen auch mit eleganten Damen in hellen

Seidenkleidern und bunten weithin leuchtenden Sonnenschirmen. In der Freude ihres Herzens wurden auch wir mit manchem freundlichen Eljen begrüßt, oder mit einem Eltesse az isten! (Gott erhalte Sie!) Schon weit vor dem Ort war der Weg verziert mit hohen grünumwundenen Stangen, an denen schwarzgelbe, weißrothe, blauweiße Fahnen flatterten, sowie andere mit den Landesfarben.

Je näher wir dem Ort kamen, um so dichter wurden die Schwärme der Fußgänger, Wagen und Reiter, namentlich mehrten sich die letztern so, daß endlich der breite Platz, wo wir umspannten, einem Cavallerielager ähnlich sah. Die verschiedenartigsten Costüme bemerkte man an diesem Haufen, vorherrschend den weiten Aermel, den blauen Spenser und die weißen Gatyen; aber auch andere Banderien im Attila mit der umgehängten Mente und im Kalpak mit Federn zeigten sich in geschlosseneren Reihen und größerer Ordnung. Die vielen Wagen hatten Bauern aus der Umgegend mit Weib und Kind gebracht, die erstern im Pelz oder mit dem weißen buntausgenähten Ször, dem eigenthümlichen ungarischen Mantel mit viereckigem Kragen, die Weiber in Kleidern von leuchtenden Farben, mit rothen Stiefeln und goldenen Hauben. Nimmt man zu dem allem die zahlreich ausgerückte Schuljugend in Csikos-Costümen, freundlich grüßend und laut durcheinander schreiend, ferner eine Menge Beamte in goldverschnürtem Attila und eben solchem Pelze, dann Magnaten in ihren mannigfaltigen reichen Costümen, mit Kalpak und Reiherbusch, in vierspännigen Zügen ankommend oder auf kostbaren Pferden daherspreng end, hiezu das Flattern unzähliger Fahnen, das Getöse und Gelärme der ganzen Menschenmenge überhaupt, nicht zu vergessen die gellenden Klänge verschiedener Zigeuner-

Musikbanden, bei denen hie und da auf offener Straße Csárdás getanzt wurde, so wird man es begreiflich finden, daß man sich ordentlich freut, wenn frische Pferde vorgelegt sind und wir lustig dahin galoppirend all den Spectakel hinter uns lassen.

Wenn man eine solche Menschenmenge stundenlang lustig und wohlgemuth warten sieht — und das kam an allen Orten vor, die wir passirten — so fühlt man wohl, daß der Ungar aus freiem Antrieb und mit herzlicher Gesinnung meilenweit gefahren und geritten ist, um das Kaiserpaar zu begrüßen; und wenn man ferner eine solche enthusiastische Begrüßung so oft wie wir mit angesehen, so muß man sich davon überzeugen, daß dergleichen aus gutem Herzen kommt und sich hier durch keine Mittel in Scene setzen läßt.

Von Isaszeg weg fuhren wir durch eine Gegend von so lieblichem Charakter, wie ich sie lange nicht gesehen, und am allerwenigsten hier vermuthet hätte. Gleich hinter dem Orte nahm uns eine frisch grüne Wiesenfläche auf, welche mit niederem Gebüsch und mit Gruppen von hohen Eichen und Buchen so malerisch übersäet war, daß man hätte glauben können, eine künstlerische Hand habe das alles so geordnet und das auf- und absteigende Terrain in einen förmlichen Park verwandelt. Die vielen Wege, so eigenthümlich sie auch durcheinander liefen, schienen nach einem System geführt, umkreisten hier eine große Wiesenfläche, wandten sich dort schlangenartig durch Reihen von uralten Eichen, um sich weiter vor uns zu treffen, und dann, plötzlich wieder auseinander laufend, neue Kreise und Schlangenlinien zu beschreiben. Dazu war das Grün an Gras und Laub wunderbar frisch und dem Auge wohlthuend; auf dem Boden perlte der Thau, so daß die Spuren unserer leicht dahin rollenden

Räder zuweilen lange leuchtende Strahlen bildeten; dazu sangen die Vögel aus ihrem dichten Laubversteck, die Sonne warf blitzende zitternde Lichter auf die Wiesenfläche, hinter durchsichtigern Baumgruppen zuweilen einen wahren Goldgrund zaubernd, und zu dem allem rollte der Wagen fast ohne alle Bewegung auf dem weichen Rasen dahin, so daß wir nicht einmal die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden erschreckten, obgleich sie uns so plötzlich zwischen den dichten Eichengruppen hervorbrechen und ebenso drüben wieder verschwinden sahen.

Unser Kutscher war ein Vollblut-Ungar in weißen Gatyen, blauem Spenser, zwischen welchen Kleidungsstücken seine braune natürliche Haut zu Tage trat; er hatte flinke Pferde eingespannt, hing vorn übergebeugt fast auf seinen Zügeln, und fuhr in so gestrecktem Galopp, daß man sich an dieses rasende Fahren nur dann einigermaßen gewöhnen konnte, wenn man sah, mit welcher Geschicklichkeit er zwischen den Baumstämmen dahin galoppirte, dem verschlungenen Wege folgte oder sich einen neuen suchte, wenn ihm dies gerade besser gefiel. Bei alle dem mußten wir aber doch unser schnelles Fahren büßen: mit einemmal fühlten wir, daß sich unser bisher so leichter Wagen plötzlich schleppend fortbewegte; die Achsen hatten sich erhitzt, eine mußte schlecht abgedreht sein, denn unser linkes Hinterrad stand unbeweglich fest. Glücklicherweise hatten wir die Station vor uns liegen, und obgleich wir das fragliche Rad durch den tiefen Sand schleppten, war unser Ungar doch nicht zu vermögen, im Schritt zu fahren.

Auch hier in Koka wieder derselbe Spektakel: Triumphbogen, Fahnen, Tausende von Zuschauern, alles im Sonntagsstaat, Zigeunermusiken, Banderien an der Straße aufgestellt, oder noch

über die Felder her nach dem Orte galoppirend. Die jungen Bursche hier und fast alle Reiter hatten auf ihren Hüten und Kalpaks Büsche von weißen Grasblüthen, was außerordentlich elegant und zierlich aussah. Leider verloren wir durch unser Rad, welches sie mit kaltem Wasser abkühlen mußten, bei drei Viertelstunden, und waren endlich sehr froh, Koka verlassen zu können, da wir fürchten mußten, von dem kaiserlichen Zug überholt zu werden.

Die Gegend, die wir jetzt durchfuhren, hatte einen weniger freundlichen Charakter; weite Strecken tiefen Sandes wechselten mit fruchtbarem Erdreich ab, Puszten mit kümmerlichem Graswuchs schlossen sich an unendliche Felder, auf denen Kartoffeln und Wälschkorn hervorkamen. Dagegen war Gegend und Straße wimmelnd belebt: meilenweit hatten sich die Einwohner zahlreicher Dörfer an den Weg gezogen und standen dort mit Fahnen, mit grünen Zweigen, auch hie und da mit einer Zigeunermusikbande, das Kaiserpaar erwartend. Neben jeder dieser Gemeinden befand sich seitwärts im Feld eine förmliche Wagenburg, die ausgespannten Pferde grasend umher; Feuer waren angezündet worden, hier wurde der Kolas erst gekocht, dort aus einem großen Kessel gemeinschaftlich verzehrt — ein kleines Volksfest.

So näherten wir uns Jaszbereny, der Hauptstadt der Jazygier und Kumanier, dieser ächtesten aller Ungarn, der vortrefflichen Reiter, von denen wir auch bald einige zu Gesicht bekamen; sie waren als Vorposten aufgestellt, stundenweit eine Art Telegraph bildend, um die Ankunft des Kaiserpaars sogleich zu verkünden. Es war ein eigenthümlicher malerischer Anblick, diese einzelnen Husaren zu sehen, auf einer kleinen Erhöhung unbeweglich zu Pferde haltend und aufmerksam auf die Straße blickend.

Bald erreichten wir das Weichbild der Stadt mit einem Triumphbogen und Reiterschaaren, die abgesessen waren und neben ihren Pferden lagerten.

Obgleich Jaszbereny 18 bis 20,000 Einwohner hat, ist es doch nur ein weitläufig angelegtes Dorf mit den Rechten eines Marktfleckens. Eine natürlicherweise ungepflasterte Straße von ungeheurer Breite nimmt uns auf, an der die Häuser, durch Bäume und Gärten getrennt wie einzelne kleine Höfe liegen; sie schieben sich freilich etwas zusammen, je mehr wir ins Innere kommen, aber ohne daß die Hauptstraße des Orts den Charakter ihrer außerordentlichen Ländlichkeit verlöre, wobei es uns überraschend sein könnte, die unendliche Menschenmenge zu sehen, die sich an dem Weg und bei den Häusern zusammengedrängt, und doch wieder gering erscheint bei den ungeheuren Dimensionen der Straße selbst. Links sehen wir ein Uhlanenpiquet aufgestellt, vor uns erhebt sich ein kolossaler Staub, wir hören Blasinstrumente, Säbelgeklirre, einzelne Rufe; unser Kutscher sieht sich veranlaßt, etwas seitwärts zu fahren, anzuhalten, um die dunklen Reitermassen, die sich jetzt auf uns zu bewegen, vorbei defiliren zu lassen. Es sind die berühmten Banderien der Jazygier und Kumanier, von denen wir einen kleinen Theil schon beim Empfang in Pesth gesehen, die nun ihrem König und ihrer Königin entgegen ziehen, 16 Schwadronen stark, über 2000 Reiter, prachtvolle Leute, auf kräftigen Pferden, gut gekleidet, gut bewaffnet, fertige Husarenregimenter.

Die Jazygier (meist Katholiken) haben dunkelblaue Spenser mit braunen Fuchspelzen; die Anzüge der Kumanier (Calvinisten) sind blau mit weißen Schnüren; jede Division hat ihre Standarte, die Capitäns der verschiedenen Banderien tragen oft phan-

tastisch reiche, mit Gold- und Silberschnüren und grauem Besatz verzierte Pelze, Kalpaks mit Reiherbusch, und sind schöne ältere Männer, oft mit großem, grauem, vollem Bart; der Anführer dieser ganzen ausgezeichneten freiwilligen Cavallerie ist der Obercapitän v. Jancovich, ein stattlicher Mann, der den Schwadronen voran reitet; an der rechten Hüfte trägt er an goldener Schnur das Feld- und Wahrzeichen der Jazygier und Kumanier, das berühmte Horn Lehels.

Es dauert eine gute Zeit, ehe die Reiterschaaren bei uns vorübergezogen sind; dann eilen wir wieder vorwärts an jubelnden Menschenmassen vorbei, oft angerufen und herzlich begrüßt, wobei man uns fragt, ob Csaszár und Csaszárné bald kommen werden. Alle Häuser hier — sie haben durchgängig nur ein Erdgeschoß, stehen mit den Giebeln an der Straße, die mit Fahnen besteckt sind, gelbschwarz, weißroth, weißblau oder weißrothgrün. Je mehr wir uns der Brücke nähern, die über den Zagyva führt, desto langsamer müssen wir fahren, da die Menschenmassen immer dichter stehen, da Schaaren von Reitern und Wagen unsern Weg kreuzen. Endlich gelangen wir zum Comitatshause, wo der Kaiser und die Kaiserin wohnen werden, und wo auch wir Quartierbillets erhalten. Es sind freundliche Leute, von denen wir ein Zimmer bekommen, ächte Ungarn, mit denen ich mich aber nur pantomimisch verständigen kann.

Kaum haben wir Zeit, die dickbestaubten Kleider zu wechseln, als es draußen unter den dichtgedrängten Volksmassen lebendig wird: Böllerschüsse krachen durch die Luft, Glocken läuten, wir können kaum noch die Hauptstraße gewinnen, wo das Kaiserpaar unter unermeßlichem Jubel so eben seinen Einzug hält. Die Kaiserin sitzt im offenen Wagen, sie hat nach allen Seiten

aufs freundlichste zu danken für die wirklich enthusiastischen Freudenbezeugungen, für die fortwährenden tausendstimmigen Eljenrufe, mit welchen sie empfangen wird. Und dabei muß die hohe Frau in die Nähe und Ferne grüßen, denn aus den Fenstern der Häuser wehen Tücher und Bänder, und zwischen die Räder des Wagens drängt sich die tobende Menge mit unaufhörlichen Eljen! Eljen! — Daß der Kaiser, eine ritterliche Gestalt und vortrefflicher Reiter, vor dem Ort zu Pferde gestiegen ist, und seinen Einzug, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, an der Spitze der Banderien hält, hat den guten Jazygiern und Kumaniern unendlich wohl gethan. Leider wirbelt der Staub über alle Maßen empor, weßhalb der Obercapitän seine Reiter angewiesen hat, in geschlossenen Colonnen einzuziehen, was denn auch im allgemeinen ziemlich befolgt wird, ohne daß übrigens ein paar hundert Nachzügler es unterlassen können, in ihrer wilden Freude hierhin und dorthin über Hecken und Gräben zu setzen, und ihr dröhnendes Eljen mit Säbelschwingen zu begleiten.

Das aber macht dieß belebte Bild noch phantastischer und reicher, und die Hauptstraße von Jaszbereny bot in diesem Augenblick eines der eigenthümlichsten Bilder, die man nur sehen konnte. Jeder freute sich auf seine eigene Art; während dort Hunderte von Husaren am Ende des Zugs unablässig caracoliren, drängt die Menge nach, unbekümmert um die galoppirenden Pferde. Während Wagen voller Zuschauer einander vorzukommen suchen, gruppiren sich andere vor ihren Häusern, rufen dem dorthin eilenden Kaiserpaar — von dem und dessen zahlreichem Gefolge man nichts mehr sieht als eine gewaltige Staubwolke, einige Reiherbüsche, und das Blitzen einiger Säbel — unaufhörlich ihre Eljen nach. Während hier eine Zigeunerbande

in sehr langsamem Tempo die Volkshymne spielt, ist dort eine andere zur Feier eines lustigen Csárdás übergegangen, und der Csikos schwingt seine Tänzerin, die ohne Schuhe und Strümpfe erschienen ist, herum, daß die Röcke fliegen.

Der Platz vor dem Comitatshause ist auf ländliche aber hübsche Art decorirt — Guirlanden von Grün verwandeln den ganzen Platz bis zur nahe liegenden Hauptkirche in einen Garten, dessen Blumen und Blüthen die zahllosen farbigen Fahnen bilden, die überall emporflattern. Das Kaiserpaar ist in der Kirche, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen, und mittlerweile bemühen sich die Garden, welche Jaszbereny für den Aufenthalt des Kaisers gestellt, hübsche junge Leute in blauem silberverschnürtem Atila und Pelz, ein Spalier zu bilden von der Kirche nach einem Pavillon, der hundert Schritte vor dem Comitatshaus aufgeschlagen ist, und wo die Majestäten die Huldigung der verschiedenen Stände und Gemeinden entgegen nehmen. Herzlicher, dröhnender, ja wilder hörte ich noch keinen Ejenruf als jetzt, da nun das Kaiserpaar sich zu Fuß von der Kirche nach dem Pavillon begab, der sich in der dichtgeschlossenen Menge immer und immer wiederholte, sobald man der Kaiserin ansichtig wurde, auf deren lieblichem Gesicht sich ein freundliches Lächeln zeigte.

Unter dem Pavillon überreichten ältere Männer in blauem Spencer mit weißen Knöpfen dem Kaiser ein schwarzes Lamm und einen Käse, Frauen mit goldenen Hauben, bunten Miedern und Schürzen frischgebackene Kuchen; eine Deputation Herren in schwarzem Frack der Kaiserin ein prachtvolles Album in blauem Sammet mit Ansichten des Landes, sowie junge schöne Mädchen in reizender Tracht — sie hatten blaue und rothe Mieder mit

Silber und Gold verschnürt, mit Stirnbändern von farbigem Sammet, mit Perlen besetzt — eine Haube nach Art derer, wie sie die jungen Frauen in Jaszbereny zu tragen pflegen. Sie bestand aus einem Stirnband von Goldbrocat mit einer massiv goldenen Krone, am Reife die ungarischen Landesfarben: weiß, grün, roth, durch Perlen, Smaragde und Rubinen dargestellt.

Kaum hatte sich das Kaiserpaar hierauf in seine Wohnung zurückgezogen, als die Volksmassen das Haus immer toller umdrängten, und hartnäckig aufwärts blickend deutlich den Wunsch zu erkennen gaben, die Kaiserin am Fenster zu sehen. Als sie nun endlich erschien, wollte der Jubel kein Ende nehmen, und es gelang den städtischen Garden nur mit äußerster Mühe, eine Bahn zu brechen für die Banderien, welche der Kaiser, der zu Pferd auf dem Platz erschien, bei sich vorbei defiliren ließ. Natürlicherweise hatte sich alles aus den übrigen Straßen hier auf dem Platz zusammengezogen, und obgleich derselbe einen großen Raum bot, war er doch so mit Menschen besetzt, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Während oben Tafel war, spielte unten eine Militärbande abwechselnd mit Zigeunermusik, welche vor dem Speisesaal aufgestellt war.

Altherkömmlichem Gebrauch gemäß erschien, während die Majestäten bei Tisch waren, eine Deputation von den ältesten der Jazygier und Kumanier mit dem Horn Lehels, dessen wir vorhin schon erwähnt haben, und stellten sich damit hinter den Stuhl des Obercapitäns. Dieses Horn Lehels, des berühmten Anführers der Ungarn, verdient schon einige erläuternde Worte. Bei allen kriegerischen Völkern waren die Jagd- und Kriegshörner, namentlich die der großen Befehlshaber, von außerordentlicher Wichtigkeit. Nicht nur daß ihr Ton die Schaaren ordnete und

zum Angriff führte, dienten sie auch bei ihren religiösen Gebräuchen. So füllte Lehel das seinige bei dergleichen Veranlassungen mit Donauwasser, goß dieses alsdann opfernd auf die Erde, und während sein Ton erschallte, riefen die Ungarn zu ihrer Gottheit um Hülfe. Bekannt ist die Belagerung Augsburgs durch Lehel 955, wo dieser, wie die Chronik erzählt, seinen Gegner, den Feldherrn Kaiser Otto's, mit eben diesem Horn verrätherischerweise erschlagen haben soll. Wenn nun dasselbe auch nicht aus jener Zeit stammt, so ist es doch unbestritten sehr alt und von byzantinischer Arbeit. Das Horn ist vielleicht 1½ Fuß lang aus einem einzigen Stück Elfenbein geschnitten, und reich mit Bildwerk verziert; das Beschläg wie das Mundstück sind von Silber, und eine kleine Schale, welche oben in der weiten Oeffnung eingefügt wird, wenn man aus demselben trinken will, ist von Gold.

Nachdem der Obercapitän das Horn in Empfang genommen, erhob er sich zu einer Anrede, in der er ungefähr sagte: „Dieser Tag ist für die Jazygier und Kumanier, deren Treue und Anhänglichkeit felsenfest ist, ebenso glänzend wie unvergeßlich; Ew. Majestäten haben durch Ihre Anwesenheit uns Gelegenheit gegeben, dieß Gefühl auszudrücken, sowie unsre herzliche und innige Liebe zu bezeugen. Wenn ich mir im Namen des Volkes erlaube, dafür unsern gerührtesten Dank auszusprechen, so bitte ich mir gestatten zu wollen, dem Gebete Worte leihen zu dürfen, welches aus dem Herzen jedes Jazygiers und Kumaniers alltäglich für unsern Kaiser und unsere Kaiserin gen Himmel steigt: Gott, der unsere Geschicke lenkt, möge lange, lange Jahre das Leben Ew. Majestät erhalten, zum Glück und Heil der großen Monarchie und unseres Vaterlandes, sowie auch Ew.

Majestät unsere angebetete Kaiserin, unser aller Hort — Gott erhalte und schütze die allgeliebten Kinder und sei wie bisher mit dem allerhöchsten Herrscherhaus!"

Darauf füllte der Obercapitän die Schale in dem Horn mit Wein und überreichte dasselbe dem Kaiser, der ebenso wie die Kaiserin daraus trank, worauf Se. Majestät die Anrede mit herzlichen Worten in ungarischer Sprache erwiederte: „Es lebe das treue und ritterliche Volk der Jazygier und Kumanier!"

Alles hier in Jaszbereny, die Decorationen der Häuser und Plätze, das Benehmen des Volks, hatte den Anstrich eines natürlichen, herzlichen Einverständnisses, eines wahren Volksfestes, bei dem das Kaiserpaar in herzlicher Anhänglichkeit begrüßt und gebeten wurde, an der Belustigung des Volks theilzunehmen. So, als man sich später zu den Festlichkeiten begab, welche die Stadt zu Ehren des Tages veranstaltete. Der Kaiser in Husarenuniform führte die Kaiserin, und das gewaltsam herausdringende Volk trennte das hohe Paar manchmal gänzlich von dem Gefolge, dem es trotz des Spaliers der städtischen Garden oft nicht möglich war, die jubelnden Massen zu durchbrechen. Im sogenannten Nationalgarten wurde in großen Kesseln Gulyas-Fleisch gekocht, dem Volk aus großen Fässern Wein gegeben, und Csárdás getanzt — ein unglaubliches, aber höchst ergötzliches Durcheinander. Wenn auch der Kreis für die Tanzenden der verschiedenen Stände anfänglich ziemlich groß war, so verengte er sich doch zusehens, und wie der Kaiser Miene machte, die Kaiserin an einen andern Platz des Gartens zu führen, brach das Volk gewaltsam herein, so daß der Kaiser unter herzlichem Lachen oft stehen bleiben mußte, ehe ihm Platz gemacht wurde. Dabei sahen wir Weiber aus dem Volk, die sich gewaltsam ohne alle Rücksicht vordrängten, die

schöne Kaiserin anschauten, und dann mit einem innigen: Gott erhalte sie! wieder zwischen der Menge verschwanden.

Nicht nur aber im Garten selbst stand alles Kopf an Kopf, auch die Bäume hingen voll Menschen, von denen häufig einer unter allgemeinem Halloh herabrutschte oder fiel. Bald hier, bald da auf dem Rückweg mußte das Kaiserpaar einen Augenblick halten; bald hier, bald da sah man Kreise bilden, fand man plötzlich Tänzer und Tänzerinnen, um unter den Augen des Kaisers und der Kaiserin Csárdás zu tanzen. Alle Costüme drehten sich da durcheinander; Husaren, Gardisten, Csikos-Weiber aus dem Volk mit bunter Haube und weißer Schürze, neben dem schwarzen Frack und eleganten Kleidern; alles benützte den entstandenen Raum, manche weniger um zu tanzen als um das Herrscherpaar mit Muße betrachten zu können.

So wurde es nach und nach dunkel — sagen wir vielmehr, der Abend brach herein, denn auf dem weiten Platz des ländlichen Jaszbereny entflammte eine Beleuchtung, an der sich keine große Stadt hätte zu schämen gebraucht, und je mehr Lämpchen sich entzündeten, desto toller und ausgelassener wurde der Jubel des Volks. Vor dem Comitatshaus hatte sich ein weiter Kreis gebildet, in welchem die Csárdástänzer wie toll und wahnsinnig beim Schein der aufgestellten Pechfackeln umhersprangen; und dazu hatten einige ganz abenteuerliche Costüme: so auf dem Kopf einen Kalpak mit Pelzwerk, Federnschmuck und Verzierung von Spiegeln, um die Hüften ein Tuch wie eine weiße Schürze, worauf ein flammendes Herz gestickt war, in der Hand eine Peitsche. Zuweilen trat ein Csikos oder einer von den Banderien mit gefülltem Weinglas in den Kreis, nahm den Hut ab,

trank das Wohl des Kaisers und der Kaiserin und warf alsdann das geleerte Glas hoch über sich in die Luft.

Es war schon spät, als ein Fackelzug, den die Banderien der Jazygier und Kumanier dem Herrscherpaar brachten, die Festlichkeiten beschloß. In geordneten Reihen, voran die Musik des Uhlanenregiments, zogen sie vor das Comitatshaus, brachten ein donnerndes Eljen und umkreisten den weiten Platz, wo sich alsdann eine Menge Nichteingeladener in ihre Reihen mischte, die aber am heutigen festlichen Tag freundlich und brüderlich aufgenommen wurden. Ein eigenthümlicher Anblick war es, die fremdartigen, theilweise ziemlich wilden Gestalten bei dem röthlich strahlenden Fackellicht unter allgemeinem Säbelgeklirr, das den Platz erfüllte, zu sehen — die Husaren, Csikose, Ochsen- und sonstige Hirten in ihren umgehängten Pelzen, andere in weißem Szür oder in der Bunda, zwischen die Banderien zerstreut, nach den Klängen einer für sie gewiß sehr fremdartigen Musik marschirend, nach der Weise eines Liedes, welches ich zu Hause oft gehört, das selbst mir aber in dieser Umgebung eigenthümlich genug vorkam:

„Du hast die schönsten Augen,
Mein Liebchen, was willst du mehr?"

8.

Nach Szegedin.

Man kann an den schönsten Dingen dieser Welt genug kriegen, sogar an Illuminationen und Feuerwerk; was die erstern anbelangt, namentlich dann, wenn man das Glück hat, im Parterre eines Hauses zu wohnen, dessen Fenster keine Läden haben,

und vor dem sich ein funkelnder, aus tausenden von Lichtern bestehender Triumphbogen befindet, den noch mehrere tausend Ungarn aller Alter und Classen im Laufe der Nacht pflichtschuldigst zu bewundern gekommen. So erging es mir, und wenn ich auch gewaltsam die Augen schloß, so fing irgendwo in der Nähe, das allgemeine Menschengetümmel hartnäckig übertönend, der Fris eines lustigen Csárdás an, bei dem eine wahnsinnig gewordene Clarinette den Versuch zu machen schien, was in Tonverrenkungen möglicherweise zu leisten sei. Dazu kamen noch die sich stets wiederholenden Eljen, wenn ein neuer Haufen an dem eben erwähnten Triumphbogen das Bild seines Kaisers wiedersah, den die Leute ja vor wenigen Stunden zu Pferde geschaut, sowie das Portrait der schönen Frau, ihrer Kaiserin und Königin, die ihnen freundlich zugelächelt. Eljen und Eltesse az Isten!

Wie gesagt, es gab wenig Ruhe, und als nun endlich die Illumination zu erbleichen anfing vor dem aufdämmernden Tageslicht, da war es wieder ein anderes Leben, ein anderes Getümmel, was mich aufschreckte und den Schlaf bald gänzlich verscheuchte. Die Banderien der Jazygier und Kumanier trabten klirrend vorbei, bald einzeln, bald zu zweien, bald in ganzen Haufen, um sich zu sammeln und dem Kaiserpaar das Geleite zu geben. Ferner schien vor meinem Fenster das Rendezvous sämmtlicher Vorspannpferde zu sein, die heute gebraucht wurden, und so war ich in der That froh, als es gegen 4 Uhr ging, als ich keine Verpflichtungen gegen Nacht und Schlaf mehr hatte und berechtigt war aufzustehen.

Es war ein wunderbar klarer Morgen, am Himmel kein Wölkchen, der Staub etwas feucht von Thau. Nachdem wir zu-

sammengepackt, suchten wir unter den Hunderten von Pferden, die auf dem Platz vor unserem Hause hielten, unser Gespann heraus, und fuhren gegen halb 5 Uhr aus Jaszbereny, bei zahlreichen Banderien vorbei, die sich aufstellten, und deren freundlichen Gruß, deren herzliches: Geleit euch Gott! wir eben so freundlich und herzlich erwiederten. Es ist ein prächtiger Menschenschlag, diese Jazygier und Kumanier, gedrungene Gestalten mit gebräunten Gesichtern, guten, lebhaften Augen, und im Sattel auf ihren flinken Pferden vollkommen zu Hause. Da ist Roß und Mann eins, und wenn er daher jagt, den Säbel im Kreise schwingend, wenn er hier über einen Graben wegsetzt, dort aus tollem Jagen plötzlich parirt, um sich der Linie seiner Kameraden anzuschließen, so muß man sich gestehen, daß das der fast fertige Stoff zur vortrefflichsten Cavallerie ist. Und sie stellen im Nothfall eine unglaubliche Reiterei ins Feld; die 2000 Mann, die hier erschienen, waren eigentlich nur als eine großartige Deputation anzusehen. Und dann fehlte es ihnen auch an Säbeln, und unbewaffnet zeigt sich dieser Ungar nicht gern zu Pferd. Das hat der Kaiser auch gewußt und ihrem Obercapitän mehrere hundert Säbel schicken lassen, welche dieser austheilte, und von denen die Betreffenden zum Andenken an den heutigen festlichen Tag jeder den seinen behalten soll — ein Geschenk, welches ihnen in jeder Beziehung außerordentliche Freude gemacht.

Bei dem Ausfahren der vielen Wagen des kaiserlichen Gefolges aus Jaszbereny sah man wieder einmal recht deutlich, daß alle Wege nach Rom führen; hatten doch die Equipagen nach den verschiedensten Himmelsgegenden den Ort verlassen. Der eine von den Bekannten erzählte, er sei über eine große

Brücke ins Freie gelangt, dieser durch die Furth eines Baches, jener durch einen kleinen Eichenwald, ein anderer hatte sogar eine Zeit lang die Straße verfolgt, die nach Pesth zurückführte, und war dann endlich vermittelst des Chausseegrabens und einiger Gefahr des Umwerfens querfeldein auf die Puszta gelangt.

Wir hatten fünf kleine Pferde vor dem leichten Wagen, und unser Kutscher in Gatye, blauem Spenser und weiten weißen Aermeln, den Hut mit den fliegenden Bändern keck auf das Ohr gesetzt, ließ seine Thiere vom Fleck aus im Galopp dahin gehen, mit einer Sicherheit, als kenne er den Weg wie seine Tasche. Vor dem Orte angekommen, galoppirte er ebenso toll in die Puszta hinein, und erst auf das Befragen meines liebenswürdigen Reisebegleiters, des Statthaltereiraths Baron v. S., der mich mit seiner Kenntniß des Landes und der Sprache aufs bereitwilligste und freundlichste unterstützte, meinte er treuherzig: den Weg wisse er eigentlich nicht, denn er sei in seinem Leben noch nie gegen Czegled gefahren, es müsse aber irgendwo da herum liegen. Glücklicherweise zeigte uns aber jetzt schon aufwirbelnder Staub in der Ferne, daß wir eine ganz falsche Richtung eingeschlagen hatten, worauf also der Cours von unserem Rosselenker lachend geändert wurde; die fünf Pferde mit dem Wagen gingen durch den seitwärts liegenden Graben über zwanzig, dreißig, oft fußtiefe Fahrgeleise, die neben einander liefen, dann dumpfrollend auf der Puszta hin, und so gelangten wir nach einer Viertelstunde auf den sandigen Weg, dem andern Wagen nach, der zum Glück in der Richtung gegen Czegled fuhr.

Bei den wenigen Verbindungen, die man hier mit den Nachbarorten unterhält, ist es begreiflich, daß nur wenige den rechten Weg auf Entfernungen von oft nur wenigen Meilen zu

finden wissen. Es gehört aber auch auf der flachen Puszta, oft ohne das geringste Merkzeichen am Horizont, eine außerordentliche Kenntniß der Gegend dazu, um nicht in der Irre herumzufahren; häufig kommt man an einen Knotenpunkt des Weges, wo nach allen Richtungen nicht ein, sondern gleich ein Dutzend Fahrgeleise auseinanderlaufen, öfters noch besteht unser eigener Weg aus unzähligen Räderspuren, die sich bald kreuzen, bald parallel laufen, bald unmerklich nach verschiedenen Seiten total auseinander führen.

Unter dem Worte „Puszta" stellen wir uns häufig eine Art unfruchtbarer Haide vor, was aber durchaus nicht der Fall ist. In Ungarn ist das ganze flache Land Puszta; der Sandstrich, durch den wir uns jetzt eine Stunde lang mühsam fortbewegen, ist Puszta, die unendliche Wiesenfläche, auf der gleich darauf die Räder unsers Wagens in dem thauigen Grase lange glänzende Furchen ziehen, ist Puszta; die unermeßlichen Frucht- und Kukuruzfelder, welche wir jetzt zu beiden Seiten im schönsten schwarzen Gartenboden haben, sind Puszten, der Maierhof mit Tausenden von Jochen Ackerland, an Flächeninhalt oft einer Grafschaft gleich, ist die Puszta so und so, meistens benannt nach dem Namen des Eigenthümers.

Was ich bis jetzt von all diesen Puszten gesehen hatte und auch später sah, war wenigstens zu sieben Achteln schöner fruchtbarer Boden, auf dem Korn und Weizen mit einer erstaunenswerthen Ueppigkeit standen, ebenso Kartoffeln und Wälschkorn; und dabei sind die Felder von einer Ausdehnung, von der wir uns, in unsern Verhältnissen, gar keinen Begriff machen können. Wahrhaft fabelhaft erscheinen uns übrigens die ausgedehnten Wiesenstrecken, die man wohl im engern Begriff mit dem Wort

Puszta bezeichnen kann. Im vollen Galopp der Pferde fahren wir über eine solche Fläche hin, eine Stunde, zwei Stunden, der Horizont flimmert vor unsern Augen, ohne eigentliche Abgrenzung, nur vielleicht an ein paar Punkten sehen wir eine kleine dunkelgrüne unbedeutende Erhöhung — die Station oder einen Maierhof — sonst ringsum eine Ebene, und darüber hingespannt der blaue Himmel, scheinbar in einem unendlich flachen Bogen, eine einzige unabsehbare Wiese, von Fahrgeleisen durchkreuzt, zuweilen von großen Rinder- und Pferdeheerden belebt, oft eine gänzlich stille und einsame, fast erschreckende Fläche mit dem Wahrzeichen der Puszta: einem Ziehbrunnen in der Ferne oder einem Storch, der betrachtend an irgend einer Wasserlache steht.

Unser heutiger Weg ging über ziemlich wellenförmiges Terrain, die Straße selbst bestand aus Sandboden, und war vielfach zerrissen und tief ausgefahren, weßhalb unser Kutscher beständig in seiner Richtung wechselte, bald rechts bald links durch die Geleise fuhr, einen bessern Weg zu suchen, was aber für uns im Wagen von den unangenehmsten Stößen begleitet war. Dabei haben diese Ungarn eine unüberwindliche Sucht mit Aufbietung aller Kräfte ihrer Pferde einen voraussfahrenden Wagen zu überholen, was oft zu kleinen Wettrennen Veranlassung gab, bei denen wir mit unserem überaus leichten Wagen indeß fast immer Sieger blieben. Da aber der Kutscher der nebenfahrenden Equipage auch nicht gutwillig zurückbleibt, ebenfalls auf seine Pferde hineinpeitscht, und dabei keiner der Wettfahrenden recht auf den Weg Achtung gibt, so wird man bei diesen Veranlassungen herumgebeutelt, daß man oft nicht begreift, wie der Wagen

nicht zehnmal umgeworfen worden ist, was indessen auch häufig genug vorkommt.

Neben uns war die Straße auf mannichfaltige Art belebt, bald durch einzelne Häuser zwischen Gruppen von Pappeln und weißblühenden Akazien liegend, bald durch eine stille Wasserlache, in der sich das unbewegliche Bild eines langen weißen Hauses wiederspiegelt, weiterhin durch unabsehbare Felder dunkelgrünen Weizens, saftig abstechend gegen die durch große gelbblühende Blumen verzierten Wiesenflächen. Mit uns die Straße ziehen einzelne Reiter in weißer Gatye, oft rothem Spenser, den Hut mit dunkelgrünen Sträußen, oder blaßgrünen Grasbüschen verziert, andere in kurzem und langem Schafpelze, alle aber lustig und wohlgemuth, uns freundlich mit Eljen begrüßend. Hier sehen wir ein paar Zigeunerfamilien mit ihren zweiräderigen Karren und kleinen Pferden; während die Thiere im Geschirr grasen, liegen Männer und Weiber faul am Boden, und nackte braune Kinder laufen bettelnd neben unserem Wagen her.

Jetzt gewährt es mit einemmal einen eigenthümlichen Anblick, wie sich vor uns mitten auf der scheinbar menschenleeren Ebene ein großer Triumphbogen erhebt. Als wir aber näher kommen, bemerken wir aufgestellte Banderien, und drüben in der Niederung eine Wagenburg, deren ausgespannte Pferde grasen; ganze Ortschaften sind von weit herbeigeströmt, um den Kaiser und die Kaiserin zu sehen, und auch wir erhalten schon einen Theil der freundlichen Begrüßung; man winkt uns zu, man schwenkt die Hüte, die Reiter galoppiren eine Zeit lang Eljen rufend neben unserem Wagen her. Das wiederholt sich häufig und zeigt deutlich genug, wie die Kunde, daß der Kaiser und die Kaiserin das Land durchziehen, überall mit Freuden aufgenom-

men wurde, und wie sehr sich so viele Tausende bemühen, durch ihr Erscheinen, durch einen freundlichen Zuruf ihre Liebe und Verehrung an den Tag zu legen. Oft haben wir die zahlreichen Gruppen gesehen, die am Wege lagernd warteten, oft auch, wenn wir weit hinter dem kaiserlichen Wagen fuhren, Gelegenheit gehabt, die Aeußerungen der Freude und Zufriedenheit zu hören, mit der die Leute nach Hause zurückkehrten; da las man Befriedigung auf allen Gesichtern, da kamen sie uns entgegen auf galoppirenden Pferden, mit strahlenden Mienen, Hüte und Säbel schwenkend, dies schöne und ritterliche Volk; da wurde uns manches „Gott erhalt Sie! Gott schütze Ihren Weg!" zu Theil; da hörten wir sie lebhaft erzählen vom Csaszar, noch mehr aber von der schönen Csaszarne; kurz, man sah diesen festlichen Anzügen wohl an, daß es keine gemachte Sache war, daß jeder aus eigenem Antrieb kam und mit dem Gedanken nach Hause zurückkehrte, einen schönen und festlichen Tag erlebt zu haben.

So fahren wir dahin; endlich mehren sich vor uns die Akazienbüsche, die blendend weißen Häuser werden zahlreicher, hinter Mauern aus gestampftem Lehm sehen wir Weingärten und am Wege Kirschbäume, dicht behängt mit Früchten, auch einzelne schwarzgelbe und weißrothe Fahnen beleben vor uns die Landschaft, zahlreiche Reitergruppen kommen querfeldein und ziehen mit uns, andere galoppiren uns entgegen, von denen viele kleine farbige Fahnen in die Stiefel gesteckt haben. Wir haben die Station erreicht — Tapio-Szele, wo alles in wahrer Aufregung durcheinander rennt, und man an den Triumphbögen, sowie an den Verzierungen der Häuser die letzte Hand anlegt. Die Leute haben auch hier gethan, was sie vermocht, und die Guirlanden von grünem Schilf, welche über die Straße gespannt oder womit ihre

Häuser verziert sind, werden dem Kaiser und der Kaiserin ebenso gefallen, wie anderswo Decorationen von Teppichen und andern kostbaren Stoffen.

An dem Platz, wo wir umspannen, hat die israelitische Gemeinde einen Altar errichtet aus bunten Zeugen und Rauschgold, auch hebräische Inschriften angebracht. Es herrscht hier ein fabelhaftes Getreibe von Wagen und Pferden; vielleicht zwanzig Equipagen sind zusammengekommen, man ruft die Nummer seines Wagens, man schreit nach Kutscher und Pferden; in einer bunten Masse drängen sich die Vierer- und Sechserzüge durcheinander, und es dauert eine Viertelstunde, ehe sich dieser Knäuel abwickelt. Wir fahren wieder mit einem Postzug von fünf kleinen Katzen, der Rosselenker in weißem, rothausgenähtem Szür, der uns lächelnd versichert, dies oder jenes herrschaftliche Gespann da vor uns werde er schon noch fangen. Und er hat Recht, denn seine fünf Katzen galoppiren mit einer Emsigkeit, die zum Erstaunen ist. Zu unserer Rechten kutschirt ein Bauer einen der Hofwagen mit seinen eigenen Thieren — ein seltsames Gespann neben fünf Pferden, die eingespannt sind, galoppiren zwei kleine Fohlen kopfnickend, und ein weißer zottiger Schäferhund umkreist das Ganze als treuer Wächter.

So geht es dahin, neben und voreinander — eine wilde Jagd! die Kutscher treiben ihre Pferde an, indem sie ihre Namen rufen und mit der langen Peitsche unsinnig knallen, der Staub wirbelt so dick auf, daß alles vor uns grau verschleiert ist, und ich buchstäblich oft nicht im Stande war, neben mir den Boden zu erblicken; von einem Wagen, der verdächtig in unsere Nähe kommt, hört man nur zuweilen das Klirren einer Kette; man hat die allergrößte Chance in einander zu fahren oder um-

geworfen zu werden, denn auch hier sucht jeder dem andern vorzukommen. Doch muß man dabei dem Fahrtalent der ungarischen Kutscher alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie wissen sich durchzuwinden, wo es nur eine Möglichkeit ist, und den Weg auf erstaunliche Art zu benützen. So auch unser Rosselenker mit seinen unbedeutenden kleinen Pferdchen. Wagen um Wagen ließen wir hinter uns, wodurch sich auch die Staubwolke vor uns verminderte, und wir nebenbei den Vortheil hatten, in unglaublich kurzer Zeit zur nächsten Station, nach Czegled zu gelangen, von wo uns die Eisenbahn nach Szegedin führen sollte.

Hier war alles aufs festlichste mit Blumen und Gewinden geschmückt, die Häuser, die Straßen, der Bahnhof; Tausende von Menschen harrten an der Straße auf ihren Wagen stehend der Ankunft des Kaiserpaars, große Reiterschwärme adeliger Banderien, sowie der Comitatsgemeinden waren nächst der Straße und auf den anstoßenden Feldern aufgestellt; weißgekleidete Mädchen mit Schärpen in blauweiß, weißroth und gelbschwarz bildeten Spalier zunächst dem Bahnhof, und hier hatten sich auch Deputationen der adeligen Grundbesitzer eingefunden, unter ihnen schöne Männer in ihren prachtvollen Magnatencostümen. Es war ein fabelhaft buntes und wahrhaft festliches Getreibe; überall vergnügte Gesichter, Eljenrufen, freudiges Winken. Der Bahnhof war begreiflicherweise abgesperrt worden, doch konnte man die mächtig andringenden Menschenmassen nur so lange zurückhalten, bis der Kaiser und die Kaiserin mit wahrhaft enthusiastischem Jubel empfangen, in Czegled ankamen; da half weder Thor noch Mauer, und im Nu war auch der Platz bis an die Wagen dicht mit Menschen besetzt; kaum daß die dem kaiserlichen Wagen vorausstürmenden Reiter im Stande waren, demselben

Bahn zu machen. Man muß ein solches Gedränge gesehen haben, um daran glauben zu können; man muß den donnernden, immer sich erneuernden Jubelruf gehört haben, um es zu verstehen, daß der Kaiser gerührt dankte, und daß die Kaiserin mit einem sichtbaren Erstaunen auf ihren Zügen unaufhörlich nach allen Seiten aufs herzlichste grüßte. Dazu krachten die Böller, spielten die Zigeunermusiken nach Möglichkeit, pflanzte sich das Eljen, vorn begonnen, bis weit in die Ebene hinein fort, wo zahlreiche Wagen und Reiter gewiß nichts sehen und hören konnten als das Flattern der Fahnen und den stets sich wieder erneuernden Zuruf.

Man war ordentlich zufrieden, als sich endlich der Zug in Bewegung setzte, und wir die zusammengedrängte Menschenmasse, die Hunderte von flatternden Fahnen, die Musik, die Zurufe hinter uns ließen. Aber es dauerte lange, bis wir trotz der Schnelligkeit der Locomotive an den Letzten vorbeigefahren waren, die zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß herbeigekommen. Stundenweit von der Stadt standen noch einzelne Gruppen am Weg mit den Hüten winkend und Eljen rufend, und wo endlich die Letzten aufzuhören schienen, fingen die Ersten eines andern Comitats wieder an, und wieder sah man große Wagenburgen, deren Eigenthümer mit Blumensträußen und wehenden Fahnen an der Eisenbahn standen.

Als nun endlich die weite menschenleere Pußzte uns wieder aufnahm, sahen wir hier Schauspiele so eigener Art, wie sie gerade nur Ungarn zu bieten vermag. Die Hirten hatten ihre Heerden herbeigetrieben, und es war schon ein eigenthümlicher Anblick, hier Tausende von Pferden, dort Tausende von Ochsen und Kühen, weiter unermeßliche Schafheerden zu sehen. Nament-

lich war es außerordentlich interessant, bei den Erstern die Csikos hoch zu Roß zu sehen, wie sie mit der unendlich langen Peitsche, den Lasso am Sattel, rings im Kreis galoppirten, dort ein paar säumige Thiere herbeitrieben, jetzt hier durch lauten Zuruf und Peitschenknall die ganze gewaltige Heerde im vollen Galopp vorwärts brachten. Komisch war es sodann, wenn bei den Ochsenheerden zuweilen ein paar, vor der sausenden Locomotive erschreckend, plötzlich die Flucht ergriffen, zurückjagten und so die ganze Heerde mit sich fortrissen, umschwärmt von den Ochsenknechten auf ihren flinken Pferden, die dann mit der Peitsche genug zu thun hatten, um die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen.

Bei Nagy-Körös derselbe herzliche Empfang, wie an allen Orten. Der Kaiser und die Kaiserin stiegen aus, um einem Volksfest beizuwohnen, das hier recht sinnig improvisirt war. Kleine Mädchen und Knaben im ungarischen Costüm, letztere recht komisch anzuschauen im grünen Attila, dem Kalpak, der mit Goldfransen besetzten Halsbinde und dem kleinen Säbelchen, machten Spalier; ein kleines Mädchen von acht Jahren declamirte der Kaiserin ein Gedicht und überreichte ihr mit zierlichem tiefen Knix einen duftenden Blumenstrauß. Der Kaiser ließ sich die Behörden vorstellen, und sprach längere Zeit mit fünf uralten Husaren, die ihre Medaillen noch in der Schlacht von Leipzig verdient hatten. Ringsumher Tausende von jubelnden Menschen in ihrem Sonntagsstaat, hoher grüner Triumphbogen mit flatternden Fahnen, Zigeunermusiken und Csárdástänzer. Vorbei, vorbei! Es ist zu viel, man kann das weder alles in sich aufnehmen noch wiedergeben! Während die Beamten sowie der Adel der Umgegend hier das Kaiserpaar unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung wieder zu seinem Wagen begleiten, feiert

dort das Volk auf seine Art den festlichen Tag. Ueber großen Feuern hängen die Kessel mit Gulyasfleisch, gewaltige Weinfässer spenden ihren süßen Inhalt auf die Menge herab, und neben einer Gruppe Csikos, die dort mit ihren Mädchen tanzen, dreht sich über einem mächtig lodernden Scheiterhaufen ein ganzer fetter Ochse mit vergoldeten Hörnern langsam am Spieß. Das sind Dinge, von denen wir in der Jugend in Büchern gelesen, und die wir erstaunt sind, nun hier plötzlich vor unsere Blicke hingezaubert zu sehen. Weiter, weiter!

Kaum haben wir aber unsere Augen wieder an der stillen Fläche der Puszta einigermaßen beruhigt, so erreichen wir Kecskemet, wo sich der herzliche und festliche Empfang zur wahren Begeisterung steigert, als der Kaiser bei seiner Anwesenheit den bisherigen Marktflecken von etwa 35,000 Einwohnern zur Stadt erhebt.

Noch eine halbe Stunde schnellen Fahrens, und wir erreichen Felegyhaza, wo die Kumanier nochmals ihre Huldigung darbringen; eine weitere halbe Stunde, und wir sehen die Theiß langsam ihr trübes Wasser neben der Eisenbahn vorbeiführen, wir sehen bunt bewimpelte Schiffe, Flöße mit zahlreichen Fahnen in allen Farben besteckt, wieder und wieder immer zahlreichere Gruppen von Wagen und Reitern, Hüte schwenkend und Eljen rufend, wir eilen bei Tausenden vorüber, die an der Eisenbahn stehen, — wir sind in Szegedin.

Hier ist am Bahnhof Militär aufgestellt, die Generalität zu Pferd; unter ihr erkannte ich einen lieben Bekannten, den Grafen K., der bei den Festen in Venedig mein freundlicher Protector war, den ich am Rande der Lagunen verlassen, und den ich am Ufer der Theiß wiederfand, unverändert, wie immer für mich freundlich gesinnt.

Szegedin, die Stadt mit den breiten Straßen, hat ein nicht minder festliches Kleid angezogen als all die Orte, die wir auf dieser wahrhaft kaiserlichen Triumphreise bis jetzt gesehen; namentlich war der große städtische Platz, wo der Palast B. lag, in welchem die Majestäten ihr Absteigquartier nahmen, mit Triumphbogen, künstlichen Laubgängen, Hunderten von Fahnen und Inschriften aufs reichste geschmückt. Der Hauptschmuck aber bestand in der Bevölkerung der Stadt selbst, sowie den Bewohnern des Landes meilenweit umher, die zu Tausenden und Tausenden herbeigeströmt waren. Es gab Scenen eigenthümlicher und oft wahrhaft rührender Art: so plötzlich ausbrechender enthusiastischer Freudenruf des Volks, donnerndes Eljen, wenn sich der Kaiser und die Kaiserin am Fenster blicken ließen; der laute Jubel der Massen, die stillere Verehrung einzelner. So sah ich alte Ungarn im Husarenspenser, mit grauen Bärten und weißem Haupthaar, die lange nach dem Balcon aufblickten, und als endlich der Kaiser und die Kaiserin sichtbar wurden, still ihren Hut abzogen, lange das liebliche Gesicht ihrer Monarchin betrachteten, und dann wie in sich hinein sprachen: „Eljen Eltesse az Isten! — Gott erhalte sie."

Nach solchen Festlichkeiten und stürmischen Scenen während des ganzen Tages thut es einem unendlich wohl, ja es ist ein Bedürfniß, im stillen Zimmer einen Augenblick Ruhe zu finden. Aber das Herrscherpaar hat keine Ruhe; kaum angekommen, jagt eine Vorstellung, eine Audienz die andere; kaum haben die Wagen dieser Präsentirten den Palast verlassen, so rollt eine andere Reihe Equipagen vor, das große Diner beginnt mit allen seinen Freuden und Leiden. — Einen freundlichen Zwischenfall hier in Szegedin bot während desselben eine Deputation der Fischer, der

Stadt, aus schönen Fischerinnen bestehend in malerischem Nationalcostüm. Sie trugen auf dem Kopf die eigenthümliche Haube aus Goldbrocat mit langen Bändern, und ihr Anzug bestand aus einem farbigen seidenen Mieder mit silbernen Schnüren besetzt, einem weiten faltigen Seidenrock, eben solcher Schürze und einem leichten Tuch um die Schultern, das hinten geknüpft war, und wo sich eine Schleife mit langen Bändern befand, die bis auf den Boden herabreichten, und bei dem schönen Wuchse und dem koketten Gang der Szegedinerinnen auffallend hin- und herschwankten. Sie brachten zum Geschenk für die Kaiserin den kleinen landesüblichen Kochkessel, hier schwer aus Silber gearbeitet, mit reich verziertem Henkel und angefüllt mit einem Beweis ihrer Kochkunst, einem sehr stark gewürzten Paprikafisch.

Das Volksfest auf dem öffentlichen und Promenadeplatze von Szegedin konnte durch unbeschreiblichen Menschenzudrang nur mühsam und unvollkommen abgehalten werden. In dem Eifer, das Kaiserpaar zu sehen, drängte das Volk sich so heftig von allen Seiten auf den Platz, daß sich die Wagen kaum Bahn brechen konnten, und die Feuer, um welche man an kleinen Spießen Fische briet, förmlich ausgetreten wurden. Einen Ruhepunkt bildete die Vorstellung in dem kleinen zierlich geschmückten Tagstheater; man gab dort ein Vaudeville, „Husarenstreiche," mit ungarischen Tänzen und Melodien, wobei jede Anspielung benützt wurde, um das Kaiserpaar zu begrüßen. Als die Majestäten in den Palast zurückkehrten, flammte der große Platz vor demselben in reicher und festlicher Beleuchtung. Die Architektur der verschiedenen Triumphbogen und die Häuserfaçaden zeigten sich durch Tausende von Lichtern nachgebildet; phantastisch war die Beleuchtung der Promenade, ausgezeichnet durch eine Gitter-

einfassung aus weißem Feuer bestehend, wodurch die grünen Blätter der Bäume glänzend angestrahlt erschienen, und sich zwischen denselben lange Guirlanden farbiger leuchtender Ballons eigenthümlich schön ausnahmen.

Ein großartiger Fackelzug seltener Art beschloß den festlichen Abend, und der Moment seines Aufziehens wird mir unvergeßlich bleiben. Kopf an Kopf stehend, bildete die dichtgedrängte ungeheure Menschenmenge eine dunkle bewegliche Masse, nur an den Seiten angestrahlt, wo die illuminirten Häuserfaçaden ihre zitternden Streiflichter darüber hinwarfen; dort die verschiedenartigsten Costüme, die schwarzen und die weißen Pelze, die Mäntel, die Husarenspenser, die Attilas beleuchtend. Mit einemmal vernahm man die dröhnenden Klänge einer Militärmusik, und wie diese näher und näher brausten, entwickelten sich im Hintergrund des Platzes beim Stadthause viele hundert rothglühende Flammen, welche beweglich hin und her flackernd wie eine Schaar Irrlichter über den Köpfen der zusammengedrängten Menschenmassen erschienen. Aber näher und näher kamen sie heran, in einer großen Schlangenlinie über den weiten Platz daher. Mühsam spaltete sich die Menge vor ihnen, und als jetzt der Anfang des Fackelzuges vor dem Palast erschien, sahen wir mit Erstaunen, daß die ersten Zweihundert dieser Fackelträger eine Schaar der schönsten Mädchen aus den besten Familien Szegedins waren, die im vollkommenen Ballstaate, in weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, der Kaiserin diese seltene Huldigung darbrachten. Immer mehrere tauchten auf aus der dunkeln Masse, und endlich hatten sie einen weiten hellstrahlenden Kreis um den Palast gebildet.

Es war in der That ein reizender Anblick, und als nun das Kaiserpaar auf dem Balcon erschien, als nun die jungen Damen unten zur Begrüßung ihre Fackeln erhoben, als das Musikchor die ersten gewaltigen Klänge der Volkshymne anstimmte, tönte es wie ein einziger gewaltig brausender Jubelruf aus den Reihen der Tausende und Tausende der Zuschauer ringsumher. Eine Deputation der jungen Mädchen ließ die Kaiserin hinaufrufen, um ihnen für ihre schöne Aufmerksamkeit zu danken, und als diese nun freudestrahlend wieder unten erschienen und den Umstehenden erzählten von der Herzlichkeit und Freundlichkeit der hohen Dame, da pflanzte sich das von Mund zu Mund fort, und ein neues wiederholtes lautes Eljen veranlaßte die Kaiserin immer und immer wieder dankend zu grüßen.

Es war eigenthümlich, als sich zu gleicher Zeit rings auf allen Ecken des Platzes sowie auf den Thürmen umher helle bengalische Flammen entzündeten, die Massen der Zuschauer taghell beleuchtend; doch wandte keiner den Kopf herum zu den glühenden Feuern; erschien doch in diesem Augenblick die Kaiserin auf dem Balcon hellbestrahlt, allen aufs deutlichste sichtbar, mit rosigem Licht übergossen, wie verklärt.

9.

Nach Gyula.

Wie man in vielen Theilen Ungarns nur bei hartgefrorenem oder von der Sonne ausgetrocknetem Boden auf den Wegen vorwärts kommt, so auch und noch mehr in den Straßen selbst großerer Städte. Szegedin hat, wenn ich nicht irre, 40 bis 50,000 Einwohner, dabei aber nur ein paar nothdürftig gepfla-

sterte Straßen; alles übrige sind Wege aus schwarzer Gartenerde bestehend, jetzt freilich bei dem heißen Wetter fest zusammengetreten, ja staubig, bei einem kurzen Regen aber augenblicklich aufgeweicht und morastähnlich. Dieser weiche angeschwemmte Boden verhindert auch trotz aller Bemühung der Regierung, neben dem gänzlichen Mangel an Steinen, in vielen Theilen die Anlage nur einigermaßen haltbarer Straßen, und selbst wenn Steine vorhanden wären, würde die Unterhaltung auch gut angelegter Chausséen unerschwingliche Summen hinwegnehmen. Im Herbst und Frühjahr verschlingt der tief aufgeweichte Boden häufig die festeste und dichteste Steinschichte, versenkt sie, läßt sie spurlos verschwinden, und man hat Beispiele, wie in Debreczin, daß man beim Aufgraben zur versuchsweisen Einsenkung eines Holzpflasters auf Strecken Steinpflaster stieß, welche sich mehrere Schuh tief unter der Oberfläche befanden.

Uebrigens hat der jetzige Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, das für Ungarn sehr nothwendige Communicationswesen mit Energie, Umsicht und rastloser Ausdauer in die Hand genommen und schon schöne Resultate erzielt. Fanden wir doch später schon lange Straßenstrecken gut unterbaut, frisch beschottert oder rechts und links von ihnen weit hergebrachte Steinhaufen, die zum Ausbreiten fertig gemacht wurden. Hat doch auch der Erzherzog die Körös-Regulirung kräftig in die Hand genommen, und verbindet bei diesen segensreichen Arbeiten das Nützliche mit dem Angenehmen, indem er, was das letztere betrifft, auf den weiten Strecken, die man passiren muß und wo ein Weg trassirt werden konnte, diesen mit Akazien bepflanzen ließ. Freilich hat die heiße Sonne Ungarns manches dieser Bäumchen wieder verdorrt, viele dagegen scheinen aber kräftig Wurzel geschlagen zu

haben und werden, wenn sie in späteren Jahren ihre Zweige schattengebend ausbreiten, den Namen dessen, der sie gepflanzt, dem dankbaren Wanderer in Erinnerung bringen.

In Szegedin sollen zur Winterszeit die armen Damen ihre liebe Noth haben, wenn sie in großer Toilette auf den Ball wollen, namentlich da bei schlechtem Wetter eine leichte Kalesche nur von mehreren Ochsen langsam vorwärts zu bringen ist. Um deßhalb eine Verbindung zwischen den Häusern zu erhalten, sieht man dort Trottoirs an denselben aus eingerammten Pfählen bestehen, mit Brettern belegt, die, erhaben über dem Straßenschmutz einen ziemlich sichern Weg bieten.

Hinter Szegedin nahm uns die Puszta wieder auf und führte uns auf einem breiten mit Gräben versehenen Wege in einer guten Stunde an die Theiß, die wir mittelst einer Fähre übersetzten, um dann erst recht in das Wasser- und Ueberschwemmungsterrain zu kommen. Er hat etwas trostlos großartiges, dieser Fluß mit seinen flachen Ufern, mit seinem faul dahin schleichenden Wasser! Ihn selbst ließen wir in einer Viertelstunde hinter uns, um alsdann auf einem schmalen Damm weiter zu fahren, der uns in's offene Meer oder wenigstens in einen gewaltigen Landsee zu führen schien. Rechts und links fluthete das Wasser an dem Damm in stiller Einförmigkeit, welche angenehmer Weise hie und da unterbrochen war durch Wolkenspiegelungen, die auf dem blendenden Wasser Licht und Schatten abzeichneten, — auch durch wechselnde Vegetation auf kleinen Inseln oder durch einfache Bilder-Stillleben der verschiedensten Art. Hier sehen wir große Strecken mit weiß blühenden Wasserrosen bedeckt, die unbeweglich auf der Fluth ruhen und vielleicht nur

dann sich auf- und abzuwiegen beginnen, wenn ein Bewohner der fischreichen Thissa in die Höhe schnellt.

Daß sich auch diese zahlreich in dem Ueberschwemmungsgebiet vorfinden, beweist die eigenthümliche Fischerei, die wir neben uns am Rande einer etwas höher gelegenen Insel sahen. Ein langer Damm von leicht geflochtenem Rohr mit außerordentlich weiter Mündung leitet die harmlosen Schuppenthiere in das Netz des Fischers. Von diesem selbst und überhaupt von einem menschlichen Wesen ist indessen weit und breit keine Spur zu sehen. Dort an jener Schilfinsel liegt freilich ein kleiner Kahn, aber er ist leer; zwischen den Weidenbäumen, die aus dem Wasser emporsteigen, erhebt sich allerdings auf einer kleinen Erderhöhung eine Hütte mit Stroh gedeckt, aber Thüre und Fenster sind verschlossen, aus dem Schornstein kräuselt sich kein blauer Rauch empor. Die weite, weite Wasserfläche ist wie verzaubert, und uns, die wir mit schnellen Pferden über den Damm dahinjagen, scheinen die zahlreichen Wasservögel mit Verwunderung zuzuschauen, fast gekränkt durch diesen Eingriff in ihr Reich. Schaaren von Wildenten, Tauchhühnern und wie das jagdbare Zeug alles heißt, streichen, durch das Rollen des Wagens aufgeschreckt, über das Wasser dahin, verbergen sich auf einer Schilfinsel, oder tauchen vor unsern Augen in die Tiefe. Auf einer Erdzunge, die vom Damm in's Wasser führt, steht betrachtend ein einsamer Storch, und über ihn hin fliegt ein großer Reiher, leicht kenntlich an seinem eingezogenen Halse.

Obgleich wir die Station Vásárhely schon längst vor uns sehen, — sie liegt in weißen Punkten sichtbar am Rande des gewaltigen Sees — so fahren wir doch Stunde um Stunde, ehe wir in ihre Nähe kommen. Das ist freilich begreiflich, denn

der Damm windet sich so eigensinnig durch das Wasser, daß wir den Ort jetzt vor uns, jetzt rechts, dann links und gleich darauf sogar hinter uns haben. Endlich aber lassen wir das Wasser zu unserer Linken zurück; gut angebaute Felder mit schönem, schwarzem Boden zeigen uns, welch herrliches Land hier gewonnen werden kann, wenn es einmal gelungen sein wird, die alles verheerende Theiß in ein regelmäßiges Bett zu nöthigen. Hunderte von Quadratmeilen des besten Ackerlandes harren hier auf den Zauberspruch, der sie erlösen wird, und dieser Zauberspruch ist wohl zu gewärtigen unter der Regierung des energischen und unermüdlichen jungen Kaisers. Aber hier hilft kein übereiltes Schaffen; selbst bei einmal feststehendem umfassendem Plan zur Theißregulirung werden lange, lange Jahre vergehen, bis die Hand des Menschen das gewaltige Element dienstbar gemacht hat und es zwingt, sich selbst seine neue Bahn in den Boden zu reißen.

Mit der zurückweichenden Fluth haben wir auch sogleich wieder Bilder der unermüdlich schaffenden Menschenhand: Weizen, Frucht- und Welschkornfelder; weiter zurück auf einem leichten Hügel Häuser mit aufsteigendem Rauch, an der Straße zahlreiche Pferdeheerden, vor denen dicht am Weg die Csikos auf dem Bauche liegen und uns neugierig betrachten.

In Vásárhely alle Vorbereitungen zum glänzenden Empfang des Kaiserpaars; an den Häusern Guirlanden und Fahnen, die Straßen sind mit Gras und Schilf bedeckt. Schon vor dem Ort begegnen wir Tausenden von Menschen, die uns freundlich grüßen, hie und da Eljen rufen und Spalier machen bis zum Hauptplatz des Orts, wo wir so geschwind als möglich umspannen; denn wir sind dem kaiserlichen Wagen nicht allzu weit vor-

aus, und möchten begreiflicherweise nicht gern überholt werden. In glänzenden Magnatencostümen hat sich der Adel der Umgegend zur Begrüßung eingefunden, und einer aus ihrer Mitte wird den Kaiser selbst bis zur nächsten Station fahren — ein hübscher junger Mann in vollem blondem Barte und im phantastischen Csikos-Costüm. Die weiten Aermel sind von weißer Seide, mit Silber verziert, der Spenser von blauem Atlas, und die Mente von rothem Sammt mit weißem Pelz besetzt.

Zahlreiche Reiterhaufen der Banderien, theils im Sattel, theils zu Fuß, bilden malerische Gruppen auf dem mit Pferden dichtbesetzten Platz; weißgekleidete Jungfrauen mit blauen Schärpen, in den Händen Blumensträuße, harren der Kaiserin, und der Schullehrer in schwarzem Frack schreitet gravitätisch vor seinen Untergebenen auf und ab, lauter kleinen Csikosen, die jedem Wagen zur Uebung ihrer Kehle ein lautes Eljen nachrufen. Ein übermäßig dicker und großer Kutscher mit fünf Pferden, denen ein paar Fohlen und ein Hund nachspringen, fährt uns in tollster Carriere davon und schaut mit einem Lächeln der Befriedigung zurück, wenn er einen der vor uns fahrenden Wagen um den andern überholt.

Rechts und links vom Weg haben wir unabsehbare Felder des herrlichsten schwarzen Gartenlandes; die Kartoffeln stehen wie bei uns zu Ende Junius, der Weizen bildet eine einzige compakte grüne Masse, hie und da steht das Korn schon in Blüthe und zeigt blaue Blumen und rothen Mohn; die Ränder des Wegs sind eingesäumt mit gelbblühendem Reps und den blauen Blumen des Flachses.

Wir nähern uns Oroshaza und haben auf einmal rechts vor uns einzelne seltsame Bilder, wie sie hauptsächlich nur die

weiten Puszten Ungarns und die Sandwüsten Arabiens bieten — die deutliche Erscheinung einer Fata Morgana, die mittägliche Fee, wie sie der Ungar nennt, der mit seiner Peitsche darauf hinzeigt und uns darauf aufmerksam macht. Wir wissen, daß vor uns Meilen und Meilen weit kein stehendes oder fließendes Wasser zu finden ist, und doch sehen wir auf einmal am Horizont, wo uns wenige Augenblicke vorher nur eine Eichenwaldung erschien, jetzt mit einemmal eine spiegelnde Wasserfläche, sich hoch hinauf erhebend, fast bis an den Fuß der blauen Karpathen auslaufend, die dunstig emporsteigend unsern Gesichtskreis begrenzen. Dem eben erwähnten Eichenwald dient das trügliche Wasser zur Folie, ja wir sehen noch einen Streifen unterhalb desselben, so daß sich die Stämme deutlich auf der silbernen Fluth abspiegeln. Die seltsame Erscheinung dauerte nicht lange, vielleicht ein paar Minuten, und verschwand dann wieder, um aber im Laufe des sehr heißen Tages noch ein paarmal flüchtig wiederzukehren.

Dicht vor Oroshaza war das gewaltigste Banderium aufgestellt, welches wir bis jetzt gesehen. Von weitem aus betrachtet erschien die Ebene bis zum Ort wie ein großartiges Cavallerielager mit zahlreichen Wagenburgen; Tausende von Reitern hielten schon an der Straße, andere Tausende sah man auf ihren kleinen flüchtigen Pferden von allen Seiten auf der Puszta daherkommen. So eine Schaar Reiter, sicher und gewandt auf ihren Thieren ohne Sattel und Bügel, wie ein Wesen mit denselben bildend, den blitzenden Säbel in der Hand oder eine buntbemalte geschnitzte Reitkeule, mit den weißen, flatternden Gewändern, den kecken, dunklen, trotzigen, und doch wieder so gutmüthigen Gesichtern — es hat das etwas wildes, aber außerordent-

lich malerisches. Es ist ein Stück orientalischen Lebens, und hier bei diesen zahllosen Reitermassen konnte man sich lebhaft die wilden Schwärme der Magyaren vergegenwärtigen, wie sie vormals bis in's Herz von Deutschland flutheten. Heute aber war alles lustig und guter Dinge, mit lautem Zuruf und Schwenken der Hüte und Säbel grüßten uns die verschiedenen Trupps, wenn sie an uns vorbeigaloppirtrn, oder über Chausseegräben und Dämme hinwegsetzten, um uns in der Nähe zu betrachten.

Daß es dabei nicht ohne Zusammenstoß ablief, kann man sich wohl denken; hie und da prallten ein paar Pferde zusammen, stürzte auch wohl eins hin, ohne daß sich der Reiter viel daraus zu machen schien. Abgerechnet die verschiedenen Trupps, die uns schon eine Stunde vor dem Ort begegneten, war die Hauptmasse in zwei Reihen zu sechs und acht Mann hoch, rechts und links vom Weg aufgestellt, und nach meiner Uhr fuhren wir in scharfem Trabe eine ganze Viertelstunde zwischen ihnen durch. Wie ich später erfuhr, waren nach amtlichen Berichten 14,000 Reiter hier bei Oroshaza zusammengewesen.

Obgleich ihre Führer bei der Ankunft des Herrscherpaars alles gethan, die wilden Banden des aufwirbelnden Staubes wegen und um Unglücksfälle zu verhüten, einigermaßen zu rangiren, so hatten doch Tausende rechts und links über die Chausseegräben gesetzt, galoppirten vor, um ihren Kiraly und ihre Kiralyne zu sehen, caracolirten aufs tollste hin und her, schwenkten Hüte und Säbel, ließen immer und immer fort ihre betäubenden Eljens erschallen und wirkten so ansteckend auf die ruhiger hintendrein Reitenden, daß auch diese endlich des trockenen Tones satt wurden und auf der Puszte vor Oroshaza, die weit und glatt wie ein Tisch war, säbelschwingend mit gellendem Geschrei

auseinander und durcheinander stoben — wahrhaftig ein wildes Heer von 14,000 Reitern.

Eine freundliche Abwechselung brachte in den heutigen wilden, etwas staubigen Reisetag der Empfang des hohen Kaiserpaars auf der gräflich Wenkheim'schen Puszte Kigyos. Schon eine Stunde vorher bei der gräflich Apponyi'schen Meierei Gerendas kamen wir aus der schattenlosen, glühenden Ebene in grüne wohlthuende Baumalleen, und fuhren zwischen dichtstehenden blühenden Akazien auf einem frischen Rasen dahin. Es ist das unendlich angenehm, so eine blüthenduftende würzige Schattenluft, so ein saftiges Grün, wenn man lange, lange Stunden in Staub und Hitze gefahren ist. Die Erbin der Wenkheim'schen Güter, die achtjährige Gräfin Christina empfing, umgeben von zwölf weißgekleideten Mädchen, die hohen Reisenden unter einer kolossalen Triumphpforte, die mit schwarz und gelben Fahnen und dem Gruß: „Isten hozott!" geschmückt war, an der Grenze ihrer Besitzungen. Der Kaiserin wurden von der kleinen Gräfin Blumen in einem silbernen Körbchen überreicht.

Von hier aus wurde der kaiserliche Wagen durch ein Banderium aus dem Arader Stuhlbezirk, vollkommen gleich uniformirt und trefflich beritten, geleitet.

In Gyula dieselben Empfangsfeierlichkeiten wie aller Orten; zahlreiche Banderien, unzählige Menschenmassen an der Straße, Jubel und herzliche Begrüßung. Rechts vor dem Ort sahen wir Vorbereitungen zu einem Volksfest, Zelte mit großen Kesseln, gewaltige Fässer Wein zum Anzapfen bereit. Unter dem Csikoscostüm und dem blauen Husarenspenser, die immer noch am zahlreichsten vertreten waren, sah man schon viele schwarze und

weiße Schafpelze, sowie Gebirgswalachen mit ihren spitzigen Mützen, gleich denen der Perser.

Die letzte Station nach Gyula wurde das hohe Kaiserpaar von einem Edelmann, Constantin v. Szabo, mit einem prachtvollen Sechserzug der edelsten ungarischen Pferde geführt; man konnte nichts schöneres und geschmackvolleres sehen, als die edlen Thiere mit ihrer reichen Schirrung in der Hand ihres stattlichen Lenkers. Der Sechserzug bestand aus ganz gleichen dunkeln Fuchsen, die Zugstränge waren von blauer Seide, der weit herabhängende Sarllang zierlich von Leder ausgeschlagen, und mit weißen und blauen langherabflatternden Bändern verziert. Höchst geschmackvoll war das Costüm des Edelmanns selbst, der den kaiserlichen Wagen führte; er trug die Farben der Kaiserin in himmelblauem Sammet, Attila, Csismen und die enganliegenden Beinkleider reich mit Silber verschnürt; auf dem Kopf einen grauen aufgekrempten Hut mit weißen und blauen Bändern. Dabei war er einer der schönsten Männer, den man sehen konnte, so daß das Ganze, wie er mit seinen sechs Pferden daherbrauste, der Kaiser nach allen Seiten freundlich dankend, die Kaiserin mit ihrem gewinnenden Lächeln, inmitten der jubelnden Volksmenge, eine wirklich prachtvolle Erscheinung war.

Erlasse man mir Details über die schönen Empfangsfeierlichkeiten von Gyula zu geben; waren dieselben doch fast die gleichen, wie gestern und vorgestern; herzlich und ungezwungen strömte das Volk herbei, um dem hohen Kaiserpaar aufrichtige Beweise seiner Liebe und Verehrung zu geben. Abends war die kleine Stadt aufs reichste beleuchtet, und um in diesem sich für uns täglich wiederholenden Schauspiel hier vielleicht etwas neues zu finden, mußte man in den schönen Park treten, der

das gräflich Wenkheim'sche Schloß umgibt, wo der Kaiser und die Kaiserin abgestiegen waren, und mußte nächtlicherweile zwischen dem Gebüsch und den dichtbelaubten Bäumen auf die leuchtende Stadt blicken, vor allem auf die im Glanz unzähliger Lichter blitzende kleine Kirche, dabei aber nicht vergessen einen Blick zu werfen an den tiefdunkeln Nachthimmel hinauf, wo die feine silberne Sichel des Mondes, unseres treuen Freundes und Begleiters, wie ein Gruß aus der Heimat erschien.

II.

Auf der Theiß.

So originell und eigenthümlich uns das Innere Ungarns erscheint, wenn wir im leichten Wagen über die weite Puszta dahin fliegen, die sich nach allen Seiten, oft unheimlich anzusehen, in unabsehbare Fernen vor unserem Blicke ausbreitet, ebenso eigenthümlich und für uns fremdartig finden wir die Fahrt auf Ungarns zweitgrößtem Strome, auf der Theiß, der fischreichen Thissa. Die Donau hat in ihren verschiedenen Partieen Aehnlichkeiten genug mit andern deutschen Strömen; so findet man oberhalb Wien Stellen, die an die Schönheiten des Rheins erinnern, ja vollkommen mit diesen gleich zu stellen sind; tief unten, wenn man aus den Ebenen Ungarns zu den wunderschönen Gebirgen Siebenbürgens aufsteigt, zeigt uns die Donau so grandiose Schönheiten, wie kein anderer europäischer Fluß: Felsgestade von einer großartigen Wildheit, wie sie der Rhein nicht einmal aufzuweisen hat. Ja es ist ein prächtiger

Fluß diese Donau, hier durch die ausgedehnten fruchtbaren Ebenen fließend, dort schäumend über Felsdämme, die ihr Flußbett durchsetzen; an dieser Stelle in raschem Strom, dort von hohen Bergen eingeschlossen, einen gewaltigen stillen Landsee bildend. Es müssen sich nur die Schiffsgelegenheiten mehren oder, wie das ja in dem nächsten Jahre der Fall sein wird, die Eisenbahn bei Temeswar münden, so werden sich schon eine Menge Reisender und Touristen finden, welche nach Orsova gehen, dort die Veteranihöhle besuchen, die Ueberbleibsel der alten Römerstraße ansehen, oder die eine Lustfahrt machen nach Siebenbürgen hinein, und eine zweite Schweiz, ein zweites Tirol wiederfinden werden.

Die Theiß aber ist mit keinem andern Flusse zu vergleichen, oder nur mit einem, den wenige Reisende sehen: das ist der alte Nil zur Zeit seiner Ueberschwemmungen; ja mit ihm, wo er seine Fluthen von Kairo abwärts dem Delta zuführt, hat die Thissa eine frappante Aehnlichkeit. Stundenlang stand ich am Bord des Dampfbootes auf dem ungarischen Strome, blickte rechts und links in die weite Wasserfläche, aus der nur hier und dort eine Schilfinsel hervorsah oder ein höher gelegenes Fruchtfeld, wo Büffel- und Ochsenheerden scheinbar mitten in der Fluth standen, wie man es auch dort in Aegypten sieht, wo Reiher über uns hinstreichen oder in Schaaren unbeweglich bei einander stehen; wo die provisorischen Hütten der Jäger, Fischer und Landleute jenen der Fellas ähnlich sehen; wo man sich statt der Weiden und Erlen, die in langen dunklen Streifen am Horizont erscheinen, schlanke Palmen hinzaubern muß, um das Bild des alten heiligen ägyptischen Stromes in allen seinen Nüancen, selbst in der Farbe seines Wassers wieder zu finden.

Es war Abends neun Uhr, als wir uns bei Tokaj einschifften; wir alle befanden uns in etwas gedrückter Stimmung, denn die Nachrichten, welche der General-Gouverneur, Erzherzog Albrecht, noch vor der Abfahrt über das Befinden des kaiserlichen Kindes erhalten, — sie waren am Mittag desselben Tages von Ofen abgegangen und theilweise mit dem Telegraphen zu uns gekommen — sprachen die Befürchtung einer Lungenlähmung aus. Als aber diese Depesche bei uns einlief, war die arme kleine Prinzessin, wie bekannt, schon gestorben. Das Dampfboot — ich glaube es war der Boreas — war festlich geschmückt und aufs eleganteste hergerichtet. Teppiche breiteten sich auf dem Verdecke aus, auf dem Hintertheil des Bootes hatte man einen lustigen Pavillon aufgeschlagen und dort mit Fauteuils und Lehnsesseln einen förmlichen Salon eingerichtet. Auf dem Vordertheil drängte sich die Dienerschaft zusammen, dort sah man große Haufen Gepäck aller Art, so daß die geschäftigen Küchenbeamten kaum durchkommen konnten, und ganz vorn an der Spitze saß die Jägermusikbande des Schiffes auf Tauen, Fässern und Kisten; ihre Instrumente aber hatten sie weggelegt, denn es sollte bei den traurigen Nachrichten, denen man morgen früh entgegensah, begreiflicherweise keine lustige Musik auf dem Dampfer erschallen.

Um zehn Uhr wurde das Schiff vom Ufer gelöst und rundete in die Theiß hinein. Hinter uns ließen wir den eigenthümlich und malerisch geformten Berg von Tokaj, auf dessen Spitze während des Tages eine riesenhafte schwarzgelbe Fahne geweht und von dem nun durch die Nacht mächtige Flammen — Freudenfeuer — herableuchteten. Bei den vielen und eigensinnigen Windungen, welche die Theiß macht, muß der Anblick des

Berges von Tokaj, namentlich wenn man auf der Theiß zu Berg fährt, die Passagiere gründlich langweilen, denn jetzt, wo wir zu Thal und sehr schnell fuhren, vergingen Stunden, ja wie mich der Kapitän versicherte, fast die ganze Nacht, ehe man sich scheinbar aus seiner Nähe entfernt. Bald hatten wir ihn, und durch die leuchtenden Feuer dem Auge noch näher gebracht, auf unserer rechten Seite, dann auf unserer linken; ja es war grade, als folge er uns, und nachdem wir bis Mitternacht gefahren waren, hätte man bei seinem Anblick schwören können, wir befänden uns auf demselben Punkte, wo wir um zehn Uhr ausgelaufen.

Glücklicherweise waren wir vom Mondschein begünstigt und konnten deßhalb mit voller Kraft fahren. Die Nacht war wunderbar hell und klar; meistens sah man so deutlich das Ufer, an dem wir fuhren, daß man Bäume, Schilf, Häuser, Viehheerden erkennen konnte. Beide Ufer waren zu gleicher Zeit selten sichtbar, denn bald rechts, bald links dehnte sich das Ueberschwemmungsterrain aus — eine weiße im Mondschein leuchtende Fläche, dabei durch leichten Nebel und Duft oft so gänzlich unbegrenzt, daß man in einer Meerbucht zu fahren glaubte.

In den unteren Räumen, dem großen Salon und den dortigen Schlafcabinetten herrschte eine solche Hitze, daß die meisten des Gefolges so lang wie möglich auf dem Verdecke blieben. So saß ich noch lange mit ein paar Bekannten im Rauchzimmer des Schiffes bei einer guten Cigarre und einem Glase ächten von der Quelle mitgenommenen Tokajers. Es ist das ein eigenthümlicher Wein, von dem vielleicht nur sehr wenig unverfälscht zu uns nach Deutschland kommt; wenn man überhaupt die geringe Ausdehnung der hiesigen Weinberge betrachtet und mit der

Masse von Tokajer vergleicht, welche jedes Jahr im Lande consumirt und ausgeführt wird, so kann man wohl begreifen, daß mindestens der vierte Theil dieses Weines künstlich erzeugt ist. In Oedenburg soll darin Außerordentliches geleistet werden, namentlich bei der Tokajer Essenz, die auch bei uns häufig am Schlusse eines Diners getrunken wird. Es ist das bekanntermaßen ein süßes Getränk, dick wie Oel, dem ich keinen Geschmack habe abgewinnen können; vortrefflich dagegen fand ich den feinen Tokajer Tischwein, der weniger ausgeführt wird, auch sehr viel Zuckerstoff enthält, sehr geistig ist und dabei etwas höchst Angenehmes und Rezentes hat. Er ist von klarer Farbe, ungefähr wie Moselwein und etwas heimtückisch, denn er trinkt sich außerordentlich leicht, wobei man seine Kraft nicht merkt, und erhitzt später wie kein anderer Wein. Eine der vorzüglichsten Lagen bei Tokaj ist kaiserliches Eigenthum, wo die Trauben aufs sorgfältigste behandelt und ausgebrochen werden, wodurch man die berühmte Krontokajer-Essenz gewinnt — einen Wein, der zur Stärkung für Kranke außerordentlich sein soll, weßhalb von der großen Kaiserin Maria Theresia noch ein Befehl existirt, daß gegen ärztliches Zeugniß an arme unbemittelte Kranke von dieser Tokajeressenz unentgeltlich abgegeben werden soll, was heutigen Tages noch oft genug vorkommt.

Obgleich bei der zahlreichen Gesellschaft, die sich an Bord befand, manche Lagerstätte, so auch die meinige, etwas sehr beengt war, so schlief ich doch, Dank der großen Tour von Debreczin nach Tokaj, recht fest und wurde erst von den spiegelnden Sonnenstrahlen erweckt, die vom Wasser abprallend in meine Augen blitzten. Es war ein wunderherrlicher klarer Morgen, kein Wölkchen am Himmel, die Sonne warf goldenen

Glanz auf die Ufer mit ihren Häusern und Bäumen, während das Wasser der Theiß, nach beiden Seiten unendlich ausgedehnt, wie eine blanke silberne Fläche aussah.

Unser Schiff hatte während der Nacht wacker gearbeitet, doch sahen wir immer noch, jetzt aber im Morgennebel undeutlicher, den Berg von Tokaj hinter uns. So einförmig nun auch die weite Ebene war, die wir sahen, so weit das Auge reichte, mit der ungeheuren Fläche, welche die Theiß auf Wiese und Ackerland einnahm, so wechselten doch die malerischen Einzelnheiten, welche grade das überschwemmte Terrain bot, aufs interessanteste und mannigfaltigste.

Jetzt war es, als führen wir auf einem gewaltigen Landsee, in dem sich kleine Schilfinseln befinden, sowie die fruchtbarsten Eilande. Sahen wir dort nicht viele Morgen höher gelegene Weizenäcker? Die dicht und üppig stehenden Halme von leichten Winden bewegt, erschienen wie eine andere grünere Flut; sahen wir dort nicht Häuser, weiß hervorglänzend, daneben Wiesenland mit zahlreichen Heerden, aber eine förmliche Insel, denn rings umher flossen die Wasser der Theiß, und wo sie aufhörten, erblickten wir wieder ein Eiland, mit Wald umsäumt, zwischen dessen Stämmen hindurch weit, weit in der Entfernung wieder die silberne Flut leuchtete? — Also auch dort noch Wasser. — Jetzt bei den nächsten Umdrehungen der Schaufelräder wechselten plötzlich die Bilder und zeigten uns etwas, das man eben nur hier sehen kann: eine glatte, durch keine Inseln mehr unterbrochene Wasserfläche, stundenweit, fast mit dem Horizont verschwimmend, und in dieser Wasserfläche Hunderte von Ochsen und Pferden mitten in der Flut stehend, wie ein Hufbad nehmend, sich

spiegelnd oder auch wohl Gräser und Schilf benagend. Dadurch war die Fläche belebt und zeigte hier nicht, wie eine Strecke weiter, das fast erschreckende Bild einer förmlichen Ueberschwemmung; dort, wo nur einzelne Häuser aus dem Wasser hervorragten, das Stück eines Dammes oder, was den seltsamsten Anblick gewährte, der Bogen einer einsam stehenden Brücke. Weiterhin wurde die Landschaft trotz der sich gleich bleibenden gewaltigen Wassermasse wieder freundlicher; dort sah man ein Dörfchen, etwas höher gelegen, aber immer noch von der Flut bespült; doch liefen Dämme von den Häusern gegen den Fluß zu nach erhabeneren Punkten, wo sich kleine, sorgsam angelegte Gärten befanden, die mit Strohhecken umgeben waren.

Fort und fort rudern wir hinab, wir lassen Dorf und Gartenland hinter uns; bald ziehen sich die beiden Ufer des Stromes zusammen, bald fliehen sie wieder weit auseinander. Haben wir vorhin Landwirthschaft im Wasser gesehen: Viehheerden, Aecker und Gärten, so kommen wir nun an das Revier der Jagd; kleine saftig grüne Inseln scheinen auf der Flut zu schwimmen und sind umrändert mit einem breiten Schilfgürtel; dieser ist wieder freundlich geschmückt von langen Guirlanden weißer und gelber Wasserblumen, die sich weite Strecken die Flut hinab fortsetzen und sich nun durch die Bewegung, welche die Schaufelräder unseres Schiffes machen, langsam auf und ab wiegen.

Inseln und Schilf sind belebt von zahllosen Wasservögeln; hier sieht man ganze Schaaren von wilden Enten sich erheben, durch das Röhricht streichen und drüben wieder einfallen; einzelne tauchen unter, wenn wir näher kommen, bleiben unbegreiflich lange unter dem Wasser und erscheinen an einer andern Stelle wieder. Dazwischen flattern Schilf- und Tauchhühner, ganze

Schaaren von Reihern stehen oft regungslos am Rande des Wassers; weiter entfernt sehen wir gravitätische Pelikane, und eine Schaar wilder Gänse zieht, im Flug einen Keil bildend, über die Masten unseres Schiffes. Daß aber alle diese jagdbaren Thiere nicht ungestört in dem für sie so schönen Terrain hausen, hören wir an dem Knalle einer Flinte und sehen es an dem aus einem einzigen Blocke gefertigten Jagdnachen, der dort leer im Schilfe liegt.

Aber nicht lange sehen wir Schilf, Inseln und Geflügel; wir kommen in eine dürre unfruchtbare Region. Alles Grün in unserer Nähe ist verschwunden, rechts und links haben sich gelbe Sanddämme erhoben, die sich lang und trocken durch die spiegelnde Flut dahinziehen, — ein melancholischer Anblick, der nicht gemüthlicher gemacht wird durch einen einsamen Mann am Rande dieser Dünen, welcher in seinem dicken Schafpelze im Nachen liegt, aus der kurzen Pfeife raucht und uns träumend nachblickt.

Was bis jetzt von der vielbesprochenen und lange projektirten Theißregulirung geschehen, ist hier bei dem Riesenwerk, das überhaupt auszuführen ist, kaum ersichtlich, würde aber anderswo schon für außerordentlich viel gelten können. Doch kommt das, was man bisher gethan, eigentlich nur der Schifffahrt zu gut. Die Theiß, durch Herstellung eines neuen und tieferen Bettes in ihre Ufer zu bannen und so den ausgedehnten Ueberschwemmungen vorzubeugen, ist ein Werk, woran freilich eifrig gedacht wird, das aber nicht nur ungeheure Geldmittel, sondern auch viele Arbeitsjahre in Anspruch nehmen wird; man wird den Fluß durch Dämme einengen, um ihn so zu zwingen, nach der Tiefe zu selbst zu wühlen und zu arbeiten. Und daß dieß bei

dem träge schleichenden Wasser mit unmerklichem Gefäll außerordentlich langsam von Statten gehen wird, begreift jeder, der dieß Terrain einmal gesehen. Was aber bei einstigen umfassenden Arbeiten derart an fruchtbarem Boden gewonnen werden wird, das beweist die Körös-Berettyo-Regulirung zwischen Gyula, Bekes und Szarvas, wo man allein nach der Beendigung dieser Arbeiten 840,000 Joch des besten Landes gewinnen wird, was, das Joch zu nur 20 fl. angenommen, den Eigenthümern ein Kapital von 16 Millionen Gulden gewährt. Was hier an der Theiß bis jetzt geschah, besteht in großartigen Durchschnitten, um die allzu eigensinnigen Windungen des Flusses abzukürzen.

Es war für uns ein ganz sonderbarer Anblick, wenn wir zuweilen die breite Wasserfläche verließen und das Schiff rauschend in einen Kanal einbog, der oft so eng war, daß die Flut rechts und links vom Dampfer wie die Meeresbrandung empor spritzte; zuweilen schlugen die Wasser über die Dämme hinüber, um einige Schritte weiter wieder wie ein kleiner Wasserfall zwischen dem Schilf hervorzustürzen. Daß man bei diesen Durchstichen außerordentlich viel an Zeit erspart, sieht man wohl, wenn man aufmerksam die oft seltsam verschlungenen Windungen des Stromes betrachtet, die man am besten erkennt, wenn man vor sich ein anderes Dampfboot erblickt und darauf Achtung gibt, wie es sich in der geschlungenen Fahrstraße hin und her windet. So sahen wir gegen zehn Uhr den Dampfer „Hermione" vor uns, von dem man zuweilen ungewiß sein konnte, ob er wirklich gleich uns zu Thal fahre, denn bald erblickten wir das Hintertheil des Schiffes, gleich darauf seine rechte oder linke Seite, ja zuweilen schien es uns direkt entgegen zu fahren, was alsdann um so sonderbarer sich ausnahm, da die Windungen des Flusses mit

einer seichten Wasserfläche verbunden waren und man so in der That wirklich oft glauben konnte, man begegne einem andern Schiffe auf weitem Landsee. Und doch fuhren wir dieselbe Bahn. Gegen elf Uhr holten wir die Hermione ein; sie war festlich beflaggt und begrüßte unser Schiff mit lautem Eljen.

Bekanntermaßen hätten der Kaiser und die Kaiserin am heutigen Tage den gleichen Weg auf der Theiß gemacht, wenn dieselben nicht durch die eingetroffenen traurigen Nachrichten über das Befinden der Erzherzogin Sophie veranlaßt worden wären, von Debreczin über Csege nach Ofen zurückzukehren. Doch sahen wir auf der ganzen Strecke von Tokaj nach Szolnok die hübschen festlichen Vorbereitungen, die zum Empfange des Kaiserpaares gemacht worden waren. Hier bemerkte man Triumphbogen aus Schilf, mit Blumen verziert, dort in der Nähe der kleinen Dörfer lagen Kähne mit weißblauen und schwarzgelben Fahnen geschmückt; ja Tausende von Menschen, die von der Aenderung des Reiseplans noch nichts wußten, hatten sich schaarenweise am Ufer eingefunden, um den Kaiser und die Kaiserin herzlich zu begrüßen. So sahen wir die Bevölkerung ganzer Gemeinden mit Fahnen und grünen Büschen am Ufer stehen, wobei es ebenso originell als hübsch war, daß kleine Buben im Csikóscostüm und weißgekleidete Mädchen die Volkshymne sangen und dabei grünes Laub und Blumen in das Wasser streuten. Auch die Zigeuner-Musikbanden fehlten nicht und kamen hie und da in Kähnen lustig fidelnd gegen das Schiff gefahren.

So erreichten wir Szolnok gegen ein Uhr Mittags; auch hier war alles festlich geschmückt, die Häuser freundlich mit Flaggen und Grün verziert, die Theißbrücke mit bunten Fahnen und dichten Menschenmassen besetzt, welche das durchfahrende Schiff

mit lautem Eljen begrüßten. Am Ufer waren die Beamten aufgestellt, und hier erhielt Erzherzog Albrecht eine telegraphische Depesche aus Ofen, welche ihm das traurige Ereigniß von dem Tode der kleinen Erzherzogin mittheilte.

III.

Ein Volksfest in Großwardein.

Es gibt Dinge, von denen wir in unserer Jugend gelesen oder die man uns in der Kindheit erzählt, welche so gar nicht mehr passen zu unseren jetzigen deutschen, ruhigen, sparsamen und übergeordneten Verhältnissen, daß wir sie ebensogut für fabelhaft halten, wie die Sagen von Zauberern und Drachen, von furchtbaren und doch ritterlichen Räubern, von geraubten und wiedergefundenen Jungfrauen. Das sind z. B. die Schilderungen von großen Volksfesten, wie sie in der alten guten Zeit abgehalten wurden; da haben wir erfahren von riesenhaften Kesseln voll köstlichen Fleisches über helllodernden Feuern, von dem ganzen Ochsen mit den vergoldeten Hörnern, der sich langsam am Spieße dreht, von springendem Wein aus colossalen Fässern, die nie leer zu werden scheinen und die, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, von der Bevölkerung eines ganzen Landes in wenigen Stunden nicht erschöpft werden können. Und doch gibt es Orte in der Welt, wo man ein solches Volksfest noch mitgenießen kann im ursprünglichen Glanze, in der ursprünglichen Wildheit.

Meine Leser haben in den Schilderungen von der Kaiserreise durch Ungarn schon manches Seltsame in dieser Richtung

gelesen. Etwas Originelleres aber als das, was ich auf den folgenden Seiten darzustellen versuchte, ließ sich wirklich weder denken, noch träumen, und daher möge dieß Fest als ein besonderes hervorgehoben werden.

Es war zu Großwardein, wo man auf einem freien Platze vor der Stadt die großartigsten Vorbereitungen zu Festlichkeiten aller Art sah. An der Straße erhob sich eine Tribüne mit weiß und blauem Stoffe drapirt, und mit einer Loge, deren reiche Verzierungen in roth und goldgesticktem Sammet, sowie auch der vergoldete Doppeladler anzeigten, daß sie zum Zuschauen für den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich bestimmt waren. Rechts und links an diesen Pavillon schloßen sich andere Tribünen, ebenfalls freundlich verziert, für die Beamten und die übrigen Honoratioren der Stadt, und dieses ganze Bauwerk gewährte mit seinen bunten Farben, seinen Hunderten von wehenden Flaggen und Fahnen einen überaus freundlichen Anblick am Rande der weiten grünen Ebene.

Dort sah man hohe Gerüste, farbig angestrichen, mit altersgrauen, riesenhaften Weinfässern, deren ehrwürdiges Aeußere man durch grüne Kränze einigermaßen verjüngt hatte. Da loderten hie und da Feuer, über welchen an drei Stangen die großen Kessel hingen, in welchen Kolas schmorte und aus denen leicht gekräuselter Dampf emporstieg; da sah man im Hintergrunde gegenüber der Tribüne zwei Rasenwände aufgebaut, über welche quer ein großer abgerundeter Balken lag, der an jedem Ende mit einem Wagenrade versehen war — der Bratspieß für den Ochsen, den die Metzgerschaar eben im Begriffe war zuzurichten und dort zu befestigen. Vor einer Stunde hatte ich dieses unglückliche Schlachtopfer noch lebend gesehen, da lockte mich eine lustige

Zigeunermusik ans Fenster, und als ich hinausblickte, gewahrte ich eine Musikbande in feierlichem Zuge vorbeischreitend, die Spielleute angethan mit weißen Gatyen und mit scharlachrothen Spensern, welche weiße, übermäßig weite Aermel hatten. Ihnen folgte die Metzgerzunft in weißen Anzügen, ebenfalls mit blutrothen Westen, dann kamen zwei, die den hellgrauen Ochsen führten, dessen lange Hörner vergoldet waren und den man mit Bändern und Blumen geschmückt hatte. Hinter ihm schritt ein Oberknecht der Fleischhackerzunft in scharlachnen anliegenden Hosen, eben solchem Spenser, auf der Schulter das verhängnißvolle vergoldete Beil tragend. Eine unzählige Menge Volk zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen wälzte sich hintendrein zum Thore hinaus nach dem Festplatze.

Dort war es interessant, die Tausende von Zuschauern und Theilnehmern herbei strömen zu sehen. Nicht nur die Straßen waren bedeckt mit Reiterschaaren, mit ganzen Zügen zwei- und vierspänniger Wagen, sondern auch querfeldein, kleine Gräben und sonstige Terrainschwierigkeiten nicht achtend, kamen sie in vollem Galopp herbei unter lautem Geschrei und Jubel. Auf so einem Bauernwagen — es ist gewöhnlich ein Korbgeflecht auf vier gleichhohen Rädern ruhend — befindet sich bei ähnlichen Veranlassungen meistens die ganze Familie des Eigenthümers. Vorn sitzt er selbst, entweder im Csilóscostüm, oder bei Vornehmern und Reichern in dunkelblauem Husarenspenser und der eng anliegenden Hose, mit dem großen Hute voll flatternder Bänder; im Wagen auf Bündeln von Stroh oder Heu, zuweilen auch auf regelmäßigen Sitzen, sieht man die Frauen und Mädchen, dazwischen ein halb Dutzend Kinder, vielleicht auch Katze und Hund, wenn letzterer es nicht vorzieht, in Gesellschaft von

ein paar Fohlen neben dem Gespanne her zu galoppiren. Dies Gespann besteht meistens aus vier, wohl auch fünf kleinen Pferden, im letzteren Falle drei vorn und zwei hinten; Schellen am Geschirr, lustig klingelnd und rasselnd kommt es daher. Zweispännige Wagen sieht man selten; Pferde laufen auf der Puszta genug herum, und das Fahren zu Vieren versteht der ungarische Bauer wie kein anderer.

Zuweilen bemerkt man einen Einspänner, ein kleiner viereckiger Kasten auf zwei hohen Rädern, von allen Marterwerkzeugen, zum Menschentransport erfunden, unbedingt das martervollste; schon das Ersteigen eines solchen Karrens hat seine großen Schwierigkeiten, und dann sind die Stöße derart, daß, wie der Ungar sagt, dabei die Seele mit eisernen Klammern im Körper befestigt sein muß.

Am liebsten bewegt sich der Ungar aber zu Pferde, weßhalb man denn auch Schaaren von Hunderten und mehr zu Pferd von allen Seiten herbeikommen sieht; dabei zeigen sie ihre ganze wilde Natur, Graben oder nicht ist ihnen ganz gleichgültig, der erste plumpst hinein, die Andern folgen; ob einige stürzen, darnach schaut ebensowenig jemand um, als ob auf der andern Seite beim Herausspringen Einer an den Andern so heftig anprallt, daß Roß und Reiter auf den Boden rollen. Ein Hieb mit der Peitsche, ein lautes: Hussa! und weiter stürmt, was durch einen der eben erwähnten Zufälle grade nicht zurückbleibt. Dabei ist die Tracht dieser Leute ungemein malerisch: die meisten haben das Csikóscostüm, an den Beinen die weißen flatternden Gatyen, an den Armen die weiten weißen Aermel, eine rothe oder blaue Wesie, auf der Schulter fliegend die Mente und ein farbig leuchtendes Tuch locker um den Hals geschlungen. Eigen-

thümlich fiel mir der Hut auf; er ist bei den ächten Ungarn meistens von derselben Form, wie ihn der Andalusier trägt; nur daß er, anstatt dort mit zwei schwarzseidenen emporstehenden Knöpfen, hier mit langen Bändern verziert ist.

Einen nicht minder interessanten Anblick gewährten hier die Banderien, Reiterschaaren von drei, vier und mehr Tausenden, welche zur Begrüßung des Kaiserpaars oft Meilen in der Runde weit herbeigekommen waren, sich selbst uniformirt hatten, und mit dem Säbel bewaffnet, regelmäßige Schwadronen und Regimenter bildeten. Manche dieser Banderien waren ebenfalls im Csikóscostüm, andere aber mit dunkelgrünen oder dunkelblauen Gatyen, rothen Spensern und umgehängter grüner oder blauer Mente. Ich wiederhol's, es waren das die stattlichen Reiterschaaren, welche den Wagen des Kaisers und der Kaiserin gewöhnlich am Weichbilde der Stadt empfingen und oft unter unsäglichem Staube bis zum Absteigquartier geleiteten. Von fern gesehen machten sich diese Reiterschwärme wahrhaft malerisch; es war in dem wilden Durcheinander, dem tollen Caracoliren etwas Orientalisches, und wenn man sie so daherstürmen sah, die vielfarbige Masse zwischen dem aufwirbelnden Staube, das Leuchten der Säbel, wenn man ihr wildes Eljen! hörte, das von fern wie ein brausender Schlachtruf klang, so konnte man sich schon ein deutliches Bild machen von jenen wilden Reiterschaaren, die einst Deutschland überschwemmten. Gerieth man zufällig, selbst zu Wagen, in einen solchen Schwarm hinein, so konnten ihre lebhaften Freudenbezeugungen, des furchtbaren Staubes gar nicht zu gedenken, zuweilen etwas lästig werden; dabei überboten sie sich und uns im Vorbeijagen, veranlaßten manchmal unsern Kutscher, ebenfalls in tollster Carriere mit los

zu gehen, oder rissen auch wohl im Vorbeijagen ein Stück von einer Wagenlaterne oder sonst etwas unversehens anprallend mit fort.

Ruhiger waren natürlicherweise die Adelsbanderien, welche unmittelbar vor und hinter dem kaiserlichen Wagen ritten. Meistens aus wohlhabenden Edelleuten bestehend, waren sie vortrefflich beritten und häufig reich costümirt; die meisten in blauen, enganliegenden Beinkleidern, Attilla und Pelz von derselben Farbe, alles mit silbernen Schnüren besetzt, auf dem Kopfe Kalpak mit Reiherbusch.

Alle diese Schaaren hatten auf dem Platze bei Großwardein zu Pferd und zu Fuß ihr Contingent gestellt, alle waren in rosiger Laune; hatten sie doch den Kaiser und die Kaiserin in ihrer Mitte, und waren sie doch nicht wenig stolz darauf, den ritterlichen Herrn und die schöne Dame herbegleitet zu haben. — Eljen! — Nur diesen Reitern war es gestattet, sich zu Pferd auf dem Platze zu zeigen, alles Uebrige mußte hinter den Tribünen von Roß und Wagen absteigen, weßhalb sich dort, als wir ankamen, schon eine unabsehbare Wagenburg und ein zahlreiches Cavallerielager gebildet hatte. Die Besitzer dieser Pferde und Wagen, letztere mit Frauen und Kindern, stolzirten vor der kaiserlichen Tribüne umher, in ihren verschiedenen Trachten, eins der malerischsten Bilder gebend, das man sehen konnte. Zahlreich waren auch die Walachen hier vertreten, die Männer in spitzen Pelzmützen, wie die Perser, im langen weißen Rock, den weiten, mit zahllosen Knöpfen besetzten Ledergürtel um den Leib, worunter das Hemd über die anliegenden Hosen heraushing, welche letztere unten an den Füßen mit den farbigen Schnüren der Sandalen umwickelt waren. Die Weiber trugen einen Kopf-

putz, mit weißem Kinntuch, an der Seite schleierartig herabhängend, wie man ihn bei den orientalischen Jüdinnen sieht; dazu ein bunt ausgenähtes Hemd, eine verzierte weiße Jacke und die bekannte schmale farbige Schürze mit den langen Fransen.

Die Tracht der ungarischen Männer, gewöhnlich das Csitóscostüm, habe ich schon beschrieben; das einzige für uns Auffallende am Anzuge ihrer Frauen und Mädchen ist der mit bunten Bändern umwickelte lange Haarzopf, sowie die rothen Csizmen, nothwendig in dem oft unergründlichen ungarischen Schmutze. Doch sieht man auch unter ihnen kleine Koketten, zierliche Palócsmädchen, im rothen oder weißen, in viele Falten gelegten, doch kurzen Rocke, und statt des Leibchens mit bunten Rändern eingewirkten weißen Tuche, welches über den vollen Busen das bloße Hemd am Leibe fest anschließt und übers Kreuz gebunden, vorn stets eine Bandmasche angeheftet bekommt. Dazwischen schleicht der Slave umher, mit langem, schwarzem, glänzendem Haar, breitkrämpigem schwarzem Hute und hohen Stiefeln, oft in kurzer Jacke, meistens mit dem weißen, roth ausgenähten Szür.

Unsere Landsleute, die deutschen Colonisten, sind unverkennbar an ihrem blonden Haar, an ihrem Gesichtsausdruck; man irrt sich selten darin, und ein Grüß-Gott! wird immer freundlich erwidert. Auch in ihrer Tracht haben namentlich die Weiber und Mädchen viel von ihrem Heimatlande beibehalten — den langen dunklen Rock, die verzierte Tuchjacke mit Brustlatz, den wollenen Strumpf mit rothem Zwickel, die ausgeschnittenen Schuhe, vor allem die Haare, einfach gebunden und mit einem messingnen Kamme zusammengesteckt.

Die Costüme, wie ich sie eben angegeben und die man im

buntesten Gemische auf dem Volksfestplatze in Großwardein sah, sind indessen nur der Sonntagsstaat oder die Tracht der Wohlhabenden und Reichen, die, wenn gleich sehr zahlreichen Lichtpunkte in dieser ungeheuren Menge, deren Grundton allerdings eine grauere, schmutzigere Färbung hat. Zahllos sind hier die Slaven und Walachen der niedrigsten Volksklasse vertreten, die ersteren in ihren einst weiß gewesenen und jetzt schmutzig gewordenen Mänteln, das mit Fett gesalbte Haar in Strängen bis auf die Schultern hängend, den breitkrämpigen Filzhut verbogen, voll Löcher und Beulen; wogegen die Walachen selbst wie heute bei der größten Hitze — wir hatten wenigstens dreißig Grad im Schatten — mit ihren Pelzen erscheinen, bald weiß, bald schwarz, dessen behaarten Theil sie im Sommer zum Schutze gegen die Sonne auswärts tragen, im Winter aber zum Schutze gegen den Frost nach innen kehren. Da nun diese Pelze dick und zottig sind, gewöhnlich fett und schmutzig, und so hoch bis zum Halse reichen, daß der Kopf, von dem breiten Hute verdeckt, wenigstens von hinten gar nicht mehr sichtbar ist, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Anblick eines Trupps solcher Walachen, die mit ihren gleichfalls in Pelz gekleideten Sprößlingen beieinander stehen. Dieß Tragen des Pelzwerkes im Sommer ist indessen auch den Ungarn der niedern Klasse eigen; so sieht man ganze Schaaren von Bauernweibern unförmlich gemacht durch überdicke Pelzspenser, die sie statt des Mieders angezogen haben. Es sind dieß aber die Pelze ihrer Männer, welche diese im Winter auf der Schulter tragen, und die so zweierlei Dienste zu versehen haben.

Vergessen wir aber einen Hauptbestandtheil dieses allgemeinen Menschengetreibes nicht — die Zigeuner nämlich, welche wir

überall auf dem ganzen Platz zerstreut finden, hier bettelnd und auf alle Art lungernd, dort als Musikanten und Handlanger, aber immer mit dem ihnen eigenthümlichen unruhigen Wesen, mit dem lebhaften, suchenden Auge, das in einem Moment das ganze Gewimmel durchschweift. Von ihrem Anzuge ist nicht viel zu sagen, da sie wohl aus Armuth eine eigene Tracht nicht haben können; jeder zieht an, was er geschenkt erhalten, erhandelt oder auf weniger ehrliche Art erworben, nur zur höchsten Noth einen Bauernrock, so daß man die Männer meistens in einem schmutzigen, zerlumpten Spenser sieht, oder in einer abgetragenen Husarenhose, aus welcher die bloßen Füße hervorsehen, worüber sie eine zerlumpte Jacke als Pelz umhängen und häufig ohne Kopfbedeckung gehen. Die Zigeuner-Musikbanden waren dagegen an diesen festlichen Tagen, wahrscheinlich auf Kosten der Gemeinde gekleidet, und nahmen sich stattlich genug aus.

Man könnte vielleicht einen gut angezogenen Zigeuner mit einem sehr gebräunten Ungarn verwechseln; die Zigeunerin dagegen ist unverkennbar, mag sie gekleidet sein, wie sie will; schon die Art, mit der sie aufmerksam umherblickend durch das Gedränge schleicht, ist keinem andern Wesen eigen. Dabei muß man ihr blitzendes Auge betrachten, wie es scheinbar gleichgültig den Boden sucht, in Wahrheit aber nicht das Geringste rings umher unbeobachtet läßt. Der Teint der Zigeunerweiber und Mädchen ist von einer eigenthümlichen tiefen Bronzefarbe, dunkler als der der Männer, und noch mehr als bei diesen blitzen die schönen Zähne und leuchtet das Grell des Auges aus dem Gesicht hervor. Auch ihre Kleidung, so zerlumpt und zerrissen sie auch sein mag, hat etwas Eigenthümliches, ja Malerisches: ein kurzer Rock, worunter die feinen Füße hervorsehen, meistens

ein grellrothes oder gelbes Tuch, locker um Schultern und Brust gelegt, dazu ein langes dunkles Kopftuch, welches die Zigeunerin bald verhüllend um sich zieht, bald flattern läßt.

Der Anzug der Kinder bis zum zwölften Jahr ist von außerordentlicher Einfachheit; auf der Puszta laufen dieselben bis zu diesem Alter völlig nackt, hier bei dieser festlichen Gelegenheit sah ich viele mit einem schmutzigen Stücke Zeug drapirt, das als Hemd, Rock und Hose zu gleicher Zeit diente. Die Virtuosität der Zigeunerinnen, ihre kleinen Kinder herumzuschleppen, ist wahrhaft bewunderungswürdig; eine andere Frau geht mühsam unter der Last eines vierjährigen Knaben, den sie tragen muß; das Weib eines Zigeuners aber streicht behende durch die Menge und hat in einem Tuch auf dem Rücken ihr vielleicht einjähriges Kind, hat rittlings auf der Schulter einen Buben von drei bis vier Jahren, der seine Händchen auf ihren Kopf legt, und dabei hält sie mit dem linken Arm ein zweijähriges Kind, natürlicher Weise ganz nackt, wobei sie immer noch Beweglichkeit genug hat, die rechte Hand nach einer Gabe auszustrecken oder mit ungemeiner Behendigkeit vom Boden aufzulesen, was jemand, der vor ihr ging, vielleicht unbemerkt fallen ließ.

So sind die Bestandtheile, aus welchen das Getreibe auf dem großen Platze bei Großwardein bestand; nimmt man nun dazu, daß sich all diese Tausende von Menschen, diese vielerlei Trachten ruhelos durcheinander treiben, daß man dazwischen die bunten Reiter hin- und her eilen sieht, daß hie und da Gruppen von kaiserlichem Militär der verschiedensten Waffen bei einander stehen, oder das Volksfest mitmachend, langsam durch die Menge schreiten, vernimmt man dann die wilde Musik der verschiedenen Zigeunerbanden, namentlich das gellende Gekreisch der Clarinet-

ten und Violinen, wovon jede wie in toller Freude die willkürlichsten Figuren zu spielen scheint; hören wir dabei das brausende tausendstimmige Eljen! das sich von der Stadt heranwälzt, dort auf der Straße, wo so eben der Kaiser und die Kaiserin in offenem Wagen erscheinen inmitten eines ungeheuren Schwarms hin- und her galoppirender Reiter; sieht man wie nun die Tausende am Wege ihre Hüte und Tücher schwenken — so kann man sich vielleicht einen kleinen Begriff machen von dem unbeschreiblichen Durcheinander dieses originellen Volksfestes, welches nun seinen Anfang nimmt, sowie das Kaiserpaar in der mit rothsammtner Decke behangenen Loge erscheint.

Ein enthusiastisches Eljen pflanzt sich über den weiten Platz dahin, die Militärmusik spielt: Gott erhalte unsern Kaiser! und dasselbe Thema wird nun in der Nähe und Ferne von den verschiedenen Zigeunerbanden oft auf die jammervollste Art verkratzt und verarbeitet. Schnell bilden sich vor der kaiserlichen Tribüne weite Kreise, eine zahlreiche Zigeunermusikbande spielt den Csárdás, den ungarischen Nationaltanz, und augenblicklich ist der leere Kreis mit Tänzern und Tänzerinnen in allen Trachten angefüllt, die so lange herumspringen, bis ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, ja die erst aufhören, wenn die Zigeuner, die doch was aushalten können, Fidelbogen und Clarinette sinken lassen.

Bei einem Spaziergange, den das Kaiserpaar nach einiger Zeit auf dem Platze machte, war es oft kaum möglich, Raum genug für den Kaiser und die Kaiserin zu gewinnen, so gewaltig drängten die Tausende von allen Seiten herbei; glücklicher Weise wurden in diesem Augenblicke die großen offenen Weinbütten freigegeben und fingen die Fässer an ihren köstlichen Strahl herabzusenden, worauf dann ein Theil der Menge, so von beiden Sei-

ten gefaßt, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen begann. Bald darauf fuhren die kaiserlichen Wagen nach der Stadt zurück, denn der Jubel auf dem Platze entfaltete sich nach und nach doch in etwas zu derbem Maßstabe. Wenn man dabei gerade in einen dichten Volkshaufen hinein gerieth, so war an eine selbstständige Bewegung gar nicht mehr zu denken; man mußte sich oft, zwischen schwarzen und weißen Pelzen eingeklemmt, von der Masse fortschieben lassen.

So kamen auch wir, die wir beschlossen hatten, den Verlauf dieses originellen Festes etwas genauer zu sehen, in eine Strömung hinein, die uns dem Platze zuführte, wo der Ochse eben über dem Feuer schmorte. Doch hätten wir kaum in den Kreis vordringen können, wenn sich nicht ein ziemlich zerlumpter Kerl mit einem großen Knotenstock unserer angenommen und durch die Menge brechend oft auf ziemlich unsanfte Art für uns Platz gemacht hätte. So gelangten wir endlich in die unmittelbarste Nähe des Autodafé's, eines nichts weniger als appetitlichen Schauspiels. Da stack denn der abgezogene Ochse an dem Balken, von dem wir oben sprachen, und die beiden Wagenräder wurden von einigen wild aussehenden Kerlen herumgedreht. Unten befand sich eine Grube, in welcher mächtige Holzscheiter flammten; doch war trotz der gewaltigen Hitze das Fleisch noch ziemlich roh und blutig und sah in der That nichts weniger als einladend aus.

Es gewährt immer einen häßlichen Anblick, so ein ganzes mächtiges Thier mit abgestreifter Haut zu sehen; hier aber, so hoch in der Luft freischwebend hatte es mit seinen Fleisch- und Fettpartieen, seinen Sehnen, langen Füßen, namentlich mit dem nackten Kopfe und seinen vergoldeten Hörnern etwas außeror-

deutlich Widerliches. Die ganze Masse war mit Ketten an den Baum festgeschlossen, und wie sie sich langsam drehte, sah man zwei Kerle beschäftigt, vermittelst langer Stangen, an denen Strohwische befestigt waren, Fett und Wasser darauf zu träufeln. Mit Hülfe einer Anzahl Reiter aus den Banderien war um das Ganze ein ziemlich weiter Kreis gebildet worden, den die mit gierigen Blicken herandrängenden Ungarn und Walachen der niedern Volksklassen mit Gewalt zu verengen strebten. In diesem Kreise befanden sich die Metzgerknechte sowie die Zigeunerbande in dem oben beschriebenen Costüm; die Scharlachfarbe ihrer Westen und Hosen paßte vollkommen zu dem etwas wilden und unheimlichen Schauspiele.

Der Wein, der auf dem ganzen Platze schon gewirkt hatte, und der in Eimern und großen Krügen hierher gebracht wurde, fing auch hier schon an sich bedeutend bemerkbar zu machen; die Metzgerknechte mit theilweise blutigen Armen und ähnlichen Schmarren im Gesichte, sprangen bei der tollen Weise der Zigeunermusik mit gezückten Messern und Aexten umher, zuweilen dem armen Ochsen einen Stich versetzend, um zu sehen, ob das Fleisch noch nicht mürbe werde, wobei sie nicht vergaßen, einen Eimer voll Wein beständig die Runde machen zu lassen. Von den Zigeunern spielte immer nur die Hälfte, während die andere ebenfalls mit Trinken beschäftigt war. Da hierbei Einer dem Andern das große gläserne Trinkgefäß wegzunehmen versuchte, so brach der Rand desselben endlich entzwei, was aber keinen dieser Musikanten abhielt, zwischen den scharfen Spitzen und Rändern hindurch den Wein in ihre Kehlen laufen zu lassen. Wahrhaft ekelhaft waren dabei die Kerle, welche den Bratspieß dreh-

ten und von denen sich zuweilen einer an den Ochsen hinschlich, um ein Stück Fleisch herunter zu reißen.

Endlich schien der Braten für ungarische Mägen gar zu sein, und dieser Moment war wahrhaft cannibalisch; die Zigeuner mußten den Csárdás spielen, aus der Zuschauermenge rings umher sprangen frech aussehende vollbusige Weibsbilder in den Kreis, welche von den Metzgerknechten augenblicklich ergriffen wurden, worauf um das Feuer und den unglücklichen Ochsen ein Tanz begann, der über alle Beschreibung war. Die wilden Menschenfresser können sich bei ihren blutigen Festen kaum ausgelassener geberdet haben.

Unterdessen waren auf dem weiten Platze alle Fässer angezapft worden und bei jedem Gerüste herrschte ein furchtbares Gedränge, wobei man die seltsamsten Auftritte sah. Dort hatte sich ein Kerl krampfhaft an den Balken festgeklammert, und fing den Wein mit dem offenen Maule auf, wobei er aufs beharrlichste die Stöße, Püffe und Tritte der Umstehenden ertrug, bis er endlich genug hatte, herabfiel, sich schwankend aufrichtete und weiter taumelte; hier hatte sich eine Gesellschaft gebildet, wobei Einer den Andern unterstützte, die mit einem großen Holzzuber emporkletterten, denselben voll laufen ließen und dann unter sich vertheilten; Andere kamen mit Krügen, mit Flaschen, mit kleinen Eimern, wobei sich jeder gewaltsam Bahn brechen mußte und doch schwer zum Ziele kam, oder wo ihm am Ende das gefüllte Gefäß von einem Andern aus der Hand geschlagen wurde, so daß der Wein heraus floß und die unten Stehenden durchnäßte. Wer weder Krug noch Flasche aufgetrieben hatte, bediente sich der untergehaltenen Hände oder des Filzhutes, wobei sich dann der hereingelaufene Wein zu einer scheußlich trüben Brühe ver-

wandelte; ja ich sah einige Kerle, die ihren filzartigen weißen Mantel aufhielten, und was darüber herab oder hindurchtropfte, kam kleinen Buben zu gut, die sich überall zwischen die Menge drängten und ihre kleinen Mäuler öffneten, um etwas von dem kostbaren Naß zu erhaschen.

Es war ein unbeschreibliches Durcheinander; jedes Gerüst wurde von allen Seiten gestürmt, wobei die Nächsten und Kühnsten über die Schultern der Andern hinweg mit Tritten und Stößen aufwärts zu kommen versuchten und sich endlich, oben angelangt, am Fasse festklammerten, bis sie vollgetrunken wieder hinabrollten. Bei den großen offenen Bütten ging es ebenso toll her, doch waren diese bälder ausgeschöpft. Bei einer derselben kam es Anfangs zu gewaltigen Prügeln, da ein Walache in seinem dicken schwarzen Pelze mitten hinein sprang und sich dann niederbückend mit langen Zügen zu trinken anfing. Was hier endlich am Boden noch übrig blieb: eine schmutzige Flüssigkeit, war darum doch nicht verloren, und ich sah da häufig in den Gefäßen eine Menge kleiner Buben sitzen, die ihr Brod in den gewesenen Wein tauchten und begierig aßen.

Am pfiffigsten benahmen sich bei dieser Geschichte die Zigeuner. Statt sich in das Gedränge zu mischen und vielleicht Püffe und Schläge zu erhalten, machten sie sich einzeln an die verschiedenen Gesellschaften, welche große Gefässe mit Wein erobert hatten und nun, schon tüchtig betrunken und leichtsinnig im Rausche, nicht mehr so recht auf ihren Schatz Achtung gaben.

Der Ochse war unterdessen von seiner Stange gelöst worden, und die Metzger hieben ihn mit ihren Aexten auseinander. Sonst wohl wurde es dem Volke erlaubt, auf ein gegebenes Zeichen über den Braten herzustürzen, worauf das Thier dann förm-

lich zerrissen wurde; dabei kam es aber mit Fäusten und Messern oft zu schlimmen Händeln, weßhalb das Fleisch heute ausgetheilt wurde. Diese Austheilung geschah jedoch auf sehr einfache Art; sowie ein Stück abgehauen war, wurde es in die Luft geworfen und von den Glücklichen, auf welche es gerade fiel, oft nach einer tüchtigen Balgerei hinweggetragen. Dabei kamen schauerliche Scenen vor, so daß sich die Gensd'armerie und die Reiter der Banderien zuweilen genöthigt sahen, einzuschreiten. Wer auf solche Art einen Bissen erobert hatte, eilte damit, von Freunden gefolgt, nach einem stilleren Platze, wobei mit dem noch ziemlich rohen Fleische ein sehr unappetitliches Mahl gehalten wurde.

So ausgelassen und betrunken ein großer Theil der untern Volksklasse war, so muß man doch rühmend anerkennen, daß selbst entstandene Händel von den Betreffenden selbst oder von Andern, die dabei standen, baldigst und freundlichst geschlichtet wurden, und wo es an andern Orten Messerstiche und blutige Köpfe gesetzt hätte, da genügte hier oft ein lustiges Wort, um die Parteien zum Lachen zu bringen und wieder zu versöhnen.

Mittlerweile ward die Zeit gekommen, wo man mit Mephisto sagen mochte:

„ich hätte Lust nun abzufahren,

denn in der That fing die Betrunkenheit unter diesen starken Naturen an, sich etwas kräftig zu offenbaren; der Rasen sah wie ein kleines Schlachtfeld aus, da, wenn einer der Taumelnden über etwas stolperte, er gewöhnlich liegen blieb. Den Weibern der also getroffenen Walachen muß man es lobend nachsagen, daß sie unter diesen Umständen ihrem „Herrn" so sanft als möglich zu betten suchten, ihm die eigene Jacke unter den Kopf

schoben, ihn mit seinem Pelze zudeckten und dann, neben ihm kauernd, geduldig auf sein späteres Erwachen warteten. Außerordentlich komisch waren an verschiedenen Stellen des Feldes die Tänze dieser dichtbepelzten walachischen Bauern, wobei man nichts Einfacheres sehen konnte; jeder steckte seinen Stock vor sich in die Erde und tanzte, irgend eine Weise brummend, um ihn herum, was von Weitem aussah, als wenn sich eine Gesellschaft von Bären dort belustige.

Im Allgemeinen hatte sich eine unverkennbare Heiterkeit der activen Theilnehmer dieses Volksfestes bemächtigt; hier sangen sie ihre Volksweisen, dort schrieen sie Eljen! und wieder Eljen! Die Zigeuner-Musikbanden fidelten die tollsten Melodieen herunter und brachten ihre Csárdástänzer zu immer gewagteren Sprüngen; aber wie gesagt, überall gab sich das Vergnügen kund, kein Hang zu Streit und Händeln, und so konnte man mit einem Gefühle der Beruhigung nach Hause gehen, und sich die nüchternen Physiognomien derer ausmalen, die sich vielleicht heute Abend, wenn der Mond aufstieg, neben ihrem Pferde, auch wohl mit umgeworfenem Wagen im Graben wieder fanden, oder die bei der Brandstelle, wo der Ochse gebraten worden, erwachten, und vielleicht erschreckt ein verhängnißvolles Rad sahen und auf demselben den Kopf des Thieres mit seinen gewaltigen Hörnern, den ein Spaßvogel unter den Metzgerknechten dort aufgestellt.

IV.

Der Csárdás.*)

Wer hat nicht schon über Ungarn gelesen, oder sich von diesem eigenthümlichen und wunderbaren Lande erzählen lassen, und hörte nicht häufig das Wort „Csárdás"? Wer fuhr Abends auf einsamer Puszta und kam nicht zufällig in die Nähe einer Schenke, die, mitten im Sand auf einem kleinen Hügel stehend, den Kutscher auf dem Bocke so freundlich anlächelt, daß er die Zügel anzieht und eine kurze Rast hält? Wer lehnte sich träumend in seinen Wagen zurück und vernahm nicht auf einmal eigenthümlich wilde Geigentöne, das Pochen der Cimbalhämmer, die grellen Töne der Clarinette, alle zusammen zu einem lustigen Csárdás aufspielend? Wer ging Abends durch die Gassen von Pesth bei jenen kleinen Gärten vorbei, die, im hinteren Hofraume versteckt, durch Lichterglanz und frisches grünes Baumlaub die Vorübergehenden anlocken, und hörte nicht die sonderbaren Klänge, die man nicht leicht vergißt, wenn man sie einmal gehört, die uns wie ein bekanntes Lied tönen, ja deren wilden Tonfiguren wir mit Behagen folgen, nicht genug davon kriegen können und wie der tanzende Husar denken: Geschwinder! geschwinder! — aufgespielt ohne Rast und Ruh'! — Das ist ein Csárdás, und die Musikanten, die ihn aufspielen, sind heimatlos umherziehende Zigeuner, mit sicherer Hand und feinem Sinn für die Musik, mit Gluth im Herzen, heißem Blut im Kopfe und einer Ausdauer, die ans Fabelhafte gränzt.

---

*) Sprich: Tschardasch.

Ich bin fest überzeugt, daß keine Capelle der Welt im Stande ist, einen Csárdás zu spielen wie eine Zigeunerbande. Die wilden Weisen desselben klingen mit ihrem umherschweifenden Leben zusammen und sind ihnen angeboren; der Zigeuner hat sie nicht mühsam gelernt, diese wild klingenden Tonfiguren — nein, sie erzeugen sich in seinem Gehirn, und er führt sie aus, angeregt vom Augenblicke, bald melancholisch, bald wild und stürmisch, meistens das leuchtende Auge auf den Boden geheftet, in tiefe Gedanken versenkt. Wie der Ungar Eins ist mit seinem Pferde und man die Beiden fast als unzertrennlich betrachten kann, so der Zigeuner mit dem Instrumente, das er spielt und das er ja seit der frühesten Jugend nicht von sich gelegt. Schon mit acht, neun Jahren fangen die Zigeunerknaben an, Musik zu treiben, wobei sich jeder sein Instrument wählt, mit Vorliebe die Geige, und haben sie im Laufe der Zeit durch das Ablauschen von ihren Vätern etwas erlernt, so formirt sich sogleich unter ihnen ein kleines Orchester, welches, wenn auch noch so mißtönig, zusammenzuspielen anfängt. Von Noten und der uns bekannten Tacteintheilung haben sie natürlicher Weise keine Idee und lernen auch nichts dergleichen, selbst um später öffentlich aufzutreten. Ein oder zwei tüchtige Geiger setzen ihre Bande zusammen; diese erfinden vielleicht neue nationale Melodieen oder wissen die altbekannten und berühmten auf ihrer Geige zu spielen, ein einsames Gehölz ist der Musiksaal, dort wird der Bande das Stück einige Mal vorgespielt, und es dauert nicht lange, so hört man es mit allen Instrumenten vollstimmig executiren.

Schon in alten Zeiten bestanden aus Zigeunern die privilegirten Musikbanden in Stadt und Land. So findet man ihrer

schon im Jahre 1525 während der Landtage zu Ragos und Hatvan erwähnt; auf jeder großen Herrschaft bildeten sie fast ständige Orchester und außerdem ziehen kleinere und größere Banden fortwährend im Lande umher, um bei Bauernhochzeiten, bei Kindtaufen und dergleichen zu spielen, wo natürlicher Weise ihre größere Zahl bestimmend ist, um ein Fest nach der Meinung der Landleute glänzend und geschmackvoll zu machen, wobei aber ihrer drei eben so wenig Schwierigkeiten machen, einen Csárdás aufzuführen, als wären sie ein Orchester von zwanzig. Die Musik besteht aus dem Basse, möglichst vielen Violinen, einer Clarinette und dem Cimbal oder Hackbrett; letzteres ist mit Metallsaiten bespannt, und der Musiker bearbeitet es mit zwei Hämmern, wobei man oft welche antrifft, die das Cimbal mit erstaunenswerther Virtuosität spielen, und wo man die schwierigsten Passagen, die längsten Läufe ohne Schwierigkeit ausführen hört. Man sollte glauben, der schwache Schlag der Hämmer auf den leise klingenden Saiten müsse bei den grellen Tönen der Violine und Clarinette gänzlich verschwinden. Und doch ist dem nicht so. Wohl wird das Cimbal zuweilen vom wilden Sturm der Instrumente verschlungen. Doch kaum tritt eine Pause ein, kaum klingen die Violinen sanfter, so tritt das Cimbal hervor auf eigenthümliche Art melodisch wie das Fallen der Regentropfen, nachdem beim Gewitter ein heftiger Sturmwind vorübergebraust ist.

Wenn auch im Spielen der National-Melodieen die Hauptstärke der Zigeuner-Musikbanden liegt und sie darin unübertrefflich sind, so hört man sie doch, namentlich in größeren Städten, oft Ouverturen und Potpourris aus Opern correct genug ausführen, wenn man bedenkt, daß, wie vorhin bemerkt, keiner eine Note versteht, alle nach dem Gehör spielen. Doch bleiben diese

Musikstücke immer in gewisser Beziehung etwas Fremdes für sie und für uns, und gegen ihre eigenen Melodieen gehalten, klingen sie uns, als hörten wir Jemanden, wenn auch mit Virtuosität, eine fremde Sprache reden.

Das kommt aber auch wohl daher, weil ihre eigenen Weisen so ursprünglich frisch, so wild und gewaltig unter ihren Fingern aus den Saiten hervorquellen, weil sie so ganz eigen und Eins mit ihnen sind, weil man fühlt, wie der Zigeuner seine Wünsche, sein Hoffen, sein ganzes ruheloses Leben in die Töne hineinlegt, wie sie aus seinem Herzen dringen und so im Stande sind, die Herzen der Zuhörer zu ergreifen und zu rühren.

Hei! wie die Geigen singen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals springen
Ueber die Saiten frisch auf und nieder,
Pochender Herzschlag heimischer Lieder!
Himmel, wie jauchzen die Geigen so helle,
Schmetternd schreit Clarinette, die grelle!

singt der unvergeßliche Lenau, und er wie keiner hat seinem geliebten Ungarn das innerste Wesen abgelauscht.

Es sind National-Melodieen, die sie spielen, heimische Lieder, aber sie weben und schmelzen sie zusammen, sie variiren sie auf unglaubliche Art mit steigender Hast, mit steigender Wildheit, stundenlang fort; und diesen Klängen folgt der Ungar in willkürlichen Tanzbewegungen zuerst langsam und gemessen, dann immer wilder und ausgelassener, zuletzt in jauchzender Lust eben so unermüdlich wie die Musikanten. Und das ist der Csárdás.

Sehen wir einer dieser Musikbanden zu. Der Schauplatz

ist vor einer Schenke, die seitwärts vom Dorfe liegt; die Zigeuner sitzen und stehen unter weißblühenden Akazienbäumen; das Cimbal ruht auf zwei Holzblöcken, der mit dem Contrabaß steht da aufrecht, fertig zum Anfang, der Clarinettist netzt das Mundstück seines Instrumentes, und die mit den Violinen schauen nach dem Ersten unter ihnen, der nun

— — rasch die Geige nimmt,
Scharf genau die Saiten stimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und sein Haar, sein langes, schwarzes,
Wirft er schüttelnd ins Genick,
Drückt die Fiedel unters Kinn,
Und sein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.

Da fangen Alle mit einem Male an in wunderlich klingenden Tönen — ein Andante; es ist wie einzelne Accorde, welche die erste Violine mit eigenthümlichen Figuren verbindet. Rings umher stehen die Zuhörer, Csikóse und Husaren, den aufgekrempten Hut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde. Regungslos stehen sie anfänglich da, die Hände auf dem Rücken oder im Gurte verborgen, sinnend auf den Boden blickend oder hinaus auf die weite Puszte, wo der Abendwind und die letzten Sonnenstrahlen mit dem schwanken Grase spielen; und wie nun die Accorde voller werden und die Töne der Fiedel auffordernder und dringender, fährt hier und da eine Hand an den Hut und drückt ihn vom rechten an das linke Ohr, die Pfeife wird fester zwischen die Zähne genommen, die Sporen fangen an, leise zusammenzuklingen, und ein Blitz aus dem Auge gibt der seitwärts stehenden Tänzerin ein Zeichen, sich zu nähern. Sechs, acht, zehn oder noch mehr Paare, so viel gerade Tanzlustige da

sind, stellen sich in einen Kreis und fangen an, den Csárdás zu tanzen. Das, was sie eigentlich tanzen, näher zu beschreiben, gehört wohl zu den Unmöglichkeiten. Der Tänzer faßt seine Tänzerin um den Leib, und so lange das Andante dauert, begnügt er sich, sie einfach rechts oder links zu drehen, sie schelmisch lächelnd zu betrachten, mit den bespornten Absätzen zusammenzuschlagen und bald das eine Bein, bald das andere aufzuheben. Sie blickt zu Boden, hat ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und hüpft zuweilen in die Höhe, ohne dabei vom Platze zu kommen; überhaupt ist es bemerkenswerth, daß der Csárdás-Tänzer einen unglaublich geringen Raum für sich in Anspruch nimmt; nur zuletzt, wenn der „Fris" gar zu lustig wird, wenn die Violinen und Clarinetten in ihren wilden Klängen zur tollsten Lust auffordern, fängt er an, sich von seinem Platze zu bewegen und herumspringend einen Kreis zu beschreiben.

Betrachten wir nun einen Augenblick die Musikbande. Das Andante ist im Begriff, zu endigen; es hat etwas Schwermüthiges und Trauriges. Es ist uns, als lehnten wir am Bergesabhang, an dem mächtigen Stamme irgend eines Baumes, der seine schattenreichen Zweige über uns ausbreitet, und blickten hinab in ein sonnbeglänztes Thal, weit weit hinaus, einem fernen Horizonte zu, wo wir Kuppeln und Thürme einer Stadt sehen, die unser Liebstes verbirgt, dem wir, hier angefesselt, vielleicht nie mehr folgen dürfen. — Sie, der wir durch das Leben gefolgt, ist verloren für uns, wohl auf immer, das scheinen uns die traurigen Accorde auszudrücken, die so feierlich in unser Herz dringen, und die uns mit ihren Tönen wieder trösten wollen, während die hastigen Striche der Geige wie spottend erzählen von dem, was wir verloren, — unwiederbringlich verloren.

Da mit einem Male, gewaltig, ohne Uebergang, stürmen andere Bilder durch unsere Seele: laut auf jauchzen die Violinen, wie toll und wild scheint die Clarinette zu lachen, das Cimbal ahmt unseren Herzschlag nach: es geht immer rascher und gewaltiger, und wie die Schläge schneller und immer schneller werden, dehnt sich unsere Brust aus, wir athmen tief auf; es ist eigentlich ein schmerzlicher Seufzer, aber er wirft einen Felsenblock von unserer Brust. — Laß fahren dahin, laß fahren! Was geht mich die in der Ferne an, die mein Herz doch nicht verstanden, die eine Lust daran fand, es zu quälen und zu kränken! Ein Nebel bedeckt die ferne Stadt, die weite Ebene. Wir wenden uns rückwärts in einen dichten, frischen, grünenden Wald; dort, zwischen den mächtigen Stämmen macht schon die Nacht ihr Recht geltend, und sie zu vertreiben, lodert vom Boden ein lustiges Feuer, um welches phantastische Gestalten sitzen und uns mit Gläsern, voll des feurigen Ungarweines, zuwinken. — Hussa! das ist das Leben. Weg mit den Träumereien, werft euch hinein in den schäumenden Strudel! Und die Töne der Musik, die perfiden Töne, wie umziehen sie uns mit ihren glänzenden Fäden, wie die Spinne ihr Opfer, und trachten nach unserem Herzen, nicht um unser Blut zu saugen, sondern um es wild aufzuregen.

Weinendes Klagen, Freudengekicher,
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher,
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwalgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Das alles fühlen auch unsere Tänzer und Tänzerinnen, die mit dem ersten tollen Strich der Fiedel wie verwandelt sind. Die Ungarin lächelt zuversichtlich, und während sie die linke Hand in die Seite stemmt, legt sie die rechte fest auf die Schulter ihres Tänzers. Dieser biegt sich unter lautem Hussa! wie ein Stahlreif zusammen, und wenn er wieder aus einander schnellt, so hebt er seine Tänzerin oder wirft sie vielmehr in die Luft. Dann drehen und winden sich Beide offenbar nach Phantasie und Gutdünken, denn von einer Tanz-Figur, die ein einziges Paar unter sich oder mehrere zusammen beschrieben, ist, wie schon früher bemerkt, gar keine Rede. Man sieht nichts Willkürlicheres als die Bewegungen der Csárdás-Tänzer. Wie der Zigeuner die Töne seiner Geige scheinbar willkürlich schweifen läßt, wohin sie nur wollen, so scheint der Csárdás-Tänzer gerade das mit seinen wilden Bewegungen ausdrücken zu wollen, was ihm in den Sinn kommt; daß sich aber alle dieselben auf das blühende Mädchen beziehen, das er in seinen Armen wiegt, versteht sich von selbst; es ist ein ewiges Hinneigen und Fliehen, ein Winden und Drehen, ein Hochaufspringen und tief Niederbeugen, ein höchst ergötzliches, ja, hinreißendes Durcheinander, das um so mannigfaltiger und toller erscheint, da jedes Paar sich mit einem außerordentlich kleinen Raume begnügt und sich um die Nebentanzenden durchaus nicht bekümmert.

Zuweilen findet man im Csárdás eine gewisse Aehnlichkeit mit dem spanischen Fandango; man könnte auch wohl sagen, er gleiche dem verrufenen pariser Cancan, wenn nämlich ein Cancan denkbar wäre ohne die ihn bildenden seltsamen Stellungen und Geberden, welche bei dem ungarischen Tanze, der in jeder Beziehung durchaus anständig ist, gänzlich fehlen; aber wie sich

im Cancan auch ein einzelnes Paar, ohne viel Rücksicht auf die anderen zu nehmen, stundenlang durch Herumhüpfen amusirt, so auch hier.

Indessen wird die Musik mit jedem Bogenstriche wilder, toller, ja, man könnte sagen: gewaltiger. Als einfacher Zuschauer fühlt man sich fortgerissen und möchte mit ruhigem Blute einstimmen in das fröhliche Hussa der Tanzenden, weßhalb man wohl begreift, warum denen, deren Blut wild durch die Adern rast, deren Augen blitzen, deren fest auf einander gebissene, schneeweiße Zähne unter dem schwarzen Schnurrbarte hervor blicken, jeder Tact der tollen Musik eine Aufforderung scheint, den seltsam phantastischen Figuren der Fiedel zu folgen.

Und dabei haben die Zigeuner etwas Dämonisches, es ist, als fühlten sie die Kraft, die in ihren Saiten liegt, um das bethörte Volk tanzen zu machen, bis es vielleicht erschöpft zusammenbricht. Für mich war es bei diesen Csárdás-Tänzen interessanter, dem Orchester zuzuschauen, als dem Tanze selbst, namentlich denen, welche die Geigen spielen. Der Cimbalist hielt sich schon gemessener und ruhiger und streute nur zuweilen leichte, versöhnende, zur Ruhe ermahnende Klänge zwischen die lustig aufjauchzenden Accorde. Der mit dem Contrabaß blickte zu Boden und hatte genug zu thun, um das leichtsinnige Volk in Ordnung zu halten; der Clarinettist war ein gemüthlicher Schreier, ein Phantast, der wohl viel Lärm machte, dessen grelle Töne aber nicht zu Herzen drangen. — Aber die Geigen, die verfluchten Geigen! Ich habe sie in diesem Orchester von vier bis sechs Zigeunern mit Meisterschaft streichen hören, und dann packte jeder Bogenstrich mit dämonischer Gewalt; namentlich wenn man die wilden Gesellen, die Spielleute selbst, betrachtete. Da hing

das schwarze Haar um die pochenden Schläfe, da blitzte das funkelnde Auge unter den buschigen Brauen so spähend hervor, da sah man die Eindrücke, die das eigene Spiel hervorrief, um den seltsam zuckenden Mund, jetzt wie Hohn und Spott über die ganze Welt, dann wie Lust und Freude, dann wieder wie Trauer und tiefes Weh. Und wenn man dabei den Tönen jeder Geige folgte, wie sie in den wildesten Sprüngen, in Läufen und Cadenzen fast ohne alle Rücksicht auf die anderen zu spielen schien, so war es mir oft zu Muth, als hörte ich die Zigeuner sprechen und sich an vergangene Tage mit ihren Leiden und Freuden erinnern. Der sprach vom flachen Lande, wo durch die unübersehbare Ebene die Theiß ihre grünen, klaren Wellen rollt, vom Fischfange und von der Jagd; und wie dort das Wasser sanft und ruhig gleitet, wie dort der Abendwind leicht über die Fläche streicht, so zieht auch er mit dem Bogen ruhiger über die Saiten, nur zuweilen einen Sprung machend, daß es ist, als sähe man die silbernen Fischlein aus der Flut springen, oder als vernähme man die Ruderschläge eines Kahnes, der nach der Schilfinsel schleicht, wo zahlreiches Geflügel nistet und sich verbirgt. Der Andere jagte wild durch die Saiten, und wenn auch das, was er spielte, grell und höhnisch klang, so fühlte man doch oft den Ton eines tiefen Wehes, wie den Ausdruck eines hoffnungslosen Verlangens. Sah er vielleicht vor sich die düsteren Wälder Siebenbürgens, oder folgte er dem Lauf der geliebten Marós, die, selbst ein Zigeunerleben, ihre reißenden Wogen durch Felsen und Klippen dahinschäumt, rastlos und ruhelos? Erblickte er wohl in einem Seitenthale eine schlechte Hütte, ärmlich von außen, aber einen Schatz verbergend, der ihm der größte dieser Welt schien und den er wohl nie erlangen konnte? — Ja, ja,

dort stand sie, das schöne dunkle Zigeunermädchen mit dem so unaussprechlich ausdrucksvollen Blick im schwarzen Auge.

Die vom Abendroth Geküßte
Ist vom leichten West umflogen,
Und es flattert um der Brüste
Melodiegeschwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn diese schöne Brust erwacht!
Dieses Busens keusche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem sie einst entgegen schwellen,
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden!

Der Dritte war ein kecker, lustiger Geselle, welcher den Csárdás mitzutanzen schien, und dem man ansah, daß es ihm gewaltig Mühe machte, ruhig auf dem Platze zu bleiben; er bewegte den Oberkörper und den Kopf hin und her, und je wilder die vor ihm herumsprangen, um so verwegenere Sprünge machte er auf seiner Geige.

Der Vierte endlich hatte finster seine Brauen zusammengezogen und arbeitete mit gewaltigen Strichen. Wohl dachte er an den Bakonyer Wald, an das Räuberleben, das er dort geführt; jetzt sah man ihn spähend durch die Büsche schleichen, sich aufrichten, schauen, horchen. Da ist die Beute — drauf, drauf! Und nun stürmt er wild durch die Saiten, in scharfen, unheimlichen, grellen Klängen, und wenn man dabei die funkelnden Augen schaute und die scharf gekrümmten zuckenden Finger, so sah man unwillkürlich das Handbeil glänzen, hörte es dahinsausen und erblickte das Opfer blutend zusammensinken.

So spielten die vier ersten Geigen, und Jeder schien in den Touren abzuschweifen, wohin es ihm gerade gefiel; man glaubte vier ganz verschiedene Melodien zu hören und in den Klangfiguren die seltsamsten Bilder zu sehen; und doch war es wieder der Csárdás, den sie mit einander aufführten. Zuweilen aber erwachten sie aus ihren Träumereien und einigten sich in ein paar kräftigen Strichen und Accorden, um aber gleich darauf wieder tändelnd und lachend, jauchzend und klagend weit, weit aus einander zu gehen.

Nicht nur auf der Puszta wird der Csárdás getanzt, nicht nur in freier Luft unter blühenden Akazien oder auf dem festgestampften Lehmboden der Schenke — nein, in allen Gesellschaftsklassen ist er beliebt; man sieht junge Mädchen aus den Bürgerständen seinen verführerischen Klängen folgen; ja, wir hörten ihn in den goldenen Sälen der Ofener Kaiserburg, wo es einen eigenthümlichen Eindruck machte, als die große Militär-Musikbande auf einmal verschwand und die Zigeuner auf der reichen Tribune erschienen. Wie schauten sie mit ihren funkelnden Augen so neugierig in all den Glanz, in die Strahlen der Tausende von Wachskerzen, welche Seide, Spitzen, Brillanten und Federn beleuchteten! Wie klangen die Weisen hier in den weiten Hallen so seltsam, aber nicht minder zauberkräftig wie unter dem Lehmdache der Puszta! Die ernsten ungarischen Magnaten legten den Pelz mit Perlenschnur und Edelsteinkette auf die Seite und stellten sich in den Kreis mit ihrer Tänzerin, die sich zierlich auf die Seite bog, mit der rechten Hand graziös ihr Spitzenkleid faßte und die linke auf die Hüfte legte. Es war ein Csárdás, einfacher und eleganter als der der niederen Volksklassen, aber es waren dieselben ausdrucksvollen Bewegungen, das-

selbe Winden und Drehen, Entfliehen und Haschen, der gleiche mit heißem Blute ausgeführte Nationaltanz. Sprachen doch die heimischen Liederklänge so gewaltig an, daß ungarische Große mit weißem Bart am anderen Ende des Saales von ihren Sitzen aufstanden, im Tact gegen einander schritten und sich, wie bei der beliebten „Werbung," die Hände reichten.

Am natürlichsten aber bleibt der Csárdás auf der Puszta, vom Husaren und Csikós getanzt; unermüdlich, mehrere Stunden dauernd, bis endlich die Zigeuner ermattet ihre Instrumente sinken lassen und sich ein Tänzer nach dem anderen verliert. Hier erscheint er uns am originellsten, am passendsten, und besonders da, wo er, wie so oft im Ungarlande, gänzlich improvisirt aufgeführt wird.

Wir fuhren durch die heiße Ebene — Rasen und Haidegras, so weit das Auge reicht; fern am Horizont vielleicht ein dunkler Punkt, eine Gruppe knorriger Eichen; drüben das Wahrzeichen der Puszta, ein einsamer Röhrbrunnen, vor uns sehen wir schon seit einer Stunde die weißen Mauern der Haideschenke in einem Kranz von Akazien-Bäumen. Dicht an derselben haben wir die Zigeuner eingeholt, die am Wege lagen, rauchten oder schliefen und sich jetzt aufraffen, um in der Schenke zu spielen. So entsteht dieser Ball, so wird Csárdás getanzt, und eben so schnell, wie alles das gekommen, verschwindet es auch wieder ins Weite. Wir müssen am längsten da bleiben, bis die Pferde auf der Weide eingefangen sind, die vor unseren Wagen gespannt werden; die Csikós und Husaren schwingen sich, nachdem kaum wieder die Töne verklungen sind, auf ihre Pferde, reichen den Weibern und Mädchen in der Haideschenke, mit denen sie getanzt, zum Abschiede die Hand, trinken noch einmal in langem

durstigem Zuge vom feurigen Ungarwein, und dann, Hussa! geht's im Galopp auf die Puszta hinaus. Lange sehen wir sie noch, die schlanken, kräftigen Reiter, endlich aber stieben sie aus einander; der Eine reitet hierhin, der Andere dorthin, und bald erscheinen sie uns nur noch als einzelne Punkte in der gewaltigen öden, oft unheimlichen Fläche.

Auch die Zigeuner ziehen dahin, der nächsten Schenke, dem nächsten Erwerb zu. Was sie verdient hier, vertranken sie hier, und nichts ist ihnen übrig geblieben als der erbettelte Tabak in der kurzen Pfeife. Bald folgen wir ihnen, und es dauert nicht lange, so haben wir sie mit meinem leichten Wagen und den vier flüchtigen Pferden eingeholt. Gerade hatte ich die Gedichte des unvergeßlichen und theuren Lenau aufgeschlagen; bald las ich darin, bald betrachtete ich unser Gespann und die Landschaft, mich freuend, wie das alles mit dem Buche so wunderbar zusammenklang. — Und auch jetzt wieder, wie ich da vor uns unter einer Gruppe weitästiger Eichen unsere Zigeuner sah, die sich dort gelagert — hing da nicht das Cimbal am Baume, hielt nicht

— der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel?

Ja, so war es, und Einige lagen auf dem Rücken, ließen den gekräuselten Tabaksdampf langsam aus ihrem Munde aufsteigen, während sie mir fröhlich zunickten, ohne Neid auf mein rasches, leichtes Fuhrwerk. Andere hatten den Kopf auf den Arm gestützt und schliefen, unbesorgt um Morgen und Uebermorgen — ein seltsames Volk, diese Zigeuner, glücklich in ihrer

Freiheit, ihrer Armuth, glücklich, weil sie in ihren geflickten Kleidern zufrieden sind mit dem bischen, was sie durch ihre Kunst erwerben; glücklich, weil sie so wenig bedürfen, weil sie das, was wir Comfort nennen, nicht achten, sondern geringschätzen. Ja, glücklich, denn

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Die Feste in Rußland im Jahre 1846.

1.

Peterhof, 30. Jun. Das Dampfboot „Krosiaßtschy (der Drohende)“ ein ganz neues, sehr schönes Kriegsschiff mit schweren Paixhansgeschützen, welches der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn, dem Kronprinzen von Württemberg, bis Swinemünde entgegengeschickt, hatte die Reise von Petersburg in der unglaublich kurzen Zeit von 62 Stunden zurückgelegt, das schnellste, was noch je ein Kriegsdampfboot geleistet. Doch hatte es stille See, ruhige Wellen und, was bei einem Dampfboot fast das beste ist, gar keinen Wind gehabt. Alles das hatte sich bei der Reise des Kronprinzen auf einmal geändert, es war als betrachte ihn das Meer schon als zur kaiserlichen Familie gehörig, deren Mitglieder, namentlich der Kaiser, fast beständig bei ihren Ueberfahrten unruhiges Meer gehabt. Die See ging hoch. Der Wind war im Hafen Nordwest, draußen stark Nordost, und bewegte das Schiff während der Nacht der Abfahrt, sowie den ganzen folgenden Tag hindurch auf eine höchst unangenehme Weise.

Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes aufs eleganteste eingerichtet, und mit einem Musikcorps versehen, welches so oft spielte als es Wind und Wetter zuließ. Am zweiten Tage der Fahrt (26.) bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel,

welche von den Officieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt, und nach mehrern Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu seiner Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter Befehl des Admirals Lazareff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt, oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und herrlichen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an, wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll nach unserm großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einemmal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel wie ich nie etwas ähnliches gesehen, ganz das Bild einer Seeschlacht während des heftigsten Feuerns. Die ungeheuern Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporsahen, und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Das Meer war an diesem Tage viel ruhiger, und der hohe Reisende befand sich mit seiner Begleitung fast beständig auf dem Verdeck, indem er sich bald dieß bald jenes erklären ließ, bald mit den Officieren über das Seewesen sprach, bald zu den Matrosen trat, die es gern sahen, daß der künftige Sohn ihres Kaisers freundlich unter ihnen umherging und ihr Mittagessen, sowie Abends ihre Grütze versuchte, was beides, beiläufig gesagt,

sehr schmackhaft gekocht ist und sehr nahrhaft sein muß. Die Officiere des Schiffs, großentheils aus hohen Familien, waren alle sehr freundlich, meistens gebildete Leute, und wenige unter ihnen, die nicht zwei bis drei Sprachen fertig gesprochen hätten.

Am 28. näherten wir uns Reval und fanden vor dieser Insel eine Brig aufgestellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo sich die kaiserliche Familie befindet, weiter meldete, nicht ohne die württembergische Flagge mit 21 Schüssen zu begrüßen. Endlich am 28. gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Kronstadt, und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, sowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reisenden ihre besondere Ehrerbietung, indem die Officiere auf dem Hinterdeck versammelt waren und salutirten, und die Matrosen sich oben auf den Raaen aufgestellt hatten, wodurch so ein großer Mast wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erscheint. Bald erschien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaisers, und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Wassiltschikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert sind. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiser selbst mit dem Großfürsten-Thronfolger und beiden jungen Großfürsten, so wie der Herzog v. Leuchtenberg und Prinz Peter v. Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und das Wiedersehen so wie der Empfang war auf beiden Seiten herzlich und ungezwungen.

Schon von weitem sahen wir den Kaiser an die Schiffswand treten; er rief dem Kronprinzen mit seiner volltönenden

Stimme die freundlichsten Worte entgegen. An dem Ufer von Peterhof war eine unzählige Volksmenge versammelt, und man sah wohl, daß der Kronprinz, der an der Hand des Kaisers den russischen Boden betrat — er trug die Uniform des Nischni-Nowgoroder Dragonerregiments — mit seiner hohen Gestalt und freundlichem Aeußern einen sehr günstigen Eindruck auf alle machte, die ihn umstanden. Wie der Empfang bei der Kaiserin und der Braut war, kann man sich leicht denken.

2.

St. Petersburg, 3. Jul. Wenn man in diesen Tagen nach Peterhof kommt, wo sich die kaiserliche Familie befindet, so sieht man allenthalben, am Meere sowohl wie in den langen schönen Alleen der verschiedenen Anlagen in Mon Plaisir, Alexandrin und Peterhof die großartigsten Anstalten zu Transparenten und Beleuchtungen aller Art für die festlichen Tage, die uns bald bevorstehen. Da der Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin in dieselbe Zeit der Vermählung des hohen Brautpaars fällt, so haben wir doppelt Schönes zu erwarten.

Die Verlobung Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen von Württemberg und J. kais. Hoh. der Großfürstin Olga wird am Dienstag den 7. Jul. unsers Styls, und die Vermählung am 13. d. M. hier in Peterhof stattfinden. Die einzige Festlichkeit der Vermählung, die in Petersburg sein wird, ist eine große Präsentation, resp. Gratulation der hiezu berechtigten Hof-, Civil- und Militärbeamten, wozu es hier in Peterhof an einem Local fehlt, das groß genug wäre.

Man weiß, wie einfach die Mitglieder der kaiserlichen Fa-

milie während ihres Sommeraufenthalts in Peterhof leben. Keines derselben wohnt im Peterhofer Schlosse, sondern alle in verschiedenen kleinen Cottages, die zerstreut auf den schönsten Punkten der wirklich herrlichen Anlagen liegen; fast alle haben eine Aussicht auf das Meer und Kronstadt. Die reizendste und heimlichste dieser Cottages ist die der Kaiserin zu Alexandrin, wo auch der Kaiser und die Großfürstin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten wohnen. Große Pracht und Reichthum ist an dieser Cottage nicht verschwendet, aber die Lage des Hauses mitten im Gebüsch, die niedliche Bauart desselben, die geschmackvoll und sinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vasen, Blumenpartien, bilden hier das schönste, was ich in meinem Leben gesehen. Die Wohnung der Kaiserin zu Olivuzzo war in demselben Genre wie diese Cottage, und man hat der hohen Fürstin damit wahrscheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingssitz geben wollen. — Der Großfürst-Thronfolger bewohnt ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, dessen Gallerie von hohen Birkenstämmen getragen wird.

So einfach freundlich und gemächlich wie diese Wohnungen ist auch das Leben in denselben, und ebenso ist das Erscheinen der kaiserlichen Familie gewöhnlich in Peterhof: fast täglich sieht man die Kaiserin in einem Char-a-banc in dem Garten des Peterhofschlosses der Musik zuhören, zur Linken den Kaiser, hinter sich das hohe Brautpaar, das natürlich von der Menschenmenge neugierig betrachtet wird, und wenn schon das freundliche Aeußere des Kronprinzen von Württemberg einen guten Eindruck auf Alle macht, so trägt doch die Liebe der verehrten Kaisertochter zu ihrem Bräutigam das meiste dazu bei, daß auch die Personen, welche ihn nicht kennen, ihn lieben und verehren.

Gestern war in Peterhof ein eigenthümliches schönes militärisches Fest, der Einzug der Cadetten in ihr Lager; es waren an 2000 junge Leute von 8 bis 18 Jahren, die ganze Lilliputarmee, wie sie der Kaiser nennt, alle uniformirt, bewaffnet und beritten. Zuerst eine halbe Schwadron Dragoner mit Lanzen (die Junkerschule), dann kleine Tscherkessen, ebenfalls zu Pferd, hierauf das Pagencorps, dann Artillerie mit kleinen Kanonen, und einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den übrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nikolaus und Michael.

Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohsäcken und allem nöthigen wie das übrige Militär haben, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Thronfolgerin, Marie und Olga, gefolgt von den Officieren des Regiments Chevalier-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Cadetten ein Zeichen wurde, die nun in vollem Lauf alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor, und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein rührender Anblick, und ich bin fest überzeugt, daß keiner von all diesen kleinen Männern, die später Officiere werden, wo der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reichs bestimmt wird, und die vielleicht in langen langen Jahren ihren Kaiser nicht wieder-

sehen, die Herzlichkeit vergißt, mit der ihn die kaiserliche Familie begrüßt, und mit der ihm der Kaiser die Hand gegeben.

3.

Peterhof, 14. Juli. Heute um 1 Uhr hielt der Kaiser in Begleitung des Kronprinzen von Württemberg, des Prinzen von Preußen und der Prinzen von Schweden und Holstein eine große Wachparade, bei welcher das Regiment Garde à Cheval aufzog. Ihre Maj. die Kaiserin erschien mit J. k. Hoh. der Kronprinzessin von Württemberg in einer offenen Kalesche, und wurde, bei der Linie vorbeifahrend, von dem Militär mit lautem Zuruf begrüßt. Abends um 9 Uhr empfingen der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg das diplomatische Corps, und begaben sich darauf mit der kaiserlichen Familie zu einem großen bal masqué, für welchen schon heute morgen an 6000 Karten ausgetheilt waren, was für die beschränkten Räumlichkeiten von Peterhof außerordentlich viel ist. Im Petersburger Winterpalast übersteigt bei solchen Gelegenheiten die Zahl der Eingeladenen oft 20 bis 25,000 Personen.

Der maskirte Ball heute Abend bestand darin, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen schwarzen Domino trugen, und daß die Polonaisen mit dem Hut auf dem Kopf getanzt wurden. Für uns hätte es aber auch in anderer Beziehung ein Maskenball sein können, denn es wimmelte von fremden malerischen Costümen. Neben Tscherkessen, Kosaken, sah man orientalische Trachten, und zwischen den glänzenden Uniformen der russischen Regimenter wandelten ernst und still armenische und grusinische Fürsten in ihrer reichen und schönen Tracht.

Gegen 11 Uhr verkündigten vor den Fenstern aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an 4000 Matrosen beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten, und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Nach der Abendtafel standen für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste kleine offene Wagen (sogenannte Linien) bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des großen Peterhofparks fuhr. Es ist unmöglich, sich von dieser riesenhaften Illumination einen Begriff zu machen, bald fuhr man zwischen hohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besäet; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils wirklich existirten, theils ebenfalls aus Brettern gemacht waren. Den herrlichsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen, das an einem kleinen See liegt, der rings mit leuchtenden Arkaden umgeben war, die sich in dem klaren Wasser wiederspiegelten. Bei Wasserfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Wasser angebracht waren, wodurch dasselbe als eine helle Flamme erschien. Auf allen Plätzen des Parks waren Musikchöre aufgestellt, und eine ungeheure Menschenmenge wogte umher. Diese Promenade dauerte ungefähr bis 2 Uhr, worauf für heute alle Festlichkeiten beendigt waren.

4.

Peterhof, 19. Juli. Da das Wetter während der Vermählungsfeierlichkeiten nicht so günstig war, wie wohl in andern

Jahren, so verlor sich die ungeheure Menschenmenge, die von Petersburg theils zu Wagen, theils zu Dampfboot hieher gekommen waren, schon bald wieder, und den zweiten Tag nach der Hochzeit waren außer den eingeladenen Gästen nur noch wenig Neugierige mehr zu sehen. Die kaiserliche Familie führt nach wie vor hier in Peterhof ihr stilles, heimliches Familienleben fort. Der Kronprinz von Württemberg mit seiner jungen Gemahlin bewohnt ein kleines aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitet, und wo Se. Majestät die Tochter ganz in der Nähe hat, was er denn auch den Tag über häufig benutzt, indem er das hohe Paar in seinem jungen Hausstande überrascht.

Da die großen Manöver bei Krasnoje noch nicht begonnen haben, so läßt Se. Majestät bald die beiden Cürassierregimenter, bald das Cadettencorps, die sich hier befinden, exerciren.

Am 17. war bei Kronstadt große Schiffsrevue, eines der schönsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Se. Majestät der Kaiser mit seinem Schwiegersohn, dem Kronprinzen von Württemberg, der Kronprinzessin, dem Prinzen von Preußen und dem Herzog von Leuchtenberg nebst General- und Flügeladjutanten fuhren um 11 Uhr von hier nach Kronstadt. In andern Dampfbooten waren das Gefolge und die eingeladenen Officiere. Als man der Flotte, welche auf der Rhede von Kronstadt lag, ansichtig wurde, ließ der Kaiser die preußische Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Westen nach Osten aufgestellt. In der ersten lagen 18 Linienschiffe von

110 bis 74 Kanonen, aufs genaueste alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen. Die zweite Linie bestand aus 18 Dampf- und Segelfregatten, und in der dritten Linie lagen 10 leichte Fahrzeuge, als Schooner, Brigs u. s. w.

Am Ausgang des Kronstadter Hafens hat der Kaiser in jüngster Zeit mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ein riesenhaftes Festungswerk angelegt. Das Fort Alexander ist nach Art der Montalembert'schen Thürme aus Granitquadern erbaut, und besteht aus vier casemattirten Stockwerken, welche mit der Plattform etwa 170 Stück der schwersten Kanonen enthält. Da der Grund, auf welchem das Fort steht, aus unmittelbarem Sumpf bestand, so war ein ungeheurer Holzrost erforderlich, um für die Fundamente einen Halt zu finden.

Der Kaiser legte mit seinem Dampfboot dort an, und stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsofficiere unsers Bootes, der neben mir stand, sagte: „mir scheint, der Kaiser wird seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung." Dem war wirklich so, denn ein paar Secunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke nachher donnerte und krachte es von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämmtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse, in Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserm Dampfboot aus kaum 100 Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nach-

dem der Kaiser sein Boot wieder bestiegen hatte, begab man sich zur Flotte, und fuhr zuerst an der Linie der Linienschiffe vorüber, wo die Mannschaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte. Se. Majestät gab nach beendigter Revue seine Zufriedenheit zu erkennen, und befahl, jedem der Matrosen eine Löhnungszulage zu geben.

5.

St. Petersburg, 24. Juli. Schon lange sprach man davon, daß nach den Vermählungsfeierlichkeiten in Peterhof der Kaiser mit den hohen Neuvermählten die Hauptstadt besuchen werde, theils um seinem Schwiegersohn die herrliche Stadt zu zeigen, theils um den Petersburgern, die nicht alle im Stande waren, den Peterhof-Feierlichkeiten beizuwohnen, wenigstens noch das Paar in der vollen Blüthe seines jungen ehelichen Glückes zu zeigen.

Am 21. d. verließen der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg in Begleitung der übrigen Mitglieder der hier anwesenden kaiserl. Familie, des Prinzen von Preußen, sowie des Prinzen Oskar von Schweden, Peterhof, Abends 7 Uhr, auf dem Dampfboot Newa und fuhren, gefolgt von zwei andern kaiserl. Dampfboten, gen Petersburg. Bald erreichte man ein kleines Geschwader von vier Fregatten, auf welchen die Seecadetten geübt werden, worauf der Kaiser die Flagge der Kaiserin aufziehen ließ und von allen Schiffen mit 21 Schüssen begrüßt wurde. Diese Flagge der Kaiserin ist äußerst sinnig erdacht. Sie führt einen blühenden Rosenkranz und ein Schwert, und wurde von Sr. Maj. dem Kaiser bei

einem Carroussel, das vor zwei Jahren statt hatte, für sich und die Kaiserin angenommen. Gegen 9 Uhr Abends landete man bei Jelagyn in der Nähe eines kaiserlichen Lustschlosses, das reizend auf einer der vielen schönen Newa-Inseln gelegen ist.

Am 22. war große Parade der ersten Grenadierdivision in Petersburg, alles schöne ausgewählte Leute von der besten militärischen Haltung; es gewährte auch dem Nichtmilitär wahres Vergnügen, sie paradiren und exerciren zu sehen. Am 23., als dem Namensfest der Kronprinzessin Olga, war in Jelagyn große Gratulationscour, Abends französisches Theater, und später wurde auf einer der Newa-Inseln gegenüber dem kaiserlichen Lustschloß ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Eine ungeheure Menschenmenge war zugegen, die Newa mit unzähligen Booten bedeckt, die bei eintretender Finsterniß mit bunten Lampen verziert wurden, was einen außerordentlich schönen Anblick gewährte. Die ganze kaiserliche Familie fuhr während des Nachmittags in offener Kalesche durch das Menschengewühl, und wurde überall mit freudigem Zuruf empfangen. Am andern Tag zeigte der Kaiser seinem Schwiegersohn einiges von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, und Abends kehrte Alles nach Peterhof zurück, wo vorderhand die Festlichkeiten beendigt sind. Am 28. wird sich die kaiserliche Familie auf einige Tage nach Krasnoje-Selo begeben, um den Exercitien und Manövern der Truppen, die dort im Lager stehen, beizuwohnen. Heut Abend geht Se. Maj. der Kaiser in Begleitung des Prinzen Oskar von Schweden in See bis auf die Höhe von Reval, wo die vereinigte russische und schwedische Flotte ein großes Seemanöver ausführen wird, nach dessen Beendigung der Prinz Oskar mit seiner Flotte die Rhede von

Kronstadt verläßt, um vorderhand nach dem Mittelmeer, wohin er bestimmt ist, abzugehen.

Das Wetter, das bisher mit Ausnahme einiger schönen Tage sehr unbeständig war und bald Wind bald Regen brachte, hat sich seit einigen Tagen geändert, und es herrscht eine wirklich asiatische Hitze, die um so drückender ist als man so wenig Schutz dagegen hat.

6.

Peterhof, 29. August. Die großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das ganze Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann stark, theilnahm, haben nun mit einer großen Parade geschlossen, die das größte und schönste militärische Schauspiel war, das man auch nur hier sehen kann, wo die an sich einförmige Linie durch die verschiedensten europäischen und orientalischen Waffengattungen malerisch unterbrochen wird. Die Soldaten sind in ihre Standquartiere zurückgekehrt, sowie die Cadetten nach einem kleinen Manöver Peterhof verlassen haben.

Der Sommer, der dieses Jahr so schön war, wie man sich in langer Zeit keines ähnlichen erinnert, scheint in diesen letzten Tagen Abschied nehmen zu wollen, und ohne Herbst in den Winter überzugehen. Der Wind kommt von Norden, die See fängt an hoch zu gehen, und die Blätter fallen von den Bäumen. Wenn man nach oder von Petersburg fährt, so begegnet man ganzen Zügen von Wagen mit Hausrath beladen; denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, beziehen die Winterquartiere. Mit der ernsten traurigen Jahreszeit, die, wie gesagt, hier in Peterhof in ihren Anfängen beginnt fühlbar zu werden, kommt auch die Zeit näher, wo die kaiserliche

Familie einen Verlust erleidet, dessen Größe nur der zu würdigen versteht, welcher das Glück hatte, der Großfürstin Olga näher zu stehen. Wäre nicht der Gedanke tröstend, daß sie eine neue und schöne Heimat findet, und daß für die Tausende, die hier ihren Verlust beklagen, so viele Tausende dort ihren Einzug segnen, so müßte der Winter für die Zurückbleibenden doppelt traurig sein.

Die Abreise des hohen Paars ist vorläufig auf den 9. Sept. festgesetzt; der Großfürst Constantin wird die Schwester nach Stuttgart geleiten. Für die Ueberfahrt nach Stettin sind die beiden Dampffregatten Kamtschatka und Krosiaßtschy bestimmt. Die Kriegsdampfboote Hrabruj (der Tapfere) und Oswastmiy (Unerschrockene) gehen heute mit der Aussteuer der Kronprinzessin voraus. Der Kronprinz von Württemberg wird mit seiner Gemahlin einen Tag bei der königlichen Familie in Berlin zubringen, und darauf, nach einem Besuch bei den Höfen von Sachsen-Altenburg und Weimar, über Würzburg und Heilbronn nach Stuttgart zurückkehren.

PT
2284
H2Z52
1861
Bd.2

Hackländer, Friedrich Wilhelm
Tagebuch-Blätter

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 03 06 007 3